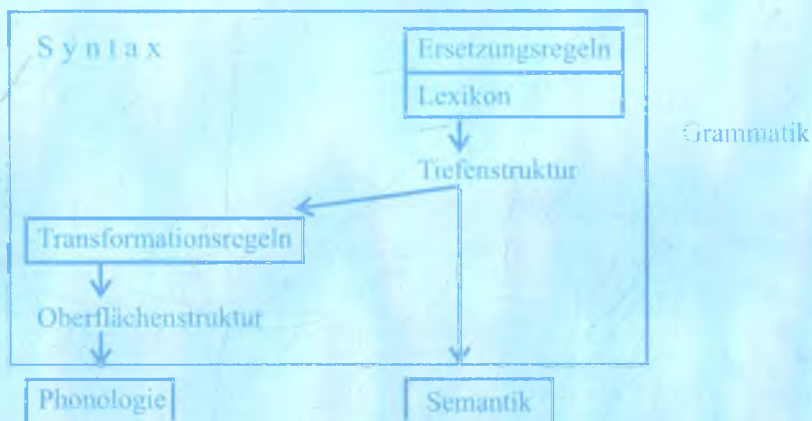


Gerhard Helbig

Linguistische Theorien der Moderne



Germanistische Lehrbuchsammlung

herausgegeben von
Hans-Gert Roloff

Band 19

Gerhard Helbig

Linguistische Theorien der Moderne

WEIDLER Buchverlag Berlin

Erstausgabe 2002

© WEIDLER Buchverlag Berlin 2002

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Weidler & Partner Büroservice, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-89693-319-1

Vorwort

Das vorliegende Buch basiert auf Vorlesungen, die der Verf. seit den 60er Jahren, vor allem in den 90er Jahren an der Universität Leipzig gehalten hat. Zugleich kommt es einem Wunsch des Verlages und von Kollegen entgegen, die beiden „Vorgängerwerke“ „Geschichte der neueren Sprachwissenschaft“ (¹1970) und „Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970“ (¹1986) neu zu bearbeiten und weiterzuführen.

Es versteht sich als Lehrwerk und wendet sich an den gleichen Benutzerkreis wie die „Vorgängerwerke“: Es soll und kann eine vollständige Geschichte der Linguistik nicht ersetzen, sondern will dem Nachwuchswissenschaftler, Studenten und Lehrer eine Orientierung über verschiedene Theorien der modernen Linguistik (und den Zugang zu ihnen) erleichtern. Diese Zielstellung ist heute genauso aktuell oder noch aktueller als vor 30 Jahren, nicht nur angesichts der noch größeren Vielfalt und Diversifikation der linguistischen Theorien selbst, sondern auch auf Grund der Tatsache, daß der heute heranwachsenden Generation von Sprachwissenschaftlern und Studenten eine Vielfalt von Theorien (und Versionen dieser Theorien) *gleichzeitig* entgegentritt – was erfahrungsgemäß oft zu Schwierigkeiten in der Zuordnung führt –, während eine (unsere) ältere Generation das *Nacheinander* in der Entwicklung dieser Theorien (und ihrer Versionen) miterleben (und z.T. auch mitgestalten) konnte.

Dennoch handelt es sich bei dem vorliegenden Buch weder um eine einfache Überarbeitung noch eine bloße Weiterführung der Vorgängerwerke. Das war schon deshalb nicht möglich, weil – trotz der Weiterentwicklungen und Diversifikationen – der geringere Umfang vielfache Straffungen und Kürzungen erforderlich machte: Das betrifft Details zu „älteren“ Entwicklungen und die Einbettung in größere (z.B. philosophische oder ideologische) Zusammenhänge. Das betrifft aber auch den (nicht zu umgehenden) Verzicht einerseits auf Kapitel zu *einzelnen* Linguisten, die in ihrer Stellung – z.T. als „Grenzgänger“ zwischen Theorien und Richtungen (wie z.B. Fries und Glinz) – besonders aufschlußreich erscheinen, andererseits auf Kapitel zu Grenzgebieten wie Psycholinguistik und Soziolinguistik, die zwar im weiteren Sinne der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ der Linguistik zugerechnet werden können, aber relativ selbständig sind und inzwischen auch spezifische Überblicksdarstellungen erfahren haben.

Vor allem aber mußte sich – entsprechend der Entwicklung der Theoriebildung in der Linguistik selbst – die „Fokussierung“ ändern. Grob ge-

sagt: Während die „Geschichte der neueren Sprachwissenschaft“ unter dem besonderen Aspekt der *Grammatiktheorie* stand und die „Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970“ durch die Ausprägung der „*kommunikativ-pragmatischen Wende*“ in der Linguistik dominiert war, tritt in der jüngeren Zeit (und damit auch in diesem Buch) die zunehmend *kognitive* Orientierung in den Vordergrund. Dies führte nicht nur zu einem neuen Kapitel zur kognitiven Linguistik, sondern hatte auch entsprechende Reflexe in anderen Kapiteln (z.B. zur generativen Grammatik, zur Valenz- und Kasustheorie, zur Textlinguistik). Damit aber die entsprechenden *Entwicklungen* unterschiedlicher Theorien überhaupt sichtbar werden konnten, konnte auch auf das Woher, auf ihre Anfänge und Ausgangskonzepte in der Vergangenheit (mindestens seit de Saussure) nicht verzichtet werden. Ohne Kenntnis der Geschichte einer Wissenschaft und ihrer Theorien können gegenwärtige Prozesse und Probleme nicht adäquat erfaßt werden.

Die Geschichte der Linguistik stellt sich als eine Abfolge von *Theorien*, *Gegenständen* und *Methoden* dar. Mit den Theorien (im engeren Sinne) hängen jeweils auch Gegenstandsbereiche und Methoden zusammen, die nicht einfach vorgegeben sind, sondern sich zusammen mit den Theorien verändern. Veränderte Theorien führen oft zu Veränderungen im Gegenstandsbereich und im Methodenarsenal der Linguistik. Deshalb kam es uns darauf an, die Trias von Theorie, Gegenstandsbereich und Methoden besonders zu verdeutlichen, anders: die Entwicklung der Theorien auch unter dem Aspekt der Kontinuität und Diskontinuität von wechselnden Gegenständen und Methoden (in ihrer Beziehung untereinander und auch zu den Nachbarwissenschaften) in das Blickfeld zu rücken.

Es versteht sich, daß dieser Band nicht das Studium der Originalwerke überflüssig machen kann und will. Im Gegenteil: Er möchte zu diesem Studium anregen und zu ihm hinführen. Deshalb wird eine relativ große Zahl von (speziellen) Literaturhinweisen gegeben, die wir – aus Gründen der Übersichtlichkeit – jeweils den einzelnen Kapiteln angefügt haben.

Gerhard Helbig

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis für Literaturangaben	14
Literatur (allgemein)	16
1. Zur Situation der Sprachwissenschaft vor de Saussure	17
1.1 Die romantische Sprachwissenschaft	17
1.2 Die junggrammatische Schule	19
1.3 Die Überwindung der Junggrammatiker	24
1.3.1 Die psychologische Richtung	24
1.3.2 Die neoidealistische Geistesgeschichte	25
1.3.3 Die Mundartforschung	28
1.3.4 Die Kulturmorphologie	30
1.4 Literatur	32
2. Die Neuorientierung bei de Saussure	35
2.1 Einordnung	35
2.2 Systemhaftigkeit der Sprache: <i>langue</i> und <i>parole</i>	36
2.3 Synchronie und Diachronie	37
2.4 Bilaterales Zeichenmodell	38
2.5 Sprache als immanentes Relationssystem	41
2.6 Bedeutung und Wirkung	42
2.7 Literatur	44
3. Die Herausbildung der strukturellen Linguistik	46
3.1 Allgemeine Grundlagen	46
3.2 Die Prager Schule	47
3.2.1 Theoretische Konzeption	47
3.2.2 Die Phonologie Trubetzkoy's	50
3.2.3 Theorie der binären Oppositionen	54
3.2.4 Lehre von der funktionalen Satzperspektive	55
3.2.5 Das Konzept von Zentrum und Peripherie	57
3.2.6 Sprache als funktionales System	57
3.2.7 Theorie der Literatursprache und Sprachkultur	59
3.2.8 Spezifika der Dichtersprache – Poetik	60
3.3 Die Kopenhagener Schule	61
3.3.1 Die vier Strata	61
3.3.2 Das Relationsgerüst der Sprache und immanente Algebra	63
3.3.3 Funktions- und Zeichenbegriff	64

3.3.4	Zusammenfassung und Einordnung.....	66
3.4	Der amerikanische Deskriptivismus.....	68
3.4.1	Allgemeines.....	68
3.4.2	Bloomfields behavioristischer Ansatz.....	69
3.4.3	Das Meaning-Problem.....	72
3.4.4	Der Distributionalismus von Harris	74
3.5	Zusammenfassung zu den drei großen Schulen des „klassischen Strukturalismus“	77
3.5.1	Verschiedenheiten der Schulen	77
3.5.2	Verdienste und Grenzen der strukturellen Linguistik	81
3.6	Strukturelle Linguistik in anderen Ländern	81
3.6.1	Sowjetunion.....	83
3.6.2	Britischer Kontextualismus	84
3.6.3	Zum französischen Strukturalismus	84
3.6.3.1	Martinet	84
3.6.3.2	Die strukturelle Semantik von Greimas	86
3.7	Literatur	87
4.	Inhaltbezogene Grammatik.....	93
4.1	Allgemeine Bemerkungen.....	93
4.2	Grundbegriffe der inhaltbezogenen Grammatik	94
4.2.1	Wesensbestimmung der Sprache.....	94
4.2.2	Rezeption Humboldts: Weltansicht der Sprache und innere Sprachform	95
4.2.3	Sprachinhalt, Weltbild und Zwischenwelt	96
4.2.4	Weisgerbers dreigliedriges Sprachmodell (und die Be- griffe Inhalt, Funktion und Bedeutung).....	98
4.3	Die Rolle der Grammatik und der vierstufige Aufbau der Sprachwissenschaft	102
4.4	Zusammenfassung	105
4.4.1	Einordnung	105
4.4.2	Kritische Bemerkungen (auch zum sprachphilosophi- schen Hintergrund und zu den sprachpolitischen Fol- gen)	106
4.4.3	Andere Vertreter der inhaltbezogenen Grammatik	108
4.4.4	Verhältnis von struktureller Linguistik und inhaltbezo- gener Grammatik	109
4.5	Niederschlag in der Sprachbeschreibung	110
4.5.1	Der Begriff des sprachlichen Feldes	111
4.5.2	Die „Akkusativierung“ des Menschen	113
4.6	Literatur	115

5.	Abhängigkeitsgrammatik und Valenztheorie	119
5.1	Die Abhängigkeitsgrammatik Tesnières	119
5.2	Zusammenfassung (und Vergleich mit anderen Grammatiktheorien).....	124
5.3	Die Entwicklung des Valenzbegriffes bis zu den ersten Valenzwörterbüchern	125
5.3.1	Tesnières Konzept als Glied einer Traditionskette	125
5.3.2	„Vorläufer“ und Motivation für den Valenzbegriff Tesnières	127
5.3.3	Tesnières Beitrag	128
5.3.4	Erste Nutzung des Valenzbegriffes in der Grammatik	128
5.3.5	Erste Valenzwörterbücher	130
5.4	„Offene“ Probleme bei Tesnière	132
5.4.1	Syntax oder Semantik?	132
5.4.2	Unterscheidung von „actants“ und „circonstants“	135
5.5	Valenz und Sprachebenen	136
5.5.1	Ausdrucks- vs. Inhaltsvalenz.....	136
5.5.2	Syntaktische, semantische und logische Valenz	137
5.5.3	Valenz und Bedeutung	139
5.5.4	„Semantisierung“ der Valenz	141
5.6	Erweiterung zur „pragmatischen Valenz“	143
5.6.1	Was ist „pragmatische Valenz“?	143
5.6.2	Modifizierung in Textsorten.....	144
5.6.3	Einbindung über die semantischen Kasus in „Szenen“	144
5.6.4	Pragmatische „Umkehr“ der Betrachtungsweise?	145
5.7	Zentralproblem: Unterscheidung von E und A	146
5.7.1	Syntaktische, semantische und pragmatische/kognitive Kriterien	146
5.7.2	Relativierung und Spezifizierung der Unterscheidung	148
5.8	Pro und contra Valenz	149
5.8.1	Globale Valenzkonzepte.....	149
5.8.2	Für verschiedene Ebenen, aber contra Valenz?	150
5.9	Literatur	151
6.	Generative Grammatik	155
6.1	Die Transformationsebene bei Harris	155
6.2	Die erste Phase der generativen Grammatik Chomskys	158
6.2.1	Zielstellung der generativen Grammatik.....	158
6.2.2	Phrasenstruktur- und Transformationsebene.....	159
6.2.3	Entwicklung einzelner Transformationen	162
6.2.4	Die „erklärende Kraft“ der generativen Grammatik	164
6.2.5	Verhältnis von Syntax und Semantik	165

6.2.6	Zusammenfassung	167 ✓
6.3	Die zweite Phase der generativen Grammatik Chomskys („Standardtheorie“)	171
6.3.1	Überblick und grundlegende Veränderungen	171
6.3.2	Neue Rolle der Transformationen; Verzweigungsregeln, Subkategorisierungsregeln und Lexikon	173
6.3.3	Grade der Grammatikalität	176
6.3.4	Aufbau und Komponenten der Grammatik	177
6.3.5	Ebenen der Adäquatheit	178
6.3.6	Kompetenz und Performanz, Mentalismus und Physikalismus, Grammatikalität und Akzeptabilität	180
6.3.7	Oberflächenstruktur und Tiefenstruktur	184 ✓
6.3.8	Universalien und Spracherlernungsprozeß	185
6.3.9	Semantische Komponente	188
6.4	Literatur	190
7.	Weiterentwicklungen der und Alternativen zur generativen Grammatik	193 ✓
7.1	Generative Semantik	193 ✓
7.1.1	Umbau des Systems: Semantik als generative Komponente	194
7.1.2	Interpretative vs. generative Semantik	197
7.1.3	Einbeziehung pragmatischer Sachverhalte durch die Performativitätshypothese	198
7.1.4	Von der sprachlichen Bedeutung zum kommunikativen Sinn	200
7.2	Kasustheorien	203 ✓
7.2.1	Ausgangspunkt: Kasusgrammatiken vs. Subjekt-Objekt-Grammatiken	203
7.2.2	Verbindung von Kasustheorie und Valenztheorie	204 ✓
7.2.3	Vorzüge und Grenzen der Kasustheorien	206
7.2.4	Weiterentwicklung und Divergenzen der Kasustheorien ..	211
7.2.5	Status und Erklärungswert der semantischen Kasus	213
7.3	Weiterentwicklung der generativen Grammatik durch Chomsky	226
7.3.1	Allgemeines	226
7.3.2	Erweiterte Standardtheorie (EST)	226
7.3.3	Spurentheorie	228
7.3.4	Rektions- und Bindungstheorie (GB) – Revidierte Erweiterte Standardtheorie (REST)	231
7.3.5	Minimalismus-Programm	238
7.3.6	Generative Grammatik und kognitive Linguistik	239

7.4	Literatur	245
8.	Die kommunikativ-pragmatische Wende als „Paradigmenwechsel“ in der Sprachwissenschaft	252
8.1	Was heißt „kommunikativ-pragmatische Wende“?	252
8.2	Die kommunikativ-pragmatische Wende als „Paradigmenwechsel“	253
8.3	Systemorientierte vs. kommunikativ-pragmatisch orientierte Linguistik.....	255
8.4	Erscheinungsformen und Auffächerungen der kommunikativ-pragmatischen Wende.....	256
8.5	Literatur	258
9.	Textlinguistik	259
9.1	Anstöße und Fragestellungen	259
9.2	Wissenschaftsgeschichtlicher Ort	261
9.3	Textdefinitionen	263
9.3.1	Verschiedene „Varianten“ von Textdefinitionen	263
9.3.2	Offene Fragen	266
9.4	Merkmale und Ebenen des Textes	271
9.5	Textanalyse und Vertextungsmittel.....	273
9.6	Propositionale vs. kommunikative vs. kognitive Auffassung vom Text	276
9.7	Texttypen, Textarten, Textsorten	279
9.7.1	Texttypen oder Textsorten?.....	280
9.7.2	Textsortenklassifizierung nach Merkmalskombinationen oder nach einem einheitlichen Kriterium?	282
9.7.3	Textinterne und textexterne Merkmale zur Textsortenklassifizierung.....	284
9.7.4	Jüngste (integrative und prototypische) Ansätze zur Textsortenklassifizierung	287
9.7.5	Zusammenfassung: Allgemeine Entwicklungen bei der Textsortenklassifikation	289
9.8	Möglichkeiten und Grenzen von „Textgrammatik“	290
9.9	Literatur	292
10.	Sprechakttheorie.....	298
10.1	Ausgangspunkte und Grundanliegen	298
10.2	Austins Ansatz.....	301
10.3	Der Beitrag Searles.....	305
10.4	Einordnung der Sprechakte in Handlungszusammenhänge bei Wunderlich u.a.	310
10.5	Indirekte Sprechakte.....	316

10.6	Sprechakttheorie und generative Grammatik.....	318
10.7	Sprechakttheorie und Textlinguistik	321
10.8	Literatur	325
11.	Gesprächsanalyse	329
11.1	Anliegen und Quellen.....	329
11.2	Grundbegriffe	331
11.3	Wissenschaftsgeschichtliche Einordnung und Kritik	333
11.3.1	Gesprächsanalyse und Textlinguistik.....	333
11.3.2	Gesprächsanalyse und Sprechakttheorie	334
11.4	Partikel-Forschung	336
11.5	Literatur	338
12.	Funktionale Grammatik(en)	341
12.1	Uneinheitlichkeit der Konzepte.....	341
12.2	Funktionale Grammatik und funktional-kommunikative Sprachbeschreibung der ehemaligen DDR	342
12.2.1	Funktionale Grammatik.....	342
12.2.1.1	Die beiden Quellen	342
12.2.1.2	Ausgangspunkt, Hauptbegriffe und Phasen der funk- tionalen Grammatik	345
12.2.1.3	Verhältnis zu anderen Forschungsrichtungen	349
12.2.2	Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung (FKS) ...	351
12.2.2.1	Anliegen und Ziele	351
12.2.2.2	Ausgangspunkt und Grundbegriffe	352
12.2.2.3	Probleme und Fragen.....	353
12.2.2.4	FKS und Sprechakttheorie.....	355
12.3	Funktionale bzw. „realistische“ Grammatik	355
12.4	Die funktionale Grammatik Diks	356
12.5	Funktionale vs. formale Grammatik, Inhaltsgrammatik vs. Ausdrucksgrammatik?	357
12.6	Literatur	361
13.	Kognitive Linguistik	364
13.1	Allgemeines: Sprache als kognitives System.....	364
13.2	Kognitive Linguistik und „Superparadigma“ Kogni- tionswissenschaft.....	368
13.2.1	Erweiterung zur Kognitionswissenschaft.....	368
13.2.2	Generative Grammatik und kognitive Linguistik	370
13.2.3	Heterogenität und Grenzen der kognitiven Linguistik.....	372
13.3	Prototypentheorie	376
13.3.1	Ausgangspunkt und wissenschaftsgeschichtlicher Ort	376

13.3.2	Entwicklung der kognitionspsychologischen Prototypentheorie bei Rosch	376
13.3.3	Merkmale des Prototypenansatzes	378
13.3.4	Probleme des Prototypenansatzes	378
13.4	Kognitive vs. kommunikative Orientierung – ein Gegensatz? (zugleich als ein Art „Ausblick“)	381
13.5	Literatur	383
Sachregister		386

Abkürzungsverzeichnis für Literaturangaben

AL	= Acta Linguistica
ASG	= Arbeitsgruppe Strukturelle Grammatik (Berlin)
DaF	= Deutsch als Fremdsprache (Leipzig)
DDU	= Der Deutschunterricht (Stuttgart)
DU	= Deutschunterricht (Berlin)
DZP	= Deutsche Zeitschrift für Philosophie
FU	= Fremdsprachenunterricht (Berlin)
GJ	= Germanistisches Jahrbuch
GRM	= Germanisch-Romanische Monatsschrift
HSK	= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (Berlin/New York)
IDS	= Institut für Deutsche Sprache (Mannheim)
IF	= Indogermanische Forschungen
IJa	= Inostrannye jazyki v škole (Moskau)
JEGP	= Journal of English and Germanic Philology
LA	= Linguistische Arbeiten (Tübingen)
LAB	= Linguistische Arbeitsberichte (Leipzig)
LGL	= Lexikon der Germanistischen Linguistik (Tübingen)
LS	= Linguistische Studien (Halle/S.; Leipzig)
LS/ZISW/A	= Linguistische Studien. Hg. vom Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR, Reihe A (Berlin)
PBB	= (Paul und Braunes) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle/S. bzw. Tübingen)
SG	= Studia Grammatica (Berlin)
SL	= Studia Linguistica (Kopenhagen)
STZ	= Sprache im technischen Zeitalter
TCLP	= Travaux du Cercle Linguistique de Prague
TLP	= Travaux linguistique de Prague
VJa	= Voprosy jazykoznanija (Moskau)
WS	= Wörter und Sachen
WW	= Wirkendes Wort (Düsseldorf)
WZ/GSR	= Wissenschaftliche Zeitschrift, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe
ZfAA	= Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik
ZD	= Zeitschrift für Deutschkunde
ZdPh	= Zeitschrift für deutsche Philologie
ZfdMaa	= Zeitschrift für deutsche Mundarten
ZfG	= Zeitschrift für Germanistik (Berlin)
ZfS	= Zeitschrift für Slawistik
ZGL	= Zeitschrift für Germanistische Linguistik

- ZPSK = Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung (früher: Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft) (Berlin)
- ZRPh = Zeitschrift für romanische Philologie

Literatur (allgemein)

- Albrecht, Jörn (2000): *Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick*. Tübingen/Basel
- Apresjan, Jurij D. (1971): *Ideen und Methoden der modernen strukturellen Linguistik*. Berlin
- Arens, Hans (³1969): *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/München
- Auroux, Sylvain u.a. (2000): *Geschichte der Sprachwissenschaften* (= HSK Bd. 18.1). Berlin/New York
- Bartschat, Brigitte (1996): *Methoden der Sprachwissenschaft*. Von Hermann Paul bis Noam Chomsky. Berlin
- Bierwisch, Manfred (1966): *Strukturalismus. Geschichte, Probleme, Methoden*. In: H.M. Enzensberger (Hg.): *Kursbuch 5*, 77-152
- Brekke, Herbert E. (1985): *Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft*. Darmstadt
- Gardt, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland – vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin/New York
- Glück, Helmut (Hg.) (²2000): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar
- Helbig, Gerhard (¹1970; ⁸1989): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft – unter dem besonderen Aspekt der Grammatik-Theorie*. Leipzig/Opladen
- Helbig, Gerhard (¹1986; 1990): *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*. Leipzig/Opladen
- Öhlschläger, Günther (2002): *Neuere linguistische Konzepte in der germanistischen Sprachwissenschaft*. In: W. Fleischer/G. Helbig/G. Lerchner (Hg.): *Kleine Enzyklopädie – Deutsche Sprache*. Frankfurt/M. u.a.
- Robins, Robert Henry (1973): *Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft. Mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.
- Vater, Heinz (1982): *Strukturalismus und Transformationsgrammatik. Überblick und Anwendung aufs Deutsche*. Trier
- Vater, Heinz (1995): *Neuere Sprachwissenschaft*. In: R. Harsch-Niemeyer (Hg.): *Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages*. Tübingen, 31-61

1. Zur Situation der Sprachwissenschaft vor de Saussure

1.1 Die romantische Sprachwissenschaft

Ebenso wie die neuere deutsche Literaturwissenschaft ist auch die neuere deutsche Sprachwissenschaft ein Kind der Romantik. Vor 1800 richtete sich das Interesse nicht so sehr auf die Sprache als solche, sondern primär darauf, praktische Regeln für den Sprachgebrauch aufzustellen oder allgemeine Gesetze des menschlichen Denkens zu entdecken. Die moderne Sprachwissenschaft entwickelte sich erst im 19. Jahrhundert und ist - abgesehen von Herders rein philosophischer Besinnung auf die Sprache im Zusammenhang mit dem Akt der Menschwerdung – vor allem an die Namen Bopp, Rask und Grimm sowie an die *historisch-vergleichende Methode* geknüpft. Vergleichung und Geschichte setzen aber immer bereits ein Zusammensehen, eine *Synthese* von verschiedenen Einzelheiten voraus.

Bopp sah im Anschluß an Friedrich Schlegels Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ (1808) hinter den indoeuropäischen Einzelsprachen eine ehemalige Einheit und machte damit die Sprachvergleiche zum Allgemeingut der Sprachwissenschaft. Grimms Grammatik ist keine Philosophie über die Sprache – wie zumeist die Sprachwissenschaft vor ihm –, aber auch kein normatives Regelbuch – wie noch viele Grammatiken nach ihm. Er stellt die deutsche Sprachforschung vielmehr auf geschichtliche Grundlagen, wird zum Begründer der historischen Grammatik und löst die Sprachvergleiche und Sprachgeschichte von der Sprachphilosophie und Logik (vgl. Delbrück 1893a, 32). Er schreibt der Sprache keine Gesetze *vor*, sondern *beschreibt* ihre Gesetze aus ihrer Geschichte (vgl. Newald 1947, 60).

Die mit Bopp für das Indoeuropäische und mit Grimm für das Germanische begründete Sprachvergleiche bezog sich vorerst auf die Laut- und Formverhältnisse. Aber dieser Vergleich der äußeren Lautgestalt war nur als Mittel gedacht, in den bedeutungsmäßigen Zusammenhang einzudringen. Mit Potts Wort „Durch den Buchstaben zum Geiste“ (1867, X) ist im Grunde auch das Anliegen Grimms bezeichnet. Seine universale synthetische Haltung bekundet sich nicht nur in Sprachgeschichte und Sprachvergleich, sondern auch darin, daß er die Sprache im Zusammenhang mit den anderen Äußerungen des menschlichen Geistes sehen wollte, daß er in der Sprache ein Tor zu Altertumskunde und Universalge-

schichte erblickte, daß er das Wort um der Sache willen erforschte und daß seine deutsche Sprachgeschichte letztlich als Mittel zur Erforschung „deutschen Wesens“ gedacht war. Der erste Aspekt seiner Leistungen trennt ihn von Humboldt, der zweite von der folgenden Generation der Junggrammatiker.

Im Unterschied zu Grimm – der als typischer Repräsentant jenes synthetisch-universalen Beginns unserer neueren Sprachwissenschaft gelten darf – markiert das Werk Bopps (da es die Formen der Sprache in ihren weiteren Verzweigungen verfolgt) bereits einen Übergang von der geschichtlich-synthetischen Sprachwissenschaft zur analytischen Gesetzeswissenschaft der Junggrammatiker.

Wie Grimms Blick, so ist auch der Blick Wilhelm von Humboldts auf das *Ganze* gerichtet; das Kernstück seines Werkes ist aber nicht *Sprachgeschichte*, sondern *Sprachphilosophie*: Seine Vergleichung dient in noch stärkerem Maße als bei Grimm dem Inhalt, dem Weltbild. Er will nicht nur die äußeren Sprachformen vergleichen (wie Bopp vor ihm und die Junggrammatiker nach ihm): Die Sprache ist für ihn nicht nur Lautgestalt, sondern innere Formung der Welt. Für ihn (1949, 60f.)

liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die ... auf ihn einwirkende Natur ... Die Erlernung einer neuen Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein und ist es in der Tat bis zu einem gewissen Grade, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teiles der Menschheit enthält.

Die Beschäftigung mit der Sprache ist für Humboldt eine Beschäftigung mit den *Sprachinhalten* und den in ihnen ausgeprägten Weltansichten. Die Verschiedenheit der Sprachen „ist nicht eine Verschiedenheit von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“ (1910, 152). Die Sprache rückt dabei aus ihrer Funktion als Mittel heraus; sie „ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)“; sie ist mehr eine „Erzeugung“ als ein „Erzeugtes“ (1910, 43f.). Das führt Humboldt weiter zum Begriff der „inneren Sprachform“ (1910, 89ff.), auf die es ihm mehr als auf die äußere Sprachform ankommt.

Damit ist bei Humboldt die Konzeption der klassisch-romantischen Sprachwissenschaft zu Ende gedacht: Die Sprache ist in ihrer Ganzheit gesehen, nicht nur als Laut, sondern auch als Inhalt und darüber hinaus in ihrer Beziehung auf den Menschen, die Kultur und das Weltbild. Für Humboldt (1949, 41) stehen

die Geistes-eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes ... in einer solchen Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben

wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden ... Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nicht identisch genug denken.

Die Leistung Humboldts steht zu der Grimms jedoch nicht nur in einem Verhältnis des Gegensatzes von Sprachgeschichte und Sprachphilosophie, sondern auch in dem der Ergänzung: War Grimm in seinem morphologisch-genealogischem Vorgehen primär an der Wortform interessiert, so ergänzte Humboldt diesen Blick durch eine inhaltsgerichtete Forschung, die letztlich auf die Erfassung der inneren Sprachform abzielte. Mit ihm (vor allem mit seiner philosophischen Einleitung zum Kawi-Werk) geht die romantische Sprachphilosophie vorerst zu Ende und räumt der nächsten, naturwissenschaftlich und positivistisch ausgerichteten Generation den Platz.

1.2 Die junggrammatische Schule

In die Sprachwissenschaft hielt der naturwissenschaftliche Geist seinen Einzug im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit den sogenannten „Junggrammatikern“, genannt nach einem von Zarncke geprägten Scherzwort. Als ihr Vorläufer darf der persönliche Freund und wissenschaftliche Widersacher Grimms, Karl Lachmann, gelten, der im Gegensatz zu der synthetisch-schöpferischen Begabung Grimms mehr analytisch-kritisch veranlagt war und deshalb zum Meister der Editions-kunst und Textkritik wurde (vgl. Burdach 1934, 100ff.).

Eigentlich zur Herrschaft kam diese neue analytische Methode erst in den 70er Jahren und brachte auf ihrem Höhepunkt (1876-1890) eine solche Fülle von Entdeckungen hervor, wie sie die Sprachwissenschaft kaum wieder erlebt hat. Noch heute zehren wir von den Werken Pauls, Braunes, Brugmanns, Osthoffs, Leskiens u.a., die sich damals (als Vertreter unterschiedlicher Philologien) in Leipzig zusammenfanden. Leipzig galt damals überhaupt als eine Art „Weltzentrum der Linguistik“ (zu den berühmtesten „Studenten“ gehörten z.B. de Courtenay, de Saussure, Bloomfield, Tesnière und Trubetzkoy).

Dieser ungeheure Aufschwung war möglich, da die Sprachwissenschaft aufhörte, sich vornehmlich mit allgemeinen philosophischen Problemen zu beschäftigen (wie das die vorhergehende Generation mit Humboldt auf der Basis einer noch ungenügenden Datengrundlage tat), weil sie sich statt dessen konkreten Einzelaufgaben zuwandte. Man hat von einem Übergang der Sprachwissenschaft aus ihrer *philosophischen* in ihre *historische* Etappe gesprochen (vgl. Delbrück 1893a, 42). Die Spra-

che wird nun nicht mehr im Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben betrachtet, sondern wie ein naturwissenschaftliches Gebilde. Dabei treten die *Inhalte* zurück und die *Formen*, besonders die *Laute* in den Vordergrund. Dieser Betonung der äußeren Sprachform entspricht eine Vernachlässigung der von Humboldt so akzentuierten und von der inhaltbezogenen Grammatik Weisgerbers später wiederentdeckten „inneren Sprachform“. Es ist bezeichnend, daß in Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ – dem theoretischen Standardwerk jener Epoche – weder Begriff noch Name der inneren Sprachform überhaupt vorkommt (vgl. Porzig 1923, 152) und daß Delbrück (1893b, 42) die Frage verneint, ob der Begriff der inneren Sprachform „etwas Faßbares und Brauchbares“ sei.

Die Laute wurden von den Junggrammatikern in einer Weise betont, daß man geradezu um *ausnahmlose* Lautgesetze bemüht war. Das Lautgesetz, das dem Begriffe nach ursprünglich nur als Metapher gedacht war, wurde bald als *Naturgesetz* aufgefaßt (vgl. Wrede 1925/26, 26). Die Sprachwissenschaft sollte durch Gesetze in eine so exakte Wissenschaft verwandelt werden, daß sie sich mit den Naturwissenschaften messen und das sprachliche Geschehen nicht nur beschreiben, sondern auch erklären konnte. Am schärfsten ist diese Forderung nach Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wohl von dem Slawisten Leskien (1876, XXVIII) formuliert worden:

Läßt man ... beliebige zufällige, untereinander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist.

Dieses Credo läßt deutlich werden, daß die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze im Grunde nicht (oder nicht nur) aus sprachlicher Beobachtung stammt, sondern aller sprachlichen Beobachtung als *naturwissenschaftliches Apriori* gleichsam vorgeordnet ist: Wenn die Sprachwissenschaft eine exakte Wissenschaft im Sinne des positivistisch-naturwissenschaftlichen Zeitalters sein will, *muß* es in ihr ausnahmlose Gesetze geben. Als Ergänzung zum Lautgesetz wurde die Analogie (d.h. ein psychologischer Begriff) zur Erklärung herangezogen.

Freilich ist dieses Schlagwort von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht immer so scharf formuliert worden. Entscheidend ist allein, daß man von sprachlichen Erscheinungen denselben Gesetzescharakter erwartete wie von Naturerscheinungen und man deshalb die Form oder gar den Laut als Beobachtungsobjekt wählte, weil diese ja als kleinste Elemente am ehesten isolierbar sind. Begriffe wie „innere Sprachform“, „sprachliche Weltansicht“, „Volksseele“ u.a. dagegen hatten in diesem positivistischen System keinen Platz, da sie über äußere und faßbare

Sprachformen hinausgehen. In diesem Verzicht auf unkontrollierbare Termini und außersprachliche Erklärungen liegt ein positiver Zug der junggrammatischen Methodik; allerdings wird – eben deshalb – von der Sprache nicht das Ganze erfaßt: Sie wird nicht als System begriffen, sondern nur in ihren Lauten und Formen.

Abgesehen davon, daß sich einige Junggrammatiker selbst von der Starrheit der These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze gelöst haben (unter ihnen auch Paul [1898, 861] und Delbrück [1893a, 129]) und daß Analogien zunehmend zur Erklärung benutzt worden sind, hat diese These grundsätzlich einen doppelten Aspekt: Sie bedeutete zwar einerseits eine Übertragung naturgesetzlicher Denkformen auf die Sprache, andererseits aber war sie ein *methodisches Postulat* und als solches ein fruchtbarer Ansporn zu minutiöser und detaillierter Kleinarbeit. Gerade dadurch erreichten die Junggrammatiker ihre gültigen Erfolge, gerade dadurch wurde Deutschland damals zu einem führenden Land in der Sprachwissenschaft, gerade dadurch wurden die Konstruktionen der vorhergehenden romantischen Generation mit Tatsachen gefüllt. Nicht im Charakter der naturwissenschaftlichen Ausschließlichkeit, sondern in dem des methodischen Postulats liegt die geschichtliche Leistung der These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze (vgl. auch Ipsen 1930, 6; Malmberg 1963, 3). Deshalb ist es auch geschichtlich unrichtig, die Leistungen der Junggrammatiker als bloßes „Absinken“ von den „Höhen“ Grimms und Humboldts zu deuten (so z.B. Stroh 1933, 1ff.; 1952, 153ff.).

Allerdings führen diese analytische Kleinarbeit und die Konzentration auf die äußere Sprachform zu einer gewissen *Isolierung* der Sprache vom Menschen (als Sprachträger). Das wurde von den Gegnern der Junggrammatiker immer wieder betont: So bezeichnet Ipsen (1927, 5) den junggrammatischen Sprachbegriff als „in jedem Sinne wahrhaft unmenschlich“, Stroh (1933, 1) das Sprachproblem als „entseelt und entmenschlicht“. Durch diese Tendenz zur Isolierung vom Menschen und den genannten *Atomismus* zerfällt die Sprache in eine Fülle von formalen und lautlichen Einzelheiten. Diese Einzelheiten erhalten nicht ihren Platz im Sprachsystem, sondern werden in ihrer geschichtlichen Entwicklung verfolgt (etwa vom Ahd. zum Nhd.).

Dieser *Historismus* bildet einen weiteren Wesenszug des junggrammatischen Denkens. Paul (1898, 19f.) hat diese Reduzierung der Sprachwissenschaft zur Sprachgeschichte programmatisch formuliert:

Es ist eingewendet, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche ... Was man für eine nicht-geschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen

teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht den Zusammenhang zu erfassen, so betritt man den geschichtlichen Boden, wenn auch ohne sich klar darüber zu sein.

Diese von Paul geforderte Geschichtlichkeit der Sprachwissenschaft hat aber nichts zu tun mit einer Verbindung zur realen äußeren Geschichte. Die Sprachentwicklung hat bei den Junggrammatikern vielmehr ihre *immanente* Geschichtlichkeit, von der Pott – etwas überspitzt – gesagt hat, daß sie „in einem umgekehrten Verhältnis“ zur Realgeschichte stehe (vgl. Stegmann 1936, 17). Aus dieser junggrammatischen Vorliebe für die Geschichtlichkeit der Sprachbetrachtung ergibt sich eine Zuwendung zu den historischen Grammatiken der Einzelsprachen, zur Methode der Rekonstruktion älterer Sprachzustände und zur Schematisierung des genealogischen Geschehens in Stammbäumen – oftmals nicht nur als metaphorische Umschreibung, sondern auch als „Biologismus“ in der Sprachwissenschaft gedeutet – sowie die damit verbundene Vernachlässigung der Gegenwartssprache. Die Geschichtlichkeit ist der verbindende Zug zwischen der junggrammatischen Schule und der Generation Grimms, so daß man die Linguistik des 19. Jahrhunderts als vorwiegend historisch ansprechen darf.

Aber schließlich genügte auch Paul (1898, 1) die Geschichte allein nicht; deshalb entwarf er eine Wissenschaft außerhalb der Sprachgeschichte, „welche sich mit den allgemeinen Lebensbedingungen des geschichtlich sich entwickelnden Objekts beschäftigt“. Er nannte sie Prinzipien- oder Methodenlehre, weil ihm der Ausdruck „Sprachphilosophie“ offensichtlich zu unpositivistisch klang. Diese Prinzipienlehre beschäftigt sich mit den psychischen und gesellschaftlichen Faktoren, die sich – obwohl sie außersprachlich sind – auf die Sprache auswirken. Das psychische Element ist für ihn (1898, 6f.) „der wesentlichste Faktor in aller Kulturbewegung“, die Psychologie „die vornehmste Basis aller ... Kulturwissenschaft“, die Kulturwissenschaft „ist immer Gesellschaftswissenschaft“.

Nach diesen (sehr modern anmutenden) Äußerungen könnte es scheinen, als ob ein tiefgreifender Unterschied bestünde zwischen der physiologisch-positivistischen Einstellung der ersten Junggrammatiker und der psychologischen Methode Pauls. Diese Verschiedenheit war jedoch ohne maßgeblichen Einfluß, auch wenn Pauls „Prinzipienlehre“ bereits den Keim zur Selbstüberwindung mancher junggrammatischer Axiome in sich trug. Paul ist sich mit Osthoff und Brugmann durchaus einig in der Ablehnung des Volksgeistes und anderer überindividueller Erscheinungen. Der positivistische Zug auch bei ihm drückt sich darin aus, daß sprachliche Schöpfungen immer das Werk von einzelnen sind, daß sein

Untersuchungsobjekt nicht die Sprache als geschlossenes System ist, sondern „die *Sprechtätigkeit* an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung aufeinander“ (Paul 1898, 12, 17, 22). Die physiologische Orientierung der ersten Junggrammatiker und die mehr psychologische Orientierung Pauls gehören im Rahmen der positivistischen Methodik zusammen, die die Sprache als bloße Summierung von Sprechakten begreift.

Gewiß gibt es auch innerhalb der junggrammatischen Richtung – namentlich am Ende – Stimmen gegen die Ausschließlichkeit des Historischen und der Lautgesetze. So gesteht Paul (1898, 26) selbst zu, daß einer geschichtlichen Betrachtung der Sprache die Beschreibung von Zuständen gleichsam impliziert werden müsse. Curtius (1985, 93, 154f.) spricht sogar von der „verfehlten Nachahmung der Naturwissenschaften“ und von einer Einordnung der Sprache in die „geschichtlichen Geisteswissenschaften“, die ohne ein „vorsichtig tastendes Verfahren“ nicht auskommen.

Im Ganzen hat Pauls Prinzipienlehre jedoch die Sprachwissenschaft zwei Jahrzehnte lang bestimmt. In der praktischen Arbeit hat sich die junggrammatische Doktrin – vor allem in der deutschen Sprachwissenschaft – bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gehalten, obwohl inzwischen längst andere Strömungen (vor allem seit dem 1. Weltkrieg) auf den Plan getreten waren. Davon zeugt Behaghels „Geschichte der deutschen Sprache“, deren 5. Auflage (1928, VIIIf.) der Verfasser ein Vorwort vorausschickt, in dem er „in der Ablehnung der idealistischen Richtung“ beharrt, „die heute ihr Wesen treibt und die ohne tiefer schürfende Begründung das Wort geprägt hat ‚Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte, ist Geistesgeschichte‘“. Behaghel wendet sich theoretisch-methodologisch als Anwalt der Junggrammatiker gegen die damals aufblühende Geistesgeschichte und das Schlagwort Burdachs im besonderen. Er wirft der „jüngeren Generation“ vor, daß „das Beherrschen der Tatsachen in Ver- ruf gekommen ist“, daß die *Synthese* zum „Schlagwort der Zeit“ geworden sei und daß „die Vertreter dieser ‚idealistischen‘ Neuphilologie meist solche Gelehrte sind, deren Hauptarbeitsfeld die Literaturgeschichte ist, während die eigentlichen Sprachforscher ihr zum großen Teil ablehnend gegenüberstehen“. Behaghel lehnt diesen aprioristischen Import aus der Literaturgeschichte als Vertreter einer soliden Tatsachenforschung ab und bestreitet „aufs nachdrücklichste die grundsätzliche Gültigkeit des Satzes, daß Sprachgeschichte Bildungsgeschichte, Geistesgeschichte sei“.

Als Behaghel diese Auseinandersetzung ausfocht, war die methodologische Entwicklung der Sprachwissenschaft jedoch bereits weiter fortgeschritten; denn nach dem 1. Weltkrieg hatten sich mehrere Strömungen herausgebildet, die von verschiedenen Seiten her – an einzelne Thesen der junggrammatischen Doktrin anknüpfend – den Positivismus zu über-

winden suchten: Zur *Überwindung der Junggrammatiker* knüpfte die *Psychologie* von Wundt an die Tatsache an, daß die Junggrammatiker die Sprache weitgehend vom Sprachträger gelöst hatten; die *Geistesgeschichte* mit Voßler an die Tatsache, daß die Junggrammatiker nur die Laute und Formen, nicht aber die Inhalte und die Verbindung zum geistigen Leben gesehen hatten; die *Mundartenkunde* mit Wenker und Wrede an die These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze; die *Kultursoziologie* bei Frings und Maurer an die Tatsache, daß die Junggrammatiker die Sprache von der (realen) Geschichte isoliert hatten – bis schließlich de Saussure darauf orientierte, daß Sprachgeschichte nicht identisch ist mit Sprachwissenschaft, daß die Sprache keine Summierung von Einzelheiten, sondern ein soziales System darstellt. Diese Überwindungsformen des junggrammatischen Positivismus führen zu einer prinzipiellen Akzentverlagerung des linguistischen Denkens von der Form auf den Inhalt der Spracherscheinungen, bringen dabei aber (zunächst) gleichzeitig in stärkerem Maße außersprachliche Faktoren ins Spiel.

1.3 Die Überwindung der Junggrammatiker

1.3.1 Die psychologische Richtung

Die Überwindung des junggrammatischen Positivismus durch die *Psychologie* ist vor allem an den Namen Wundt geknüpft. Ihm vorausgegangen war die psychologische Betrachtung der Sprache bei Steinthal, der bereits vor Ausbildung der junggrammatischen Doktrin die Sprache vor allem als psychologisches Objekt angesehen hatte. Weil nach seiner Überzeugung (1855, 217) die Sprache nur in ihrer Entwicklung erfaßt werden kann, kann „sie sich gar nicht an die Logik anschließen, sondern nur an die Psychologie“. Seine Abwendung von der Logik erwächst aus seiner Auseinandersetzung mit K.F. Beckers logizistischer Grammatik. Statt an Becker lehnt sich Steinthal wieder an Humboldt an und fühlt sich Humboldt so sehr verpflichtet, daß er sein Buch „Grammatik, Logik und Psychologie“ (1855, VII, XX) nur als Erläuterung des Begriffes der inneren Sprachform aufgefaßt wissen will. Allerdings wird der Humboldtsche Begriff nicht nur erläutert, sondern damit zugleich psychologisiert und auf das menschliche Seelenleben zurückgeführt.

Mit Steinthal bahnte sich eine Entwicklung an, die die Psychologie schließlich zur Prinzipienlehre auch für Philosophie und Geschichte machte. Für die Sprachwissenschaft wurde damit der Herrschaftsanspruch der Logik beseitigt und an die Psychologie übergeben, auf diese Weise jedoch nur eine außersprachliche Erklärung durch eine andere ersetzt.

Von einem eigentlichen Versuch zur *Überwindung des junggrammatischen Denkens* kann aber erst bei Wundt gesprochen werden. Die Ursachen für diesen neuen psychologischen Anstoß lagen in der Sprachwissenschaft selbst: Da die gesamte innere Seite der Sprache, die Inhalte bzw. Bedeutungen, dem junggrammatischen Denken fremd geblieben waren, trat die Psychologie in diesen leeren Raum ein und nahm sich der bisher vernachlässigten inneren Seite der Sprache an. Durch Wundt (1900, 31) wurde die Sprache nicht nur in die übrigen Ausdrucksbewegungen *eingliedert*, sondern sie wurde auch aus dem Ausdruck *abgeleitet*.

Zwischen den Anhängern der *Formalisierung* und der *Psychologisierung* der Sprache entwickelte sich bald eine Auseinandersetzung, die sich etwa in der Rektoratsrede Pauls einerseits und der Entgegnung Wundts in seinen „Problemen der Völkerpsychologie“ andererseits spiegelt. Wundt (1911, 36f., 62) beklagt dabei die Vernachlässigung der Psychologie durch Paul, die – da sie dem junggrammatischen Konzept entstammt – nicht zufällig sei. Überdies geht es Wundt um *Völkerpsychologie* im Gegensatz zu der dem philologischen Individualismus verpflichteten *Individualpsychologie* Pauls. Indem Wundt die Sprache dem psychischen Bereich der Vorstellungen und Ausdrucksbewegungen zuordnet, gewinnt er sicher neue Gesichtspunkte für die Sprachbetrachtung (etwa den Ganzheitsbegriff in der Syntax und den Apperzeptionsbegriff in der Bedeutungswissenschaft). Der positive Aspekt von Wundts psychologischer Interpretation der Sprache liegt in dem Versuch (dem ersten bedeutenden nach Grimm und Humboldt), die Sprache nicht nur von der lautlich-formalen, sondern auch von der inhaltlich-bedeutungsmäßigen Seite her zu verstehen. Aber gerade dadurch führen seine Bemühungen auch von der Sprache selbst ab und lösen die Sprache weitgehend in Außersprachliches auf.

1.3.2 Die neoidealistische Geistesgeschichte

Der Versuch, das junggrammatische Denken durch die *Geistesgeschichte* zu überwinden, stammt aus der Romanistik und ist an die Leistung Karl Voßlers geknüpft. Voßler führte die geistesgeschichtliche Methodik in die Sprachwissenschaft ein und steht damit von Anfang an in entschiedener Gegnerschaft zu den Junggrammatikern. Schon in seinem ersten methodologischen Werk von 1904 („Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft“) hat Voßler von seiner idealistischen Warte aus scharf mit der positivistischen Forschung abgerechnet, die bei den Tatsachen stehenbleibe und keine kausale Erklärung biete. Während dies für die Positivisten „strenge objektive Wissenschaft“ war, ist es für Voßler (1904, 2f.)

gar keine Wissenschaft. Es ist der Tod des menschlichen Denkens ... Es bleibt nur ein Chaos von Rohstoff, ohne Form, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang. Man entziehe unserer Wissenschaft den Kausalitätsbegriff, und sie ist tot.

Voßler lehnt nicht nur die von den Junggrammatikern so betonte Lautlehre restlos ab (sie läßt sich ja am wenigsten geistesgeschichtlich erklären), sondern verwirft auch die gesamte Grammatik als unwissenschaftlich. Sie ist für ihn „ein von nimmermüden Positivisten angelegter unermeßlicher Kirchhof, wo allerhand tote Sprachteile in Massen und Einzelteilen hübsch eingebettet liegen, und die Gräber sind mit Aufschriften versehen und numeriert“. Im Gegensatz zu diesem „Modergeruch der positivistischen Philologie“ ist für Voßler (1904, 38, 24, 42) die Stilistik das „Alpha und Omega der Philologie“. Sprachwissenschaft ist für ihn – den Schüler Croces – vor allem Stilistik, ist Kunstgeschichte. Da Voßler den Geist als Ursache aller sprachlichen Erscheinungen ansieht, verliert die Sprachwissenschaft wieder – ähnlich wie bei Wundt – ihren eigenen Gegenstand. Die Sprache wird in Geist aufgelöst, die Sprachgeschichte zur Geistesgeschichte deklariert. Voßler (1904, 96) wendet sich zugleich gegen die Paulsche These von der Geschichtlichkeit aller Sprachwissenschaft und stellt ihr seine These entgegen, daß alle Sprachwissenschaft ästhetisch sei. Freilich bleibt der Begriff des Ästhetischen bei Voßler mehrdeutig und meint in diesem Zusammenhang offenbar soviel wie „mit Sinn versehen“ (vgl. Ipsen 1930, 18).

Von Voßlers methodologischem Erstlingswerk her datiert der Einbruch des synthetisch-geisteswissenschaftlichen Denkens in die Sprachwissenschaft. Durch Voßler und die von ihm ausgehende idealistische Neuphilologie wird die Sprachgeschichte zur Geistesgeschichte. Er leistet damit im Grunde das, was Dilthey für die Literaturwissenschaft und Rickert für die Geisteswissenschaften generell geleistet hatten. Bereits in der Festschrift für Voßler mit dem für die gesamte Richtung bezeichnenden Titel „Idealistische Neuphilologie“ (1922, VI) wird in der Widmung Voßlers Verdienst, die Sprachwissenschaft von der junggrammatischen Analyse zur philosophischen Synthese geführt zu haben, deutlich hervorgehoben. Auch Voßlers weitere methodologische Werke (1905; 1921; 1923; 1925) bauen seine Thesen weiter aus, betten die Sprache in ihren kulturgeschichtlichen Hintergrund ein und begreifen sie als Spiegelung der Kulturgeschichte.

Wie weit Voßler von der Sprache selbst entfernt ist, zeigt seine Forderung (1905, 43), die Sprache nicht als akustisches Phänomen, sondern „als Erzeugnis des Geistes, als Schöpfung“ zu studieren; denn der Geist ist für ihn „das Reale, wovon wir ausgehen und wozu wir auch zurück müssen“. Diese Art Transzendierung der Sprache hat im einzelnen mit Wundts Bemühungen nicht viel gemein; denn Voßler (1905, 105) lehnt die Psycholo-

gie ab und rät den Psychologen, sich zu entscheiden, „ob sie Erkenntnistheorie oder Physiologie treiben wollen. Mit ihrem naturphilosophischen Mischmasch sind sie uns allen ein Greuel und eine Gefahr geworden.“

Als Voßler später seine Methodologie auf den praktischen Gegenstand der französischen Sprache anwendet (1921), benutzt er die Sprache eigentlich nur als *Illustration der Kultur*; sie wird nicht um ihrer selbst willen erforscht, nicht, um ihren inneren Gesetzmäßigkeiten nachzugehen, sondern hat nur dokumentarischen Wert für außersprachliche Erscheinungen – auch wenn es ihm nicht verborgen geblieben ist, daß man es nicht zu weit treiben darf „im Zurückführen dieser oder jener Sprachform auf die kulturellen Tatsachen“ (1921, 374f.), daß eine solche Arbeitsweise sehr bald an Grenzen stößt, namentlich bei solchen sprachlichen Gegebenheiten (etwa der Laut- und Formenlehre), die einer geistesgeschichtlichen Deutung vom Material her Widerstand leisten.

Voßlers Anliegen ist die innere Sprachform, nicht die „sogenannte historische Grammatik“, die für ihn (1910, 94; 1911/12, 176) dasselbe ist, „was ohne den Begriff der Mode oder des Zeitgeschmacks eine Geschichte der Trachten wäre: ein chronologisch und geographisch geordnetes Verzeichnis von Knöpfen, Stecknadeln, Strümpfen und Hosenbändern“, nichts als eine „ausgehungerte Kulturgeschichte der Sprache“. Die Sprachgeschichte beraubt Voßler ihres eigenen Gegenstandes und löst sie auf: Ihr rezeptiver Teil geht in die Kulturgeschichte, ihr produktiver Teil in die Literatur- und Kunstgeschichte ein. Bezeichnend ist, daß Voßlers Methodik stärker auf die deutsche Sprachwissenschaft wirkte – sicher nicht ohne Einfluß der deutschen Literaturgeschichte, die der Geistesgeschichte bis 1945 weithin verfallen war –, daß dagegen die französische Sprachwissenschaft den positivistischen Traditionen (wie sie vor allem von den deutschen Junggrammatikern ausgebildet worden waren) stärker verhaftet blieb und von Voßler kaum Notiz genommen hat.

In die deutsche Sprachwissenschaft ist der geistesgeschichtliche Zug hineingetragen worden vor allem von Burdach und Naumann. Von Burdach (1926, 233) stammt auch der zum Programm gewordene Satz „Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte“. Burdach ist – wie Voßler – der Auffassung, „daß jede sprachliche Wandlung nicht einfacher Naturvorgang, sondern der sprachliche Reflex einer Kulturströmung sei“ (1934, 126). In diesem Sinne wendet sich die neue Geschichtssynthetik – in der Literatur- und Sprachgeschichte zu der Einheit einer höheren Geistes-, Kultur- und Bildungsgeschichte zusammenfließen – nicht nur gegen die Stoffanhäufungen der vorangegangenen positivistischen Generation, sondern auch schon gegen die sich anbahnende Geschichtsfremdheit der Phänomenologie (vgl. Burdach 1925, VIIff.). Ähnlich wie Burdach

versteht auch Naumann (1923, 139) unter Sprache im Anschluß an Humboldt „eine bestimmte Ausdrucksform des Geistes einer Sprachgemeinschaft“ und sieht alle sprachlichen Gesetze – auch Laut-, Akzentgesetze u.a. – als „tief im Geistigen begründet“ an.

1.3.3 Die Mundartforschung

Die Überwindung und Weiterführung der junggrammatischen Doktrin erfolgte auch von der Seite der *Mundartforschung* (vgl. Schirmunski 1962; Bach 1934; Wrede 1919). Gewiß gab es die Mundartforschung auch schon früher: Sie arbeitete zunächst mit vorwiegend *statistischen* Methoden zu dem Zweck, frühere Sprachzustände aufzuhellen, und war in junggrammatischer Zeit *phonetisch* verfeinert worden.

Eine Wende wurde aber erst erreicht mit der Schaffung von Sprachatlanten, mit deren Hilfe die Mundartforschung berufen war, den um 1870 brennenden Streit um die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu entscheiden. Als Wenker seinen „Sprachatlas des Deutschen Reiches“ (1876-1881) schuf, wurde eine neue Epoche in der Mundartforschung eingeleitet: Die Mundarten wurden *geographisch* und *historisch* vertieft, die Mundartkunde wurde zur *Dialektgeographie*. Wenker hatte ursprünglich den Plan, durch seinen auf Erforschung der lebenden Mundarten beruhenden Sprachatlas die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu bestätigen, d.h. dem bisher theoretischen Axiom induktiv beizukommen. Bei der Verwirklichung seines Plans stellte sich aber gerade das Gegenteil heraus: Es gibt keine ausnahmslos wirkenden Gesetze, ja nicht einmal scharf umrissene Mundartgebiete (vgl. Schirmunski 1962, 127ff.); so sprach man in der Folge von Kern-, Saumlandschaften und Linienbündeln.

Weil der Wenkersche Sprachatlas im Streit um die Lautgesetze geboren war, war er – im Unterschied zum französischen *Wortatlas* – im wesentlichen auf *Laute* und *Formen* beschränkt und blieb damit der junggrammatischen Tradition noch verhaftet. Immerhin konnte Wenkers Nachfolger Wrede den Atlas auch durch die direkte Methode bestätigen (d.h. durch Befragung und Beobachtung von Mundartsprechern) – Wenker war noch auf die indirekte Methode mit Fragebogen angewiesen – und konnte damit die Dialektgeographie legitimieren.

Durch die Verknüpfung des sprachlichen Geschehens mit dem Raum erhält die bisher isolierte Sprachbetrachtung eine Fundierung in der außersprachlichen Realität. Wrede (1925/26, 30) spricht selbst im Gegensatz zu den Lautgesetzen, die „überirdische Sprachelysien“ konstruieren, zu Sprachgeschichten, „wie der Systematiker sie haben möchte, wie sie aber in Wirklichkeit zumeist nicht existieren“, von „Sprachbildern der

nüchternen Alltäglichkeit“, von „flotten Lebensbildern der Wirklichkeit“, „die über die exakten Vorschriften der Lauthygieniker lachend hinweggauckeln“.

Durch die Dialektgeographie wurden die Lautgesetze aus ihrer starren naturwissenschaftlichen Isolierung und Verabsolutierung gelöst und auf die Wirklichkeit zurückgeführt, d.h. zu Lautregeln relativiert. Nicht die Naturwissenschaft, sondern die *Geschichte* und die *Geographie* geben nunmehr den Boden ab für sprachliche Wandlungen. Freilich wurde durch die dialektgeographische Methode das Interesse von den eigentlichen sprachlichen Erscheinungen z.T. abgelenkt auf deren geographische und historische Verbreitung, d.h. auf im Grunde außersprachliche Faktoren. Das ist eine Begleiterscheinung jener grundsätzlichen Wende, die die Sprachwissenschaft von abstrakten Lautgesetzen zur konkreten Wirklichkeit zurückführt. Eine zweite Einschränkung besteht darin, daß trotz der gewaltigen Fortschritte die Dialektgeographie noch in einer Beziehung an die junggrammatische Tradition gebunden blieb (vgl. Wrede 1925/26, 18): Sie achtet zwar auf den Raum und auf die Geschichte der Sprachgebilde, aber vornehmlich auf deren *Laut-* und weniger auf deren *Sinnseite*.

Die Wendung der Mundartenkunde zum Bedeutungsproblem hat erst ihre nächste, sogenannte *volkskundliche* Etappe vollzogen. Das Material der Mundarten soll jetzt dazu benutzt werden, die Geisteshaltung der Volkes, die „Volksseele“ zu erforschen. Die Verbindung von Mundartenkunde und Volkskunde vollzogen zu haben, ist im wesentlichen ein Verdienst von Maurer, für den Volkssprache und Mundart dasselbe sind, erstere ein Begriff der Volkskunde, letztere ein Begriff der Sprachwissenschaft. Nach Maurer (1941, 43f.; 1933, 1, 125) sollen sich beide Wissenschaften gegenseitig befruchten, indem die Sprachwissenschaft sich bemüht, „die lebende Sprache als Äußerung bestimmter seelischer Haltungen zu fassen“ und „auf Grund der Volkssprache Beiträge zur Erkenntnis der Volksseele zu liefern“. Daraus erwächst die Aufgabe, „zu den seelischen Kräften vorzudringen, die hinter den sprachlichen Wandlungen stehen“. Auf diese Weise erfolgt eine Überschreitung des rein Sprachlichen nicht nur – wie bei der Dialektgeographie – nach Geographie und Geschichte hin, sondern die Mundart wird letztlich als Mittel zur Erforschung des Weltbildes benutzt.

Die Mundartenkunde überschreitet die Grenze des rein Sprachlichen also in zwei Etappen: zunächst nach Geographie und Geschichte hin in ihrer dialektgeographischen, schließlich nach der allgemeinen Kulturgeschichte hin in ihrer volkskundlichen Etappe (vgl. Frings 1928, 91). Innerhalb der Mundartforschung selbst spiegelt sich ein Stück der Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Theorie und Methodologie: Betrachte-

te die naturwissenschaftliche Mundartforschung isolierte Bestandteile der Sprache, so richtete die dialektgeographische Forschung ihren Blick auf Raum und Zeit der Sprache und die volkskundliche Arbeitsrichtung gar auf die Bedeutungsseite der Sprache. Damit hat auch die Mundartforschung teil an jener Wende von der Form- zur Inhaltsbetrachtung, die auf diesem Wege zwar den junggrammatischen Atomismus und die ausschließliche Lautbezogenheit überwindet, dabei aber gleichzeitig das Terrain der Sprache selbst überschreitet und außersprachliche Faktoren – die z.T. auch in einem wenig exakten Begriffsapparat (Weltbild, Volksseele, innere Form u.a.) gefaßt sind – stärker zur Geltung bringt.

1.3.4 Die Kulturmorphologie

Das gilt in gleichem Maße auch für die *kulturmorphologische* Richtung, die einerseits ein Abkömmling der Mundartforschung ist, andererseits aber Berührungspunkte mit der Geistesgeschichte hat (sich von dieser nur durch einen anderen Bezugspunkt unterscheidet). Als Vorläufer kann die Sprachauffassung der in den 20er Jahren erscheinenden Zeitschrift *Wörter und Sachen* angesehen werden (Meringer, Sperber, Güntert u.a.). Von Meringer stammt das entscheidende Wort „Sprachgeschichte ist Kulturgeschichte“ (vgl. Sperber 1929, 173), das zum Programm der Zeitschrift geworden ist, die die junggrammatische Doktrin zwar überwinden, zur gleichen Zeit aber „auf dem soliden Fundament“ der Junggrammatiker „weiterbauen und die Form mit Inhalt füllen“ will (Güntert 1929, 393). Das geschieht, indem die Überbetonung der äußeren Form beseitigt werden soll durch die Beziehung auf die Sachen und auf den Menschen. In der Praxis zeigte sich dann freilich, daß sich der Akzent so stark auf die Sachforschung verlagerte, daß man das Sprachliche manchmal nur als Aushängeschild und Dekoration empfindet. Diese Wendung zu den „Sachen“ – als extremer Gegenschlag gegen junggrammatische Lautbezogenheit und Atomisierung – ergab sich aus der „allerorten sich regenden Neigung zur Synthese“, aus der Güntert (1925, Vorwort) den Schluß zieht, die Sprachwissenschaft in das „Ganze der Kulturentwicklung“ einzuordnen; denn sie ist für ihn „zweifelloso eine Geistes- und Kulturwissenschaft“.

Die kulturgeschichtliche Betrachtung empfing ihre entscheidenden Impulse von der Dialektgeographie; die Verbindung ist vor allem geknüpft worden von Frings und seinen rheinischen Forschungen (vgl. Große/Fleischer 1963, 262ff.). Er hat den Nachweis geführt, daß die Sprachgeschichte mit der Kulturgeschichte und mit der allgemeinen Geschichte eng zusammengehört, „daß Sprachgrenzen Kulturgrenzen, Sprachräume Kulturräume sind“ (Frings 1948, 6). Ihm geht es letztlich

um eine Kulturmorphologie auf geographischer Grundlage, zu der neben der Sprachwissenschaft auch die anderen Teildisziplinen beizutragen haben, soweit sie geographisch arbeiten. Der geographische Gesichtspunkt ist der Sprachwissenschaft zwar nicht neu; aber er wird jetzt ausgebaut zu einer „zugleich beschreibenden und geschichtlichen *Kulturdynamik* und *Kulturmorphologie* des Raumes und der Räume“, zu einer „überwölbenden *Kulturgeographie* und *Kulturmorphologie*“ (Frings 1930, 549; 1928, 91). Von den drei genannten Stichwörtern meint die Kulturmorphologie das letzte Ziel, das in dem Gesamtbild der kulturellen Gestalt (morphé) bestehen soll (entsprechend dem geographischen Begriff der Morphologie einer Landschaft); meint die Kulturgeographie den gemeinsamen geographischen Nenner, der die „einzelnen Wissenschaftszweige aus ihrer Vereinsamung erlösen“ soll (Frings/Tille 1925/26); meint schließlich die Kulturdynamik nichts anderes als das Dynamische des Forschungsgegenstandes, das auch den von der volkskundlichen Richtung geprägten statischen Begriff der „Volksseele“ als Forschungsgegenstand ausschließt (vgl. Frings 1928, 105). Wenn für Frings (1930, 550ff.) die Sprache „ein *geschichtsgeographisch* bedingtes soziales Gebilde, keine organische Bildung“ ist, so weist dies in die Richtung des kulturdynamischen Forschungsziels, das in der „Ordnung, die der Kulturraum und seine Verknüpfungen bestimmen“, liegt. Dadurch wird die Sprachwissenschaft der allgemeinen Kulturmorphologie dienstbar und erhält neue, wenn auch außersprachliche Gesichtspunkte, durch die „die deutsche Sprachgeschichte als Ausdruck deutscher Kulturgeschichte und deutscher Kulturentwicklung ihren Bau aufrichten“ soll (Frings/Tille 1925/26, 18).

Nachhaltig vertreten wird diese kultursoziologische Betrachtung der Sprache auch von Maurer, der die Kulturmorphologie von Frings und die volkskundliche Arbeitsweise der Mundartforschung zu verknüpfen sucht, der die *äußere* Dialektgeographie auch mit der *inneren* Geistesgeschichte Voßlers zu verbinden trachtet zu einer Kulturmorphologie im Sinne von Frings; denn nur so erhält „das Schlagwort ‚Sprachgeschichte ist Geistesgeschichte, ist Bildungsgeschichte‘ ... in dieser Form und mit dieser dialektgeographischen Untermauerung wieder feste Berechtigung“ (Maurer 1934, 203).

Die Sprachgeschichte kann für ihn (1941, 43) „nicht als theoretische Entwicklung im luftleeren Raum begriffen werden“. Weil sie „eine Äußerung des *Volkes*“ ist, ist sie nur „im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes, seinen Voraussetzungen, seinen Schicksalen zu begreifen und darzustellen“. Diese Forderung, die Sprachgeschichte mit der realen äußeren Geschichte in Verbindung zu bringen, richtet sich gegen die junggrammatische Auffassung, daß die Geschichtlichkeit

nur innerhalb der Sprache selbst bestehe oder gar im Gegensatz zur äußeren Geschichte stehe. Demgegenüber strebt Maurer (1941, 41; 1942, 13ff.) eine „Synchronisierung“ von Vorgeschichte und Sprachwissenschaft an und sucht nachzuweisen, daß die Sprachgeschichte nur dann zu richtigen Ergebnissen gelange, wenn sie auf der allgemeinen Geschichte aufbaut. Aber gerade die Verwirklichung dieses Programms in Maurers „Nordgermanen und Alemannen“ (1942) zeigt auch – auf dem ohnehin problematischen Forschungsgebiet der westgermanischen Spracheinheit – die Kehrseite einer Konzeption, die von der Geschichte die Lösung von Problemen erwartet, die zunächst einmal der Sprachwissenschaft aufgegeben sind.

Die Junggrammatiker waren ihrerseits einem naturwissenschaftlichen Credo unterworfen, beschränkten sich auf die Laute und Formen, klammerten die Inhalte und Funktionen weitgehend aus und verblieben damit innerhalb der Sprache, von der sie freilich nur den äußeren Teil erfaßten. Die synthetischen Richtungen – als Reaktion auf diese Einseitigkeit – brachten nun die vernachlässigten Inhalte, Funktionen, die Sinnseite der Sprache stärker zur Geltung, machten sich dabei aber von extralinguistischen Faktoren aus anderen Wissenschaften abhängig. Diese Außersprachlichkeit überwunden zu haben ist erst ein Verdienst derjenigen Richtungen, die auf eine Erforschung der Sprache *als System eigener Art* drängen.

1.4 Literatur

- Bach, Adolf (1934): Deutsche Mundartforschung. Ihre Ergebnisse, Wege und Aufgaben. Heidelberg
- Behaghel, Otto (1928): Geschichte der deutschen Sprache. Berlin/Leipzig
- Burdach, Konrad (1925): Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. Halle (Saale)
- Burdach, Konrad (1926): Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Berlin
- Burdach, Konrad (1934): Die Wissenschaft von deutscher Sprache. Ihr Werden – ihr Weg – ihre Führer. Berlin/Leipzig
- Curtius, Georg (1885): Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. Leipzig
- Delbrück, Berthold (1893a): Einleitung in das Sprachstudium. Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung. Leipzig
- Delbrück, Berthold (1893b): Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Teil 1-3. Straßburg
- Frings, Theodor (1928): Volkskunde und Sprachgeographie. In: Deutsche Forschungen, 86-105
- Frings, Theodor (1930): Sprachgeographie und Kulturgeographie. In: ZD, 546-562
- Frings, Theodor (1948): Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache. Halle (Saale)

- Frings, Theodor/Tille, Edda (1925/26): Kulturmorphologie. In: Teuthonista, 1-18
- Große, Rudolf/Fleischer, Wolfgang (1963): Forschung und Lehre im Institut für Deutsche und Germanische Philologie. In: G. Harig/M. Steinmetz (Hg.): Lehre – Forschung – Praxis. Leipzig, 262-272
- Güntert, Hermann (1925): Grundfragen der Sprachwissenschaft. Leipzig
- Güntert, Hermann (1929): Zum heutigen Stand der Sprachforschung. In: WS XII. Heidelberg, 386-397
- Humboldt, Wilhelm von (1836-1840): Über die Kawi-sprachen auf der Insel Java. Darin Einleitung: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1836). Neu hg. v. H. Nette (1949). Darmstadt
- Humboldt, Wilhelm von (1910): Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. Leipzig
- Idealistische Neuphilologie (1922). Festschrift für Karl Voßler. Hg. v. V. Klemperer/E. Lerch. Heidelberg
- Ipsen, Gunther (1927): Besinnung der Sprachwissenschaft (Karl Voßler und seine Schule). In: Indogermanisches Jahrbuch, 1-32
- Ipsen, Gunther (1930): Sprachphilosophie der Gegenwart. Berlin
- Leskien, August (1876): Die Deklination im Slawischen, Litauischen und Germanischen. Leipzig
- Malmberg, Bertil (1963): Structural Linguistics and Human Communication. Heidelberg
- Maurer, Friedrich (1933): Volkssprache (= Fränkische Forschungen, Arbeiten zur Sprachgeographie und zur Volkskunde). Erlangen
- Maurer, Friedrich (1934): Geschichte der deutschen Sprache. In: A. Götze u.a. (Hg.): Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für O. Behaghel. Heidelberg, 201-228
- Maurer, Friedrich (1941): Sprachgeschichte als Volksgeschichte. In: Von deutscher Art in Sprache und Dichtung I, 43-65
- Maurer, Friedrich (1942): Nordgermanen und Alemannen. Straßburg
- Naumann, Hans (1923): Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1, 139-160
- Newald, Richard (1947): Einführung in die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft. Lahr
- Paul, Hermann (³1898): Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle (Saale)
- Porzig, Walter (1923): Der Begriff der inneren Sprachform. In: IF 41, 150-169
- Pott, August Friedrich (1867): Etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen II, 2. Detmold
- Schirmunski, Viktor M. (1962): Deutsche Mundartkunde. Berlin
- Sperber, Hans (1929): Sprachwissenschaft und Geistesgeschichte. In: WS XII. Heidelberg, 173-186
- Stegmann v. Pritzwald, Kurt (1936): Kräfte und Köpfe in der indogermanischen Sprachwissenschaft. In: Germanen und Indogermanen. Festschrift für H. Hirt. Heidelberg, 1-24

- Steinthal, Heymann (1855): Grammatik, Logik und Psychologie. Berlin
- Stroh, Friedrich (1933): Der volkhafte Sprachbegriff. Halle (Saale)
- Stroh, Friedrich (1952): Handbuch der germanischen Philologie. Berlin
- Voßler, Karl (1904): Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung. Heidelberg
- Voßler, Karl (1905): Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg
- Voßler, Karl (1910): Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von „richtig“ und „wahr“ in der Sprachwissenschaft. In: Logos I, 83-94
- Voßler, Karl (1911/12): Das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte. In: Logos II, 167-178
- Voßler, Karl (1921): Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg
- Voßler, Karl (1923): Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie. München
- Voßler, Karl (1925): Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg
- Wrede, Ferdinand (1919): Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartforschung. In: ZfdMaa 1/2, 3-18
- Wrede, Ferdinand (1925/26): Zur Abwehr. In: Teuthonista
- Wundt, Wilhelm (1900): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. 1. Bd.: Die Sprache. Leipzig
- Wundt, Wilhelm (1911): Probleme der Völkerpsychologie. Leipzig

2. Die Neuorientierung bei de Saussure

2.1 Einordnung

Die grundsätzliche Neuorientierung der Linguistik ist geknüpft an den Namen de Saussures. Sie wurde philosophisch von Husserl, dessen philosophischer Analyse des Zeichenbegriffs und dessen Ausschaltung des Psychologismus, und soziologisch von Durkheim – vor allem von dessen Wesensbestimmung des Sozialen als außer- und überindividuelle Wirklichkeit – vorbereitet. Auch de Saussure ging es zunächst – wie Wundt, Voßler, Wrede und Maurer, nur von einer ganz anderen Seite her – um eine Überwindung des junggrammatischen Denkens. Dabei hat er aber zugleich diejenigen mit überwunden, die vor und mit ihm die Junggrammatiker bereits überwunden zu haben glaubten. Mit de Saussure – mit dem die Führungsrolle in der Sprachwissenschaft von Deutschland auf das Ausland übergeht – beginnen die Bemühungen, Sprache als Sprache, als System eigener Art zu erfassen, sie nicht zur Form zu reduzieren, sie aber auch nicht in Außersprachliches aufzulösen.

De Saussure hat seine Lehre vorgetragen in seinen Genfer Vorlesungen seit 1906; erst nach seinem Tode sind sie 1916 als „Cours de linguistique générale“ von Bally und Sechehaye nach Vorlesungsnachschriften von Studenten veröffentlicht worden. Auf Grund dieses Entstehens ist das grundlegende Werk der modernen Linguistik z.T. uneinheitlich und hat deshalb auch immer wieder Anlaß zu verschiedenartigen Interpretationen und heftigen Diskussionen gegeben (vgl. Wells 1947; Godel 1966).

Wenn wir de Saussure an dieser Stelle in der Entwicklung der Linguistik nennen, so meinen wir dies nicht rein chronologisch, sondern im Zusammenhang mit der Entwicklung der linguistischen Theorie und Methodologie. Rein äußerlich gehört de Saussure in dieselbe Zeit wie Voßler, gehört sogar weit vor die Herausbildung der kulturmorphologischen Methode. Daß seine Wirkungen erst viel später sichtbar wurden, ist darin begründet, daß sein Werk zunächst weitgehend unbekannt blieb (noch in den 20er Jahren), zum anderen aber darin, daß auf dem Gebiet der praktischen Arbeit die junggrammatische Tradition – zumindest in Deutschland – bis weit in das 20. Jahrhundert hinein dominant blieb. Dadurch staute sich das Saussuresche Gedankengut, und es entlud sich erst nach dem 2. Weltkrieg in einer reißenden Flut.

In besonderem Maße zurückhaltend gegenüber den neuen Gedanken de Saussures ist man in Deutschland gewesen; das beruht einmal auf dem

noch längeren Beharren auf der für Deutschland so stolzen Tradition der Junggrammatiker, zum anderen auf der zunehmenden Isolierung der deutschen Wissenschaft während des Faschismus und erst recht während des 2. Weltkrieges. Kennzeichnend für diese Isolierung ist allein die Tatsache, daß de Saussures Werk erst 1931 ins Deutsche übersetzt wurde (unter dem Titel „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“), daß vorher das Buch nur von einem einzigen deutschen Linguisten rezensiert und danach nur in etwa 500 Exemplaren verkauft worden ist. Im Grunde wurde es erst seit den 50er Jahren in Deutschland überhaupt beachtet.

2.2 Systemhaftigkeit der Sprache: *langue* und *parole*

De Saussure knüpft an die junggrammatische Überbetonung des Äußeren und des Historischen an, die für ihn *nicht* die Sprache *als Sprache, als System* ausmachen. Gerade auf dieses System kommt es ihm aber an; denn die Sprache ist „ein System von Zeichen“, „ein System, das nur seine eigene Ordnung zuläßt“. Dieses System ist für ihn durchaus zu begreifen, ohne daß man die außersprachlichen Erscheinungen (wie Gesellschaft und Geschichte) studieren muß; es sei falsch zu behaupten, „daß man ohne sie den inneren Organismus der Sprache nicht kennen könne“ (Saussure 1931, 19, 26f.).

Dieses System der Sprache nennt Saussure (1931, 16f.) *langue* (Sprache) – im Unterschied zur *parole* (Sprechen); erst beide zusammen machen für ihn die *langage* (menschliche Rede) aus. Dabei versteht er unter *langage* die allgemein menschliche Sprachfähigkeit, die nicht auf eine Einzelsprache beschränkt ist, unter *langue* das soziale Systemgefüge der Einzelsprache und unter *parole* die Aktivierung des Sprachsystems durch das Individuum im konkreten Gebrauch der Sprache (sei es beim Sprechen oder beim Schreiben). Fruchtbar geworden ist vor allem seine Unterscheidung der systemhaften *langue* von der aktualisierten *parole*, durch die er das Soziale vom Individuellen, das Wesentliche vom Zufälligen scheiden will. Deshalb ist die Existenz der *langue* eine notwendige Voraussetzung für die *parole*. Wenn es dieses System nicht gäbe, könnten die Sprecher die Sprache nicht als Kommunikationsmittel benutzen. Umgekehrt kann die *langue* natürlich nur studiert werden auf der Basis aktueller Äußerungen (der *parole*), aus denen das System deduziert wird.

Entsprechend trennt de Saussure eine innere und eine äußere Sprachwissenschaft und zeigt – in seinem anschaulichen Vergleich mit dem Schachspiel – daß innerlich alles ist, „was das System und seine Spielregeln betrifft“, äußerlich und vom Wesen her gleichgültig dagegen alles andere, vergleichbar etwa mit der äußeren Beschaffenheit der Schachfi-

guren (1931, 27). Diese Schachfiguren können äußerlich völlig verschieden sein, wenn sich die Spieler nur auf diese äußere Gestalt einigen und wenn die inneren Spielregeln nicht gefährdet werden (das ist allerdings eine Voraussetzung, die es ausschließt, daß diese Schachfiguren etwa aus Luft oder Wasser bestehen). Aus dieser Konzeption resultiert schließlich der berühmte und berüchtigte Schlußsatz des „Cours“ (1931, 279):

Die Sprache an und für sich selbst betrachtet ist der einzige Gegenstand der Sprachwissenschaft.

Sie ist für de Saussure dieser eigentliche Gegenstand, da das System der *langue* unabhängig existiert von den Individuen, die in der konkreten Sprachverwendung von den Möglichkeiten des Systems Gebrauch machen.

2.3 Synchronie und Diachronie

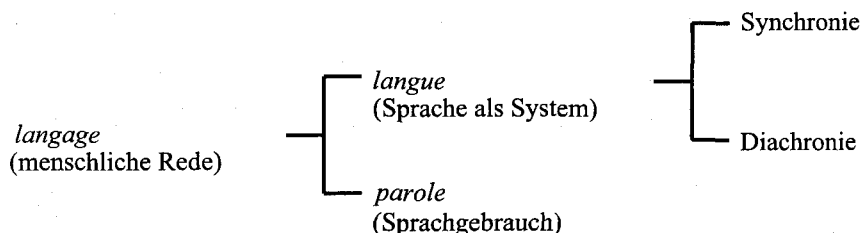
Aus dem Systemcharakter der Sprache erwächst für de Saussure die Notwendigkeit, streng zwischen *synchronischer* und *diachronischer* Sprachwissenschaft zu unterscheiden: Synchronisch ist alles das,

was sich auf die statische Seite unserer Wissenschaft bezieht; diachronisch alles, was mit den Entwicklungsvorgängen zusammenhängt. Ebenso sollen *Synchronie* und *Diachronie* einen Sprachzustand bzw. eine Entwicklungsphase bezeichnen. (Saussure 1931, 96)

Diese Begriffe sind – obwohl bereits vor de Saussure gebraucht – durch de Saussure zum Allgemeingut der Linguistik geworden. Sie sind nicht völlig identisch mit dem Begriffspaar historisch vs. deskriptiv; außerdem wird unter dem „Geschichtlichen“ in der Sprachwissenschaft keineswegs etwas Einheitliches verstanden (vgl. Kandler 1954).

Die synchronische und die diachronische Sprachwissenschaft stehen sich bei de Saussure (1931, 18) in *Ausschließlichkeit* gegenüber; ihr Gegensatz „läßt sich nicht aufheben und nicht vermitteln“. Es handelt sich um den Gegensatz zwischen der synchronischen Forschungsrichtung, die Tendenzen des klassischen Altertums fortsetzt, und der diachronischen andererseits, wie sie in der deutschen Sprachwissenschaft bisher vorherrschend war. Dieser von de Saussure postulierte undialektische Gegensatz zwischen beiden Forschungsrichtungen wird erst von Wartburg (1931) überbrückt. In der Tat hängen Synchronie und Diachronie eng miteinander zusammen, ist doch die Synchronie ein Stellenwert innerhalb des zeitlich-diachronischen Kontinuums und die Diachronie andererseits eine Summe von Synchronien. De Saussure jedoch schuf einen antinomischen Gegensatz und zerriß damit die Einheit seines Forschungsgegenstandes,

an dem ihm so sehr gelegen war (vgl. Růžička 1959, 438f.). Nach der ersten Scheidung (*langue* vs. *parole*) erfolgt jetzt eine zweite, so daß sich die Sprache für ihn (1931, 116) wie folgt darstellt:



Die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie ist von de Saussure mit einem bestimmten Akzent versehen worden. Er ordnet die *Synchronie* der *Diachronie* über, weil sich die bisherige Sprachforschung fast ausschließlich der *Diachronie* gewidmet und damit die Sprache in ihre Einzelheiten und Wandlungen zerlegt habe, statt sie als Ganzheit, als System zu begreifen, und

weil sie für die Masse der Sprechenden die wahre und einzige Realität ist. Ebenso ist es für den Sprachforscher: Vom Gesichtspunkt der *Diachronie* aus kann er nicht mehr die Sprache selbst wahrnehmen, sondern nur eine Reihe von Ereignissen, welche sie mitgestalten. (Saussure 1931, 97, 107)

Damit wird vom Systemcharakter der Sprache her die Wissenschaftlichkeit einer synchronischen Sprachbetrachtung gerechtfertigt und der diachronischen (die Sprache in isolierte Tatbestände zerreißen) Betrachtungsweise übergeordnet. Mit dieser Trennung wird eine „Entzweigung der Sprachwissenschaft“ (Telegdi 1962) geschaffen: Nachdem vorher – etwa bei Paul – die Erklärung der Entwicklung als allein wissenschaftlich angesehen worden war, wird es nun die Beschreibung der Zustände. Zustand und Bewegung werden in einen „starren, metaphysischen (undialektischen) Gegensatz“ zueinander gebracht (Telegdi 1963, 967). Ohne Zweifel wird aber – und das ist das Bleibende an der Konzeption de Saussures – eine echte geschichtliche Betrachtung erst auf Grund synchronischer Beschreibung der Systeme möglich, weil in ihnen allein sprachliche Relationen und Strukturen sichtbar werden (vgl. Růžička 1959, 439; 1964, 205).

2.4 Bilaterales Zeichenmodell

Das sprachliche System ist bei de Saussure ein System von *Zeichen*, bei denen es auf eine Verbindung von Inhalt und Lautform ankommt. Im Gegensatz zum unilateralen Zeichenbegriff (der sich auch in der Umgangssprache findet, wenn man etwa von einem Verkehrszeichen spricht) ist

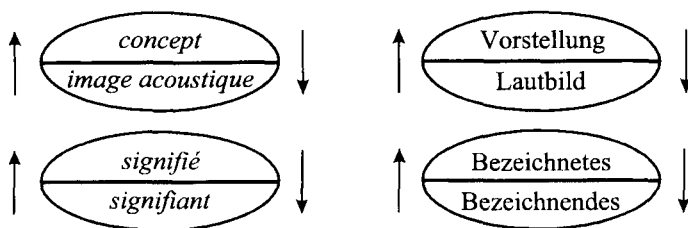
das sprachliche Zeichen für de Saussure die Verbindung eines Bezeichnenden mit einem Bezeichneten, einer Lautform mit einer Bedeutung, eines *signifiant* mit einem *signifié*, eines *Signifikanten* mit einem *Signifikat*. Beide sind untrennbar wie die beiden Seiten eines Blattes Papier miteinander verbunden (Saussure 1931, 134):

Das Denken ist die Vorderseite und der Laut die Rückseite; man kann die vordere Seite nicht zerschneiden, ohne zugleich die Rückseite zu zerschneiden.

Die Sprache enthält also

weder Vorstellungen noch Laute, die gegenüber dem sprachlichen System präexistent wären, sondern nur begriffliche und lautliche Verschiedenheiten, die sich aus dem System ergeben. (1931, 143f.)

Das führt de Saussure zu folgendem Schema:



Im Gegensatz zur unilateralen Auffassung des Zeichens – nur als Lautbild – ist für de Saussure ein Zeichen immer die „Verbindung der Vorstellung mit dem Lautbild“, ist es immer etwas „Doppelseitiges, das aus der Vereinigung zweier Bestandteile hervorgeht“. Das Zeichen ist damit nicht unmittelbar auf einen Gegenstand der außersprachlichen Realität bezogen, sondern ist eine sprachimmanente Größe im Bezugssystem der Sprache:

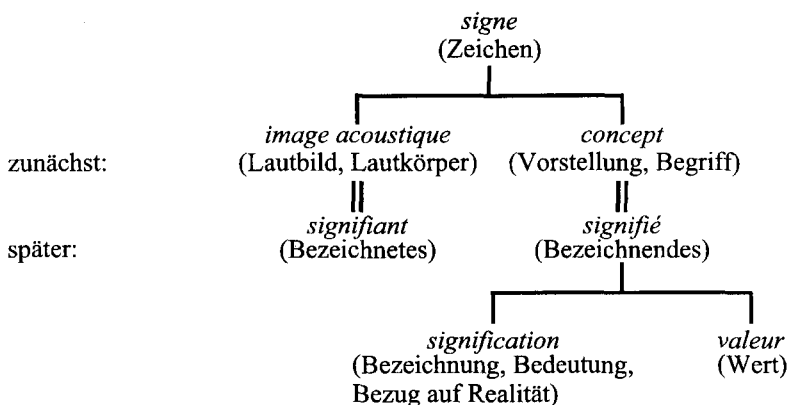
Das sprachliche Zeichen vereinigt in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild. (Saussure 1931, 76ff.)

De Saussure weist die Auffassung der Sprache als einer Nomenklatur von Sachen zurück; das „Bezeichnete“ in seinem Sinne gehört vielmehr mit zur Sprache und darf nicht mit der „chose réelle“, dem außersprachlichen Objekt, verwechselt werden.

Der sprachimmanente Zusammenhang zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem ist zwar fest und untrennbar; er ist jedoch nicht natürlich oder naturnotwendig, sondern arbiträr, allein durch die Konvention der Sprachgemeinschaft gegeben, in ihr aber fest verankert. Gerade deshalb ist die These von der „Willkürlichkeit“ des sprachlichen Zeichens in der Formulierung de Saussures zumindest mißverständlich; was er „arbiträr“, „unmotiviert“ bzw. „willkürlich“ genannt hat, ist in Wahrheit eine nicht

nur gewohnheitsmäßige, sondern auch für alle Mitglieder der betreffenden Sprachgemeinschaft obligate Verbindung von einem *Signifikanten* und einem *Signifikat*. De Saussure will den Begriff „Zeichen“ für das Ganze beibehalten und führt – für die beiden Seiten – zunächst die Begriffe Vorstellung (Concept) und Lautbild (Image acoustique) ein, die er später durch die eindeutigeren – weil entpsychologisierten und entlogisierten – Begriffe *Bezeichnetes* (signifié) und *Bezeichnendes* (signifiant) ersetzt (1931, 78f.).

Das *Bezeichnete* wird in seinem Stellenwert bestimmt einmal durch die Bedeutung, die es von der Realität erhält; als Teil eines Systems hat es aber zugleich „und hauptsächlich einen Wert, und das ist etwas ganz anderes“ (1931, 137f.) und ergibt sich aus seiner Beziehung zu anderen Gliedern. Das Begriffssystem de Saussures stellt sich somit wie folgt dar (vgl. auch Gipper 1959, 272):



Am folgenschwersten dürfte die im „Cours“ nicht ganz konsequent durchgehaltene Trennung von *signifié* und *chose réelle* gewesen sein. Einerseits wird betont (1916, 98ff.), daß „le signe linguistique unit non une chose et un nom, mais un concept et une image acoustique“; andererseits aber ist für de Saussure die Beziehung zwischen den beiden Seiten des Zeichens arbiträr, weil die Beziehung zur Realität willkürlich sei („o – k – s“ und „b – ö – f“ bezeichnen in zwei Sprachen das Gleiche „in der Realität“). Damit bezieht sich de Saussure jedoch wieder auf die „chose“, die er anfangs aus der Zeichendefinition ausgeklammert hatte (vgl. kritisch Benveniste 1939, 24, 37; Lerch 1939, 148ff.). Im Grunde geht es also um eine Trichotomie (etwa: von Bedeutungsträger, Bedeutung und Bezeichnetem; vgl. auch Bröcker/Lohmann 1948) – nicht um eine Dichotomie –, auch wenn sie bei de Saussure selbst noch etwas verdunkelt ist.

2.5 Die Sprache als immanentes Relationssystem

Weil das Zeichen nicht direkt auf einen Gegenstand der objektiven Realität bezogen ist, ist es primär eine Größe im *Relationssystem* der Sprache. Damit wird – neben der *langue* und der Synchronie – der dritte Grundbegriff der neueren, von de Saussure begründeten Linguistik sichtbar: die *Struktur*. Wieder im Vergleich mit dem Schachspiel, das auf der Kombination und der relativen Beziehung der Figuren zueinander (und nicht auf ihrer äußeren materiellen Gestalt) beruht, hat die Sprache bei de Saussure (1931, 127) „den Charakter eines Systems, das durchaus auf der Gegenüberstellung seiner konkreten Einheiten beruht“. Die Sprache ist nichts anderes „als ein System von Werten (valeurs)“, „ein System, dessen Glieder sich alle gegenseitig bedingen und in dem Geltung und Wert des einen nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein des anderen sich ergeben“ (1931, 104f., 133ff.). Damit erscheinen die sprachlichen Werte im System als bloße Bezugselemente, die durch Laute und Bedeutungen realisiert werden. Kein Glied im Sprachsystem hat eine Geltung für sich allein, sondern alle Glieder bedingen einander. Auch in der Grammatik stößt de Saussure (1931, 139f.)

statt auf von vornherein gegebene Vorstellungen auf Werte, die sich aus den Systemen ergeben ... Ihr bestimmtestes Kennzeichen ist, daß sie etwas sind, was die anderen nicht sind.

Alles läuft darauf hinaus, „daß es in der Sprache *nur Verschiedenheiten* gibt ..., nur *Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder*“ (1931, 143f.). Erst durch die Verbindung von Bezeichnendem und Bezeichnetem werden positive Glieder gewonnen; diese Verbindung „schafft eine Form, keine Substanz“ (1931, 143f.). Das sprachliche System besteht darin, daß Verschiedenheiten des Lautlichen mit Verschiedenheiten der Vorstellungen in Beziehung gesetzt werden, und „dieses In-Beziehung-Setzen erzeugt ein System von Werten ... Obgleich Bezeichnetes und Bezeichnung, jedes für sich genommen, lediglich differentiell und negativ sind, ist ihre Verbindung ein positives Faktum“ (1931, 144). Damit wird die Sprache bei de Saussure ein Netzwerk reiner Beziehungen, „*eine Form und nicht eine Substanz*“ (1931, 146). Diese Formulierung sei absichtlich wiederholt, weil sie eine folgenschwere Bedeutung für einige Richtungen der strukturellen Linguistik gehabt hat. Sprachliche Elemente werden nicht durch ihre Beziehung auf außersprachliche Eigenschaften (physischer oder psychologischer Art), sondern allein durch ihre Relation zu anderen Elementen des Sprachsystems bestimmt. In diesem Begriff der *Beziehung* liegt geradezu eine Revolution der traditionellen Sprachwis-

senschaft (vgl. Šaumjan 1956, 38ff.). Man hat von einer „Relativitätstheorie der Sprache“ gesprochen (vgl. Růžicka 1963, 634).

2.6 Bedeutung und Wirkung

So vielfältig die *Wirkungen* de Saussures gewesen sind (nicht zuletzt auf Grund der nicht ganz homogenen Nachschriften seiner Vorlesungen), muß er als Begründer der modernen Linguistik angesehen werden mit seiner Auffassung der Sprache als immanentes System, mit der Aufwertung der Synchronie und mit dem neuen Relationsgedanken. Es erscheint zumindest einseitig, wenn der antipositivistische Zug des Saussureschen Denkens zu stark in den Vordergrund gerückt wird. Gewiß bedeutet auch die Konzeption de Saussures eine Überwindung der Junggrammatiker, aber diese Überwindung war schon vor de Saussure von verschiedenen Seiten her erfolgt; dabei war aber aus dem atomistischen Formdenken der junggrammatischen Schule noch kein echtes Systemdenken geworden, weil man die Sprache transzendiert hatte und vielfach von außersprachlichen Gegebenheiten in der Sprachbetrachtung ausgegangen war. Weil de Saussure diese außersprachlichen Gegebenheiten in der Sprachbetrachtung abweist und die Sprache als immanentes Relationssystem im Auge hat, ist er nicht nur ein Überwinder der Junggrammatiker, sondern zugleich auch ein *Überwinder dieser Überwinder*. Sich in gleicher Weise gegen formalen Atomismus und gegen außersprachlichen Apriorismus verwahrend, schuf er zum ersten Mal die Möglichkeit, die Sprache aus sich selbst zu verstehen. Die Wirkungen de Saussures sind unbestritten, seit man sich davon gelöst hat, immer nur zu bemängeln, daß de Saussure verschiedene Dinge *getrennt* habe: die Sprache von der Gesellschaft, die Synchronie von der Diachronie, die Sprache vom Sprechen, die Form vom Inhalt. In der Tat sind alle diese Trennungen methodologisch begründet (und als solche legitim und notwendig – vgl. auch Apresjan 1961; 1966) und besagen nichts über einen undialektischen Gegensatz in der Sache selbst.

Etwas anders verhält es sich mit dem (anderen) Vorwurf, die synchronische Linguistik de Saussures betone die quasi-mathematische, statische Struktur der Sprache zu stark und vergleiche die Sprache eher mit der Anatomie eines Sektionsraums als mit der Physiologie eines Lebewesens (so Firth 1934, 19). Hier hat die Weiterentwicklung der Gedanken de Saussures später zu einer Verlagerung der Akzente geführt. Auch Chomsky (1963, 328) hat de Saussure den Vorwurf der Statik gemacht; die *langue* sei für ihn gleichsam „a store-house of signs“, so daß die Konstruktion von Sätzen aus diesen Zeichen eine beliebige und nicht-

systematische Schöpfung und damit im Grunde der *parole* überantwortet wird. Deshalb orientiert sich Chomsky – in späteren Versionen seiner generativen Grammatik (vgl. 1964, 17ff.) – stärker als vorher an Humboldt.

Zu den *allgemeinen* Wirkungen de Saussures gehört seine Scheidung von *langage*, *langue* und *parole*. Es ist dabei sekundär, ob man die gemeinten Gegenstände anders nennt (z.B. language vs. speech; jazyk vs. rec'), ob man sie mit Otto (1954, 43) als Objekte der Sprach- und Sprechwissenschaft, mit Bühler (1932, 96) als Sprachgebilde und Sprechhandlung, mit Trubetzkoy (1939, 5) als Sprachgebilde und Sprechakt oder noch anders bezeichnet. Sekundär ist auch, daß die genannte Scheidung von *langue* und *parole* zuweilen auf Humboldts *Ergon* und *Energeia* zurückgeführt wird und daß sie manchmal – mitunter unter Berufung auf Humboldt – von Vertretern einer psychologisierenden Linguistik abgelehnt wird (vgl. Finck 1905, 2, 9; Funke 1927, 78). Wesentlicher ist ihre methodologische Unterscheidung, die nicht nur dazu geführt hat, daß sich verschiedene Schulen der verschiedenen Aspekte der Sprache angenommen haben (etwa: die Schule um Cassirer der *langage*, die Schule um Weisgerber der *langue*, die Schule um Bühler der *parole* – vgl. dazu Arens 1955, 446), sondern auch dazu, daß Bühler (1932, 96) die verschiedenen Aspekte der Sprache verschiedenen Disziplinen zugeschrieben hat: So solle sich der Sprachwissenschaftler mit dem Sprachgebilde, der Psychologe mit der Sprechhandlung und der Soziologe mit dem Zeichensystem beschäftigen.

Die Wirkungen de Saussures wurden nach dem 2. Weltkrieg dominant, obwohl seine Ideen damals schon teilweise modifiziert worden sind. In dieser Atmosphäre konnte man sich seinen Ideen kaum entziehen, selbst wenn man den „Cours“ nicht gelesen hatte: So hat Joos (1963, 18) nach einer Umfrage freimütig festgestellt, daß nur etwa die Hälfte der führenden strukturalistischen Autoren seines Sammelbandes „Readings in Linguistics“ – die sich vielfach auf Saussure berufen, zumindest aber auf ihm aufbauen – den „Cours“ wirklich gelesen hat.

Die *spezielleren* Wirkungen de Saussures zeichnen sich zunächst in der sogenannten Genfer Schule ab, die sich im wesentlichen aus seinen unmittelbaren Nachfolgern im Amt rekrutierte (Bally, Sechehaye, Karcevski, Frei u.a.). Diese Genfer Schule betonte die Grundprinzipien de Saussures und sah ihre Hauptaufgabe darin, die Mißverständnisse im Werk des „Meisters“ zu beseitigen und seine Grundbegriffe zu präzisieren (vgl. Godel 1961). Eine wirkliche Weiterentwicklung seines Gedankenguts erfolgte dagegen in der inhaltbezogenen Grammatik und in der strukturellen Linguistik: Dabei knüpfte die erstere vor allem an die Bilateralität des Zeichens und die Scheidung von Bezeichnetem und Sache

an, letztere an die Konzeption der Sprache als eines relationalen Bezugs- und Strukturgefüges, an „the conception of language as a purely relational structure, as a pattern, as opposed to the usage ..., in which this pattern is accidentally manifested“ (Hjelmslev 1947, 73).

2.7 Literatur

- Apresjan, Jurij D. (1961): Čto takoe strukturnaja lingvistika? In: IJa 3.
- Apresjan, Jurij D. (1966): Idei i metody sovremennoj strukturnoj lingvistiki. Moskva
- Arens, Hans (1955): Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Freiburg/München
- Benveniste, Emile (1939): Nature du signe linguistique. In: AL I, 23-29
- Bröcker, Walter/Lohmann, Johannes (1948): Vom Wesen des sprachlichen Zeichens. In: Lexis I, 24-33
- Bühler, Karl (1932): Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau und ihre Teile. In: Bericht über den XII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg (12.-16.4.1931). Jena, 95-122
- Chomsky, Noam (1963): Formal Properties of Grammar. In: Handbook of Mathematical Psychology. Vol. II, chapter 12. New York/London, 323-418
- Chomsky, Noam (1964): Current Issues in Linguistic Theory. The Hague
- Finck, Franz Nikolaus (1905): Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft. Halle (Saale)
- Firth, J.R. (1934): Linguistics and the Functional Point of View. In: English Studies I, 18-24
- Funke, Otto (1927): Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie. Bern
- Gipper, Helmut (1959): Sessel oder Stuhl? Ein Beitrag zur Bestimmung von Wortinhalten im Bereich der Sachkultur. In: Sprache – Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber. Düsseldorf, 271-292
- Godel, Robert (1961): L'École saussurienne de Genève. In: Tends in European and American Linguistics 1930-1960. Utrecht/Antwerpen, 294-299
- Godel, Robert (1966): F. de Saussure's theory of language. In: T.A. Sebeok (Hg.): Current Trends in Linguistics. Vol. III. The Hague/Paris, 479-493
- Hjelmslev, Louis (1947): Structural Analysis of Language. In: SL I, 69-78
- Joos, Martin (Hg.) (1963): Readings in Linguistics. The Development of Descriptive Linguistics in America since 1925. New York
- Kandler, Günther (1954): Das Geschichtliche in der Sprachwissenschaft und seine Ergänzungen. In: Lexis IV/1, 5-20
- Lerch, Eugen (1939): Vom Wesen des sprachlichen Zeichens. Zeichen oder Symbol? In: AL I, 146-161
- Otto, Ernst (1954): Stand und Aufgaben der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin
- Růžicka, Rudolf (1959): Struktur und Dialektik in der russischen Grammatik. In: ZfS 4, 538-550

- Růžicka, Rudolf (1963): Über den Standort des Strukturalismus in der modernen Sprachwissenschaft. In: FU 12, 633-640
- Růžicka, Rudolf (1964): Zur Situation und Aufgabenstellung der wissenschaftlichen Grammatik. In: FU 4, 204-213
- Saussure, Ferdinand de (1916): Cours de linguistique générale. Hg. v. C. Bally/A. Sechehaye. Paris/Lausanne
- Saussure, Ferdinand de (¹1931, ²1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin/Leipzig
- Šaumjan, Sebastian K. (1956): O suščnosti strukturnoj lingvistiki. In: VJa 5, 38-54
- Telegdi, Zsigmond (1962): Über die Entzweiung der Sprachwissenschaft. In: Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae. Budapest, 95-108
- Telegdi, Zsigmond (1963): Bemerkungen zu einer neuen Konzeption der Grammatik. In: WZ/GSR Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 12, 965-970
- Trubetzkoy, Nikolaj S. (1939): Grundzüge der Phonologie. Prag
- Wells, Rulon S. (1947): De Saussure's System of Linguistics. In: Word, 1-31; auch in: M. Joos (Hg.): Readings in Linguistics. New York 1963

3. Die Herausbildung der strukturellen Linguistik

3.1 Allgemeine Grundlagen

Die Konzeption de Saussures hat vor allem Fortsetzung und Verwirklichung gefunden im *Strukturalismus*, ohne Zweifel der zu seiner Zeit am weitesten verbreiteten Strömung der synchronischen Linguistik. Im Unterschied zur inhaltbezogenen Grammatik ist sie kein deutsches Produkt, sondern fast ausschließlich im Ausland entwickelt worden. Der Strukturalismus ist ein grober, undifferenzierter Begriff für mannigfaltige Konzeptionen; innerhalb des klassischen Strukturalismus werden drei große Schulen unterschieden: die Prager funktionale Linguistik, die Kopenhagener Glossematik und der amerikanische Deskriptivismus. Aber auch damit erfaßt man die Unterschiede noch nicht hinreichend: Einmal gibt es selbst innerhalb dieser Schulen (vor allem in den USA) zahlreiche weitere Differenzierungen; und zum anderen ist die strukturelle Sprachbeschreibung keineswegs auf diese drei Schulen beschränkt geblieben, so daß man besser von „struktureller Linguistik“ spricht.

Gemeinsam ist den verschiedenen Richtungen der strukturellen Linguistik die Auffassung der Sprache als Beziehungssystem und als immanente Struktur. Deshalb wird von den Strukturalisten der verschiedensten Färbungen auch immer wieder de Saussure als Begründer der modernen Linguistik genannt. Nach Martinet (1954, 123) markiert Saussures Hauptwerk „the beginning of a new era in linguistic studies“. Tatsächlich trägt Saussures Cours erst mit der strukturellen Linguistik wirkliche Früchte; denn Saussure hatte im Grunde mehr Aufgaben und Probleme gestellt als sie selbst zu lösen versucht (vgl. Martinet 1963, 10).

Ausgehend vom Werke de Saussures und dessen verschiedenen Interpretationen haben sich die verschiedenen Schulen der strukturellen Linguistik entwickelt. Gerade weil so viel von „Struktur“ gesprochen wird, verstehen kaum zwei Linguisten das gleiche darunter. Aber trotz dieser Divergenzen schließen sich die einzelnen Schulen nicht aus, sondern ergänzen einander auch (vgl. Šaumjan 1956, 43). Der Name „strukturelle Linguistik“ verweist auf das Gemeinsame, denn mit *einer* Seite der *Struktur* haben sie es alle zu tun. Hinter allen Verschiedenheiten steht das Relationsgerüst der Sprache als Gegenstand der strukturellen Linguistik; darin besteht eine Art „solidarischer Konzeption“ (Růžicka 1963, 275).

Gemeinsam ist den verschiedenen Schulen auch die Erforschung von Strukturen zunächst in Phonologie und Grammatik. Die Phonologie und die Grammatik bilden die Hauptgegenstände der neuen strukturellen Linguistik, die sich um die von de Saussure betonte Beziehung zwischen dem Bezeichnenden und dem Bezeichneten bemüht. Diese Ausrichtung bedeutet eine Ablehnung der junggrammatischen Methodologie, eine Ablehnung von Atomismus, von Physiologisierung und Psychologisierung, zugleich aber auch die Ausschaltung von außersprachlichen Faktoren bei der Sprachbeschreibung. Die Sprache wird vielmehr auf synchronischer Ebene betrachtet als eine Struktur *sui generis*, als ein System von reinen Beziehungen mit Methoden, deren Exaktheit die Sprachwissenschaft weitgehend den Naturwissenschaften annähern soll.

Martinet (1949, 14) hat es als „basis hypothesis“ aller struktureller Linguistik angesprochen, „that no part can be understood except in connection with the whole“. Eben darin besteht das Wesen des Gedankens von der Struktur und vom System, der verbunden ist mit dem Prinzip der Immanenz, das letztlich auf den Schlußsatz von Saussures „Cours“ zurückgeht. Die strukturellen Linguisten untersuchen das Verhältnis jedes sprachlichen Elements zur Gesamtheit der anderen Sprachelemente mit dem Ziel einer umfassenden Darstellung der Sprachstruktur. Diese Struktur ist keine Häufung von isolierten Fakten, sondern „a coherent whole, in which all parts are interdependent upon each other“ (Cassirer 1945, 110).

3.2 Die Prager Schule

3.2.1 Theoretische Konzeption

Die Entwicklung der strukturellen Linguistik nahm ihren Ausgangspunkt in der *Prager Schule*. 1926 bildete sich der „Cercle Linguistique de Prague“ mit Mathesius, Havránek, Trnka, Skalička u.a., zu denen sich als Ausländer die Russen Trubetzkoy und Jakobson gesellten, die in entscheidendem Maße die Prager Schule in der Welt bekannt gemacht haben. Was sie zusammenführte, war weniger eine gemeinsame methodologische Konzeption als vielmehr ein gemeinsames Interesse an bestimmten Themen der allgemeinen Sprachwissenschaft (vgl. Vachek 1966). 1928 trat die Gruppe zum erstenmal an die Öffentlichkeit auf dem I. Internationalen Linguistenkongreß in Den Haag; seit 1929 erschien ihr Publikationsorgan „Travaux du Cercle Linguistique de Prague“. Später wurde dieses Publikationsorgan ergänzt durch die Zeitschrift „Slovo a slovesnost“, und nach dem 2. Weltkriege entstand in Bratislava der „Cercle Linguistique de Bratislava“ mit einem zeitweilig erscheinenden eigenen Organ „Slovo a tvar“.

Das Programm des Prager Zirkels fand seinen ersten Ausdruck in den „Thèses“ (1929, 7), in denen die Sprache bestimmt wird als „un système de moyens d'expression appropriés à un but“. Daraus ergibt sich einerseits, daß man kein Element der Sprache außerhalb des Systems betrachten kann; daraus ergibt sich andererseits auch der „point de vue de la fonction“, der funktionale Gesichtspunkt. Deshalb wurde die Linguistik der Prager Schule später auch „funktionale Linguistik“ genannt (vgl. Trnka 1957, 45). Trnka spricht von einer Konzeption der Sprache „comme système fonctionnelle“, warnt aber zugleich davor, unüberwindbare Schranken zwischen der synchronischen und der diachronischen Betrachtungsweise aufzurichten, wie das de Saussure getan hatte.

Die in der Zeit der faschistischen Okkupation unterbrochene Arbeit im Prager Zirkel wurde nach dem 2. Weltkrieg fortgesetzt. 1957 hat sich Trnka abermals programmatisch zum Strukturalismus geäußert, hat dabei im wesentlichen den alten Standpunkt bekräftigt, zugleich aber gewisse Korrekturen an den Thesen von 1929 vorgenommen. Diese Korrekturen betreffen vor allem die Wechselwirkungen zwischen der Sprache und der Gesellschaft. Im Unterschied zu früher wird betont, daß das wichtigste Objekt der Linguistik die korrelativen Beziehungen zwischen den Elementen im System der Sprache sind, daß damit zwar die Träger dieser Beziehungen aus der Sprachbetrachtung herausfallen, daß aber als Korrelat der Sprache immer die außersprachliche Realität angesehen wird, ohne die die Sprache überhaupt keine Existenzberechtigung hat. Weil dieser Zusammenhang zwischen Sprache und außersprachlicher Wirklichkeit am klarsten im Wortschatz und am wenigsten deutlich in der Phonologie – dem Hauptarbeitsgebiet der Prager Schule – in Erscheinung tritt, sei er anfangs von ihr vernachlässigt worden.

Von diesem Standpunkt aus grenzt Trnka die Prager „funktionale Linguistik“ auch von den anderen Schulen der strukturellen Linguistik ab: von Hjelmslevs deduktiver Methode, die sich von der Wirklichkeit der Sprache, vom konkreten Sprachmaterial gelöst habe, aber auch von den amerikanischen Deskriptivisten, deren Bestreben dahin gehe, zu einem großen Teil mit der Psychologie die Bedeutung insgesamt aus der Linguistik auszuklammern. Im Unterschied zu diesen beiden anderen Schulen des Strukturalismus will die Prager Schule von der Beobachtung des konkreten Sprachmaterials ausgehen, die Synchronie nicht streng von der Diachronie trennen und die Sprache immer als Korrelat der außersprachlichen Wirklichkeit ansehen. In diesem Sinne ist die Prager Schule nicht nur strukturalistisch, sondern auch funktionalistisch orientiert. Vom Ursprung her dürfte der „russische Flügel“ eher den strukturellen und der „tschechische Flügel“ eher den funktionalen Aspekt in die Prager Schule eingebracht haben.

Die Verbindung beider Aspekte wird besonders deutlich akzentuiert, als 1964 – nach der Unterbrechung durch Faschismus und Krieg – der 1. Band der „Travaux linguistiques de Prague“ erscheint (vgl. Daneš/Vachek 1964). Gemeint ist damit vor allem, daß das System der Sprache nicht ohne Beziehung auf die Funktionen (vor allem die kommunikativen Funktionen) beschrieben werden kann, daß sowohl die phonologische Form als auch der semantische Inhalt zur Sprachbeschreibung hinzugehören. Die beiden Begriffe des sprachlichen Zeichens und der Kommunikation sind es, die in der Prager Schule die Linguistik als autonome Wissenschaft – unabhängig von Philosophie, Psychologie, Soziologie usw. – möglich machen. Aber diese Autonomie bedeutet keine Isolierung; wo die Linguistik jedoch von den anderen Wissenschaften Gebrauch macht, muß sie dies mit ihren eigenen Zielen und Methoden tun (vgl. Trnka 1964, 33ff.).

Ansichts dieser Zielstellung erhebt sich die Frage, ob man – auf Grund der beträchtlichen Unterschiede zu den anderen Schulen – überhaupt von einem „Strukturalismus“ der Prager Schule sprechen sollte. Es ist verständlich, daß Hjelmslev (1947, 73) – als Exponent der Kopenhagener Glossematik – diese Frage verneint hat, weil man in Prag nur jene Züge von de Saussure aufgenommen habe,

where langue is not identified with pure form, but where langue is conceived as a form within substance, and not independent of substance.

Damit werde die Sprache nicht als reine Form (entsprechend der Formulierung de Saussures), als eine von der Substanz unabhängige Form aufgefaßt, wie es eigentlich strukturalisch sei und am reinsten in Kopenhagen vertreten werde.

In der Tat hat die Prager Schule das Neue an de Saussure (die Unterscheidung von *langue* und *parole*, von Sprache und außersprachlicher Realität, von Synchronie und Diachronie) nie besonders akzentuiert und sich stärker als die anderen Schulen der strukturellen Linguistik an die Tradition angelehnt. Was sie mit den anderen Schulen *gemeinsam* hat, ist die Absage an den Atomismus der Junggrammatiker sowie die Auffassung der Sprache als System und der Sprachwissenschaft als autonomer Wissenschaft und nicht als Konglomerat von Psychologie, Logik und Soziologie. Was sie von den anderen *trennt*, ist die enge Bindung an die Tradition und die Betonung der Funktion (in ihrem Sinne) und der Funktionalität (deshalb auch: „funktional-strukturelle Linguistik“). Deshalb ist es auch nicht zufällig, daß sich Trnka dagegen verwahrt, mit den anderen Schulen in Kopenhagen und Amerika in den einen „Topf“ des „Strukturalismus“ geworfen zu werden und statt dessen lieber von „funktionaler

Linguistik“ sprechen möchte. Dabei wird unter *Funktion* soviel wie Zweck, Aufgabe, Informationswert verstanden. Da die Sprache ein Werkzeug ist, um Informationen zu übermitteln, kann man – wie vor allem Jakobson (1959, 142f.) betont hat – die einzelnen Teile des Instruments nicht beschreiben „with disregard of their functions“, ebenso wie die Beschreibung eines Autos unvollständig und inadäquat wäre ohne Beziehung auf die Aufgaben der einzelnen Teile. Deshalb lehnt Jakobson auch Chomskys asemantische Theorie der grammatischen Struktur ab. Der Funktionsbegriff der Prager Schule schließt also durchaus „meaning“ ein; die Bedeutung muß jedoch in linguistischen Unterscheidungen festgehalten werden; und linguistische Unterscheidungen ihrerseits implizieren semantische Werte. Der Prager Schule ist ein Funktionsbegriff eigen, der nicht rein semantisch ist im traditionellen Sinne, aber auch nicht distributionell und völlig asemantisch wie bei den amerikanischen Strukturalisten: So ist z.B. in der Phonologie das Phonem eine Einheit, die keinen Inhalt hat, wohl aber eine Funktion: die Funktion nämlich, Inhalte oder Bedeutungen zu unterscheiden.

Die Definition des Strukturalismus, die von der Prager Schule selbst vorgeschlagen worden ist, klingt recht allgemein:

Der Strukturalismus ist unserer Ansicht nach eine Richtung, die die sprachliche Realität als Realisierung eines Systems von Zeichen betrachtet, die für ein bestimmtes Kollektiv verbindlich sind und von spezifischen Gesetzen beherrscht werden. Unter dem Zeichen versteht die Prager Schule ein sprachliches Korrelat zur außersprachlichen Wirklichkeit, ohne die es keinen Sinn und keine Existenzberechtigung hat. (Tmka 1957, 44)

Diese Definition ist offenbar deshalb so allgemein, weil sich in der Prager Schule Gelehrte zusammengefunden hatten nicht so sehr auf Grund einer gemeinsamen methodologischen Position, sondern vielmehr auf der Basis gemeinsamer thematischer Interessen. Im Unterschied zu diesen allgemeinen theoretischen Ausgangspositionen (und in deren Folge) hat die Prager Schule von Anfang an mit reichen praktischen Ergebnissen aufgewartet. Sie hat einen großen Nachhall auf sehr vielen Gebieten gefunden – im Unterschied zu den anderen Schulen des klassischen Strukturalismus (die Glossematik beschränkte sich im wesentlichen auf die Sprachtheorie, der amerikanische Deskriptivismus auf Phonologie und Syntax).

3.2.2 *Die Phonologie Trubetzkoy's*

Das Kernstück der Prager Schule ist zunächst die *Phonologie*, die vor allem an die Person Trubetzkoy's geknüpft ist. Seine Phonologie – die u.a. auf die Arbeiten de Courtenays zum Phonembegriff zurückgreift – wendet

die Saussuresche Lehre von der Systemhaftigkeit der Sprache auf die Laute an. Trubetzkoy (1939, 7) unterscheidet zunächst – im Anschluß an die Saussures Trennung von *langue* und *parole* – zwischen Sprachgebilde und Sprechakt. Weil für ihn das Wesen eines Lautes nicht in seiner physischen Qualität, sondern in seiner Unterscheidungsfunktion innerhalb eines bestimmten Lautsystems besteht, fordert er neben der üblichen Lautlehre – die es als Sprechaktlautlehre mit den Lauten als physikalisch-akustischen Einheiten zu tun hat – eine grundsätzlich neue Lautlehre, die er Sprachgebildelautlehre oder Phonologie nennt. Seit 1928 das erste Programm dieser Phonologie auf dem I. Internationalen Linguistenkongreß in Den Haag formuliert worden ist und seit 1929 das Publikationsorgan der Prager Schule erscheint, gehört die Phonologie zum festen Bestand der Sprachwissenschaft. Die Anfänge der strukturellen Linguistik sind die Anfänge der Phonologie. Trubetzkoy (1939, 14) hat sich um eine gültige Abgrenzung von Phonetik und Phonologie bemüht: Die Phonetik ist für ihn die „Wissenschaft von der materiellen Seite der menschlichen Rede“; die Phonologie dagegen hat „am Laut nur dasjenige ins Auge zu fassen, was eine bestimmte Funktion im Sprachgebilde erfüllt“. Der Phonologie kommt es also nicht auf die physische Qualität der Laute an, sondern auf ihre Funktion im Ganzen des Sprachsystems; erst durch ihren gegenseitigen Stellenwert im Sprachsystem erfüllen die Laute ihre (kommunikative) Funktion. Laute, die eine bedeutungsdifferenzierende Funktion haben, werden von Trubetzkoy *Phoneme* genannt. Freilich gibt es bei ihm neben dieser bedeutungsunterscheidenden (d.h. distinktiven) Funktion auch noch andere Funktionen, die phonologisch relevant sind. Diese kleinsten Einheiten der Phonologie, der „Strukturlehre von den Lautformen in ihrer Beziehung aufeinander“, definiert er (1939, 35) als „Gesamtheit der phonologisch relevanten Eigenschaften eines Lautgebildes“.

Die Phonetik achtet auf jede physikalisch-akustisch wahrnehmbare Lautnuance (es gibt eine nahezu unübersehbare Zahl von Lauten in den Einzelsprachen, die nach Artikulationsart und -stelle differieren), die Phonologie achtet dagegen nur auf die relevanten Lautnuancen. Wenn man den berühmten Vergleich de Saussures vom Schachspiel auf die Laute überträgt, bedeutet dies: Die Phonetik untersucht die materielle Zusammensetzung und die äußere Form der einzelnen Schachfiguren (das Holz oder Elfenbein als Material, die Krone des Königs oder den Pferdekopf des Springers), die Phonologie dagegen setzt das voraus und untersucht die eigentlichen Spielregeln des Schachspiels und den funktionellen Spielwert der einzelnen Schachfiguren untereinander. Die Phonologie bleibt somit nicht beim Äußeren der Laute haften, sondern geht auf ihr

Wesen ein (als „geordnetes System von Verständigungszeichen“; vgl. Wängler 1961, 9), auf die Funktion der Laute im Sprachsystem.

Der Laut ist der Gegenstand der Phonetik (die vor allem mit naturwissenschaftlichen Methoden arbeitet), das Phonem der Gegenstand der Phonologie (als einer rein linguistischen Disziplin); dabei decken sich die Phoneme weder mit den Lauten noch mit den Buchstaben. In jeder Einzelsprache gibt es nahezu unbegrenzt viele Laute, aber nur eine begrenzte Anzahl von Phonemen. Im Deutschen kann man etwa ein „a“ nach der mundartlichen Färbung sehr verschieden sprechen, ein „r“ als Zungenspitzen-, Zäpfchen-, Gaumen-R oder – in verschiedenen Stellungen – gar vokalisiert artikulieren, ohne daß dabei das System und die Kommunikationsleistung irgendwie beeinträchtigt werden.

Für die verschiedenen (Realisierungs-)Varianten eines Phonems taucht in den amerikanischen Schulen der strukturellen Linguistik später der Begriff des „Allophons“ auf (vgl. z.B. Hill 1958, 47ff.; Bach 1964, 20). Als *Allophone* werden alle nicht-distinktiven Unterschiede der Laute bezeichnet, alle jene Unterschiede, die für die Bedeutungsunterscheidung, für das phonologische System redundant sind. Im Grunde ist der Begriff des Phonems ein Abstraktum; ein Phonem wird immer repräsentiert durch Allophone. Das Phonem wäre demnach eine Klasse von Lauten, von der alle Mitglieder in einer bestimmten Position kontrastieren mit den Mitgliedern aller anderen Klassen. Die Mitglieder eines Phonems sind dessen Allophone: Die Allophone eines Phonems haben Anteil an einer distinktiven Eigenschaft, die sie unterscheidet von den Allophonen eines anderen Phonems. Im Wort *Tag* z.B. würde es sich nicht eigentlich um drei Phoneme handeln, sondern um drei Allophone, die je ein Phonem repräsentieren; denn im konkreten Wort taucht nicht die Klasse, sondern der Repräsentant auf. Anders: Das Phonem gehört zur systemhaften *langue*, seine Realisierung in der *parole* sind die Allophone.

So sehr Trubetzkoy den Systemgedanken de Saussures in der Lautlehre heimisch gemacht hat, so sehr steht er insofern noch im Banne junggrammatischer Tradition, als die Phoneme ein Element der äußeren Sprachform sind. Aber er gewinnt diese kleinsten Einheiten aus dem Funktionszusammenhang der Sprache, aus der Struktur des Sprachsystems. Insofern ist die Existenz bestimmter Oppositionen in der Sprache geradezu eine Voraussetzung für den System- und Strukturgedanken, die Phonologie der Anfang der strukturellen Linguistik. Allerdings darf die Phonologie nicht auf die Prager Schule beschränkt werden. Die Arbeiten in Prag wurden wegen des Todes von Trubetzkoy (1938), wegen der Emigration seines Mitarbeiters Jakobson und nicht zuletzt auf Grund des 2. Weltkrieges zunächst unterbrochen. Da man nach dem Kriege vorran-

gig an anderen Problemen interessiert war, entwickelte sich die Phonologie in den anderen Schulen der strukturellen Linguistik in Skandinavien und Amerika weiter. Erst seit Beginn der 50er Jahre begann erneut die phonologische Diskussion in der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und in der DDR (vgl. Isačenko 1956). Auf Grund dieser Entwicklung nimmt es nicht wunder, daß die Phonologie in den verschiedenen Schulen ein unterschiedliches Gesicht bekommen hat: Die Prager Schule betrachtet als Gegenstand der Phonologie sowohl die distinktiven Merkmale der Phoneme als auch die Gesetze der Phonemkombinatorik im Redefluß, während sich die Kopenhagener und die amerikanischen Strukturalisten auf die letzteren beschränken; sie treiben also keine *distinktive*, sondern eine *distributionelle* Phonologie (vgl. Šaumjan 1957, 193ff.). Der Phonembegriff der Prager Schule ist im Wesen mentalistisch und heteroplan, da unter den Phonemen kleinste bedeutungsdifferenzierende Einheiten verstanden und damit inhaltliche Kriterien einbezogen werden. Der Phonembegriff der amerikanischen Bloomfield-Schule (vgl. 3.4) dagegen ist mechanistisch und homoplan: Die Phoneme sind physikalische Realitäten, sind lediglich kontextuell sich ausschließende Lautklassen, die allein in distributioneller Analyse unter Ausschluß der Bedeutungsebene gefunden werden. Hinter diesen beiden verschiedenen Phonembegriffen stehen zwei verschiedene Konzeptionen der strukturellen Linguistik.

Wie es unzutreffend ist, die Phonologie auf die Prager Schule zu reduzieren, so ist es in gleicher Weise unzutreffend, die Prager Schule auf die Phonologie zu reduzieren, so sehr die Phonologie vor 1938 im Mittelpunkt ihrer Arbeit stand, so eng die Beziehungen der Phonologie zur strukturellen Sprachwissenschaft sind. Der Strukturgedanke ist einerseits Voraussetzung für die Phonologie, und die Phonologie ist andererseits Voraussetzung für die weitere Entwicklung der strukturellen Linguistik, die in der Folge die Gedanken des Systems, der Struktur und der Oppositionen – allerdings stufenweise von der Phonologie über die Grammatik zur Semantik – auch auf die anderen Bereiche anzuwenden versucht. Trubetzkoy selbst (1937, 151) hat von der Phonologie her ein analoges Herangehen an alle sprachlichen Erscheinungen vorgeschlagen. In der Tat wurden im Laufe der Entwicklung zuerst die Laute strukturell erfaßt, danach wurde das Gebiet der Grammatik strukturell beschrieben, danach traten Versuche in das Blickfeld, auch die semantische Ebene mit strukturellen Methoden zu erfassen (vgl. 3.6.3.2 und 6.3.9): Darin liegt gleichsam eine innere Chronologie der strukturellen Linguistik.

3.2.3 *Theorie der binären Oppositionen*

Innerhalb der Prager Schule hat vor allem Jakobson (1938, 7) den Gedanken der Opposition auf die Morphologie übertragen. Auch die grammatischen Formen wurden als „reine Gegensatz-Werte“ angesehen, die „durch den Bau des gesamten Systems bestimmt“ sind; diese „allgemeine Bedeutung eines grammatischen Gegensatzes ... (z.B. der Gegensatz zweier Kasus ...) wird zum Grundproblem der strukturellen Grammatik“. Allerdings erwächst aus dieser Übertragung der Oppositionen auch in die Morphologie ein Systemdenken der Prager Schule, das schließlich alle sprachlichen Erscheinungen in das Prokrustesbett dieser binären Oppositionen zwängen will (vgl. auch Möller 1936, 30; Martinet 1953, 584). Dabei sind die beiden Glieder der Opposition (oder Korrelation) nicht gleichwertig: Es wird vielmehr ein merkmalthaltiges und ein merkmallooses Glied unterschieden, von denen das erste ein semantisch invariantes Merkmal besitzt und damit das zweite – das jenes nicht besitzt – eo ipso mitbestimmt. So hat z.B. der merkmalthafte Akkusativ in der Korrelation zum merkmallosten Nominativ das Merkmal der Abhängigkeit, der Richtung (vgl. Jakobson 1936); so hat das merkmalthafte Präteritum in Opposition zum merkmallosten Präsens das Merkmal der Vergangenheit. Die Gefahr dieses Oppositionsdenkens besteht letztlich darin, daß logische Kontradiktionen auf die sprachliche Wirklichkeit übertragen werden. Zudem liegt in der Wahl des (semantischen) Merkmals eine gewisse Willkür. Setzt man etwa ein anderes Merkmal an (z.B. „Aktivität“ – wodurch der Nominativ merkmalthaltig und der Akkusativ merkmalloos werden kann), so verschiebt sich das gesamte Relationssystem. Deshalb ist auch mehrfach an der These von den binären Oppositionen Kritik geübt worden, auch innerhalb der strukturellen Linguistik selbst.

Der Gedanke dieser binären Oppositionen – auf Trubetzkoy fußend, zuerst in die Phonologie eingeführt und danach in die Morphologie und Syntax übertragen – führt bei Jakobson schon in der Phonologie in entscheidender Weise über Trubetzkoy hinaus, indem er ein System distinktiver Merkmale entwickelt, das als universal gelten und auf alle vorhandenen und überhaupt möglichen phonologischen Systeme anwendbar sein sollte. Dieses System beruht allein auf binären Eigenschaften; jedes Phonem wird charakterisiert durch Merkmale, die es hat oder nicht hat. So wird etwa das „s“ charakterisiert als nicht-vokalisch, nicht-nasal, dauernd, nicht-stimmhaft usw., das „m“ als nicht-vokalisch, nasal, dauernd, stimmhaft usw. Die Symbole „s“ und „m“, mit denen wir üblicherweise diese Laute oder Phoneme wiedergeben, sind für Jakobson nichts anderes als Abkürzungen für die erwähnten Merkmalskomplexe. Laute und Phoneme sind damit nicht unteilbare Einheiten (wie man bisher annahm),

sondern bloße Merkmalskomplexe, Bündel von binären Merkmalen, die zugesprochen oder abgesprochen werden. Auf diese Weise ist nicht mehr das Phonem die letzte Einheit, sondern das *Phonemmerkmal*.

3.2.4 *Lehre von der funktionalen Satzperspektive*

Als Beispiel für die funktionale Methode der Prager Schule sei die *funktionale Satzperspektive* genannt, wie sie von Mathesius und seinen Nachfolgern studiert worden ist (vgl. Garvin 1963, 502ff.; Beneš 1967). Auf der Basis der drei Komponenten der Sprechsituation (Sprecher, Hörer, Objekt) und des Organon-Modells von Bühler (1934, 24ff.) geht Mathesius (1939) von der Voraussetzung aus, daß es das Ziel der kommunikativen Funktion der Sätze ist, neue Mitteilung zu vermitteln. Der Satz wird folglich nicht mehr nach seiner formalen Struktur (etwa nach dem Vorhandensein eines grammatischen Subjekts und Prädikats), sondern nach seiner informationstragenden Struktur gegliedert, danach, was in einem Satz alte und was neue Information ist. Das *Thema* ist das, was im Satz bereits bekannt ist (also Ausgangspunkt für den Sprecher darstellt), das *Rhema* das, was die neue Mitteilung enthält und gleichsam Herz der Mitteilung ist. Deshalb wird auch von einer „Thema-Rhema-Gliederung“ des Satzes gesprochen. Thema und Rhema sind somit Weiterentwicklungen dessen, was das 19. Jahrhundert (Gabelentz, Paul u.a.) psychologisches Subjekt und Prädikat genannt hatte. Die Wortstellung – genauer: die relative Stellung von Thema und Rhema im Satz – erschien als primärer formaler Ausdruck dieser funktionalen Satzperspektive. In normaler (merkmalloser) Rede steht das Thema meist vor dem Rhema („objektive Stellung“), in emotionaler Rede dagegen das Rhema vor dem Thema („subjektive Stellung“). Diese Gedanken berühren sich mit den für das Deutsche entwickelten zwei Satzbauplänen von Drach (1963) und der Auffassung des Satzes als Spannungsfeld zwischen einem Thema und einem Rhema bei Boost (1955). Allerdings meinen die gleichen Termini bei Mathesius und bei Boost nicht völlig dasselbe, weil Boost die Ebene der Kommunikation und der Wortstellung identifiziert. Deshalb hat Beneš eine Dreigliederung des Satzes in Basis (= Boosts Thema, Satz- und Spannungseröffnung), Thema (= Mathesius' Thema, Bekanntes) und Rhema vorgeschlagen.

In der Folgezeit tauchen die seit der Prager Schule in das Blickfeld gerückten Sachverhalte unter verschiedenen Bezeichnungen in der Linguistik auf: nicht nur als „funktionale Satzperspektive“ und als „Thema-Rhema-Gliederung“, sondern z.B. auch als „aktuelle Gliederung des Satzes“, als „Mitteilungsperspektive“, als „kommunikative Gliederung“. Diese dicho-

tomische Gliederung wird manchmal auch in Verbindung gebracht mit anderen Dichotomien (vor allem: Topik – Comment, Topik – Fokus, Assertion – Präsupposition), mit denen sie sich jedoch nicht deckt und hinter denen sich auch nicht immer dasselbe verbirgt (vgl. Pasch 1983).

Obwohl selbst innerhalb der Prager Schule die „funktionale Satzperspektive“ (= FSP) kein völlig einheitliches Konzept darstellt (vgl. Daneš 1974), lassen sich die entstandenen unterschiedlichen Konzepte der FSP auf einige Grundannahmen zurückführen, die den Kern der „kommunikativen Perspektivierung“ darstellen, zugleich aber unterschiedliche (syntaktische, semantische und textuelle) Schwerpunktsetzungen erlauben (vgl. Eroms 1986, VIII, 10, 16f.).

Zu diesen Grundannahmen gehört, daß es sich bei der FSP um eine kommunikative Gliederung des Satzes handelt, daß folglich als Thema – ganz allgemein – aufgefaßt wird der Ausgangspunkt der Mitteilung, das der Mitteilung Zugrundeliegende, das Besprochene, losgelöst von allen oberflächenstrukturellen Aspekten. Deshalb ist die FSP nicht zu identifizieren mit der grammatischen Struktur des Satzes; sie bildet vielmehr eine eigene Ebene der „Organisation der Äußerung“ (vgl. Daneš 1964, 225ff.). Deshalb kann das „Thema“ auch nicht ausschließlich topologisch definiert werden (weil Reihenfolgebeziehungen nicht ausschließlich vom Mitteilungsgehalt determiniert sind, sondern auch anderen Bedingungen als der FSP unterworfen sind). Ebenso wenig kann das Thema einfach mit dem Bekannten (und das Rhema mit dem Unbekannten) gleichgesetzt werden (wie dies anfangs geschah): Bekanntheit/Nicht-Bekanntheit in bezug auf den Gegenstand selbst (als *kognitive* Kategorien) sind zu trennen von Neuheit/Nicht-Neuheit in bezug auf die Vorgenanntheit des Gegenstandes (als *kommunikative* Kategorien), beide von dem „Topik“ als Satzglied an der Spitze des Satzes (als *syntaktische* Kategorie). Während also im ursprünglichen Ansatz von Mathesius noch pauschal und relativ undifferenziert vom Thema als „Ausgangspunkt der Mitteilung“ gesprochen wurde, traten (auf Grund der Möglichkeit verschiedener Interpretationen) zunehmend Differenzierungen auf. Deshalb hat auch der Grundbegriff des „Themas“ mindestens folgende Deutungen erfahren (vgl. Daneš 1974): (1) als das, worüber etwas ausgesagt wird (entsprechend z.T. auch dem älteren logischen bzw. psychologischen Subjekt), (2) als das, was aus der Konsituation und/oder dem Kontext bekannt ist und die „gegebene“ Information ausmacht, (3) als das, was am Satzanfang steht (entsprechend dem Topik bei vielen anderen Autoren, dem „Thema“ bei Boost und der „Basis“ bei Beneš), (4) als das Glied mit der geringsten kommunikativen Dynamik (z.B. bei Firbas 1974). Mit der Deutung (4) ist zugleich die Einsicht verbunden, daß „Thema“ und „Rhema“ nicht mehr durchweg dichotomisch

gegenübergestellt werden, vielmehr eher von verschiedenen Graden der „Thematizität“ auszugehen ist, daß die Elemente des Satzes einen bestimmten Anteil an der thematischen und rhematischen Funktion haben, zwischen denen Übergänge nicht ausgeschlossen sind.

3.2.5 *Das Konzept von Zentrum und Peripherie*

Auf die Prager Schule (vor allem auf Daneš 1966; 1982) geht auch die Theorie von *Zentrum* (oder: Kern) und *Peripherie* in der Sprache zurück. Sie ist ein Erklärungsversuch für die (relative) Inhomogenität sprachlicher Klassen und Kategorien, die oft zur Annahme von (für die Beschreibung „unerwünschten“) fließenden Grenzen und schillernden Übergangszonen führt. Die jeweiligen Elemente des Zentrums haben alle klassenspezifischen Eigenschaften, die der Peripherie dagegen verfügen nur über einen unvollständigen Merkmalssatz. Die Defektivität der Merkmale nimmt mit der zunehmenden Entfernung vom Zentrum zu (so daß zumeist verschiedene „Schichten“ der Peripherie angenommen werden). So wird z.B. die Wortklasse „Adjektiv“ im Deutschen zumeist dadurch charakterisiert (vgl. Helbig/Buscha 1990, 308ff.), daß die Elemente dieser Klasse Eigenschaften/Merkmale bezeichnen (semantisch), daß sie deklinierbar und komparierbar sind (morphologisch) und daß sie attributiv, prädikativ und adverbial verwendet werden können (syntaktisch). Zum Zentrum der Klasse würden alle Adjektive gehören, die über alle genannten Eigenschaften (auf den verschiedenen Ebenen) verfügen. Die anderen Adjektive müßte man der Peripherie der Adjektive (oft: des „Feldes“ der Adjektive) zurechnen, die wiederum aus verschiedenen Schichten besteht, je nachdem, ob 1, 2 oder 3 Merkmale fehlen – die Entfernung zum Zentrum wird dabei immer größer (vgl. Stepanova/Helbig 1978, 99ff.). In den äußersten Peripheriebereichen gibt es Überschneidungen mit anderen Klassen, die sich aber mit Hilfe des Konzepts von Zentrum und Peripherie genauer beschreiben und eingrenzen lassen. Insofern ist dieses Konzept auch oft benutzt worden, um „Grenzgänger“ zwischen den einzelnen Kategorien besser zuordnen zu können (vgl. Heringer 1989; Helbig 1997). Das Konzept von Zentrum und Peripherie ist schließlich – im Rahmen der späteren „kognitiven Linguistik“ (vgl. 13.3) – unter dem Aspekt der Prototypentheorie reformuliert und erneut in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden.

3.2.6 *Sprache als funktionales System*

Die Prager Schule ist entstanden als Reaktion auf die positivistische Sprachwissenschaft, vor allem auf die ausschließlich historisch orientierte

Schule der Junggrammatiker. Sie bekennt sich im Anschluß an de Saussure eindeutig zur Sprache als System, das synchronisch zu untersuchen sei:

Die beste Art und Weise, das Wesen und den Charakter der Sprache zu erkennen, ist die synchronische Analyse der Gegenwartssprache, die allein vollständiges Material bietet und zu der man direkt Zugang hat. (Thesen 1929, 44)

Aber im Unterschied zu de Saussure wird eine Antinomie von Synchronie und Diachronie abgelehnt, weil die Diachronie keineswegs ohne Bedeutung für die Synchronie ist, da sich sprachliche Systeme durch einen dynamischen Charakter auszeichnen. Einerseits ist das synchronische System diachronischen Veränderungen unterworfen, andererseits ist eine wirklich wissenschaftliche Erforschung der sprachlichen Entwicklung ohne Einbeziehung der Systemzusammenhänge und des synchronischen Prinzips überhaupt nicht möglich (vgl. Horalek 1976, 26f.; Horalek 1982, 13; Scharnhorst/Ising 1976, 11ff.).

Ebenso wie die Antinomie von Synchronie und Diachronie lehnen die Vertreter des Prager Linguistenkreises – bei aller Orientierung an de Saussure – auch dessen strikte Gegenüberstellung von *langue* und *parole* sowie dessen Verabsolutierung des Systembegriffs ab. Das ergibt sich aus ihrer Wesensbestimmung der Sprache als „funktionales System“:

Als Produkt der menschlichen Tätigkeit ist die Sprache wie diese zielgerichtet ... Deshalb muß man den funktionalen Gesichtspunkt bei der linguistischen Analyse berücksichtigen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die *Sprache* ein *System von Ausdrucksmitteln, die auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sind*. Kein sprachliches Faktum ist ohne Berücksichtigung des Systems, zu dem es gehört, zu verstehen. (Thesen 1929, 43)

Auf diese Weise wurde in der Prager Schule – anders als in anderen Schulen des Strukturalismus – von Anfang an die Mittel-Ziel-Auffassung vertreten, wurde die Sprache als Produkt menschlicher Tätigkeit angesehen und ein funktionales Herangehen an das System begründet. Damit wurden bestimmte Einseitigkeiten de Saussures überwunden, auch die Autonomie des Sprachsystems (bei Saussure als alleiniger Gegenstand der Sprachwissenschaft). Diese funktionalen Akzente rückten nach dem 2. Weltkrieg noch mehr in den Vordergrund. Charakteristisch dafür ist u.a. ein Aufsatz von Skalička (1948) mit dem programmatischen Titel „Die Notwendigkeit einer Linguistik der ‚parole‘“, der das Betreiben zeigt, bestimmte Einseitigkeiten des Prager Linguistenkreises der Vorkriegszeit zu überwinden und eine noch stärkere Orientierung an der sprachlichen Kommunikation vorzunehmen.

3.2.7 *Theorie der Literatursprache und Sprachkultur*

Auf der funktional-strukturellen Betrachtungsweise basiert auch die im Prager Linguistenkreis entwickelte Theorie der *Literatursprache*. Allein die Tatsache, daß sich das theoretische Interesse auf die Problematik der Literatursprache ausdehnte, war ein Novum in der Sprachwissenschaft, hatten doch die Junggrammatiker der Literatursprache kaum Beachtung geschenkt, da sie diese als künstliches Gebilde ansahen (dem wesentliche Merkmale der Volkssprache fehlen), und sich statt dessen bei der Beobachtung des lebendigen Sprachgeschehens vor allem an den dialektalen Unterscheidungen orientiert (vgl. Horalek 1976, 34ff.). Nun richtete sich der Blick auf die Spezifika der Literatursprache, vor allem auf den größeren Vorrat an sprachlichen Ausdrucksmitteln und die größere stilistische Differenziertheit (im Verhältnis zu Mundart und Umgangssprache), da sie funktional geschichtet ist und durch „elastische Stabilität“ gekennzeichnet sein muß, um ihre Funktion in der gesellschaftlichen Kommunikation zu erfüllen (vgl. z.B. Mathesius 1932; Havránek 1942).

Verbunden mit der Theorie der Literatursprache waren Fragen der sprachlichen *Norm*. Es wurde nicht nur die innersprachliche Norm von ihrer Kodifizierung unterschieden, sondern auch die Frage positiv beantwortet, ob der Sprachwissenschaftler in die Normierung der Literatursprache eingreifen soll (vgl. Havránek 1936). Als schwierig erwies sich dabei die Durchsetzung eines wissenschaftlichen Standpunktes bei der Herausbildung der „kodifizierten Norm“, d.h. jener Form der Literatursprache, die für die gesamte nationale Sprachgemeinschaft verbindlich ist (vgl. Horalek 1976, 30ff.). Wesentlich für die Konzeption der Prager Schule ist nicht nur die Annahme verschiedener Schichten innerhalb der Literatursprache (durch die die zugrunde liegende Norm modifiziert wird), sondern vor allem auch die Forderung, daß die Normen für die gegenwärtige Literatursprache nicht aus der Sprache früherer Epochen, sondern aus der Gegenwart gewonnen werden müssen, daß die sprachliche Kultiviertheit nicht auf (ausschließlich historisch verstandene oder puristisch verzerrte) Richtigkeit reduziert werden darf und daß sowohl Volkssprache wie Literatursprache (und letztere in höherem Grade) funktional differenziert sind (vgl. Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur 1932; Mathesius 1932; Havránek 1932).

Damit ordnet sich die Frage der Norm in die Bemühungen der Prager Linguisten um die *Sprachkultur* ein, die von Anfang an auch im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit standen. Die 9. These (Thesen 1929, 65) des Prager Linguistenkreises ist bereits expressis verbis „der Bedeutung der funktionalen Sprachwissenschaft für Sprachkultur und Sprachkritik in

den slawischen Sprachen“ gewidmet. Unter „Sprachkultur“ werden dabei die Bemühungen verstanden,

die aufgewandt werden, um in der Literatursprache – sowohl in der Alltagssprache als auch in der Buchsprache – die Eigenschaften zu entwickeln, die ihre spezielle Funktion erfordert.

Damit ist einerseits erneut der funktionale Gesichtspunkt akzentuiert, andererseits ein umfassender Begriff von „Sprachkultur“ geprägt, der – in Weiterführung der Bezeichnung „Sprachpflege“ – sowohl die theoretischen als auch die praktischen Bemühungen einschließt.

3.2.8 *Spezifika der Dichtersprache – Poetik*

Mit der Phonologie, der Theorie der Literatursprache (eingeschlossen die Problematik der Normierung und der Sprachkultur), der Lehre von der FSP und von der Stratifizierung im Sprachsystem (d.h. der Annahme von verschiedenen „Ebenen“; vgl. dazu Sgall 1966, 95ff.; Daneš 1982, 150ff.) sind die hauptsächlichen Arbeitsgebiete und Ergebnisse der Prager Linguistik keineswegs erschöpft. Einen guten Überblick liefert Horalek (1982), liefern die in Scharnhorst/Ising (1968 und 1972) enthaltenen Beiträge des Prager Linguistenkreises.

Besonders charakteristisch für die Prager Schule ist auch die Beschäftigung mit der *Dichtersprache* (vgl. z.B. Mukařovský 1940). In weitgehender Abhängigkeit vom russischen Formalismus wurde die Autonomie des dichterischen Ausdrucks betont (und überbetont), in gewissem Sinne sogar von einer besonderen Dichtersprache als einem spezifischen Gebilde innerhalb der Literatursprache gesprochen. Dabei wurde die ästhetische Funktion der *Abweichungen* von der literatursprachlichen Norm besonders hervorgehoben. In Reaktion auf die in der tschechischen Literatursprache und in der literarischen Praxis bestehende Situation, daß die Literatursprache als verbindliche Norm für den dichterischen Ausdruck ebenso wie für jede andere öffentliche Äußerung angesehen wurde, akzentuierte man nun das umgekehrte Extrem und sah die Verletzung der literatursprachlichen Norm geradezu als Voraussetzung für das dichterische Schaffen an. Das Wesen des poetischen Ausdrucks wurde in seiner Ungewöhnlichkeit, in der Abweichung vom Durchschnitt und von der überlieferten Norm angesehen. Die ästhetische Funktion zeichne sich vor allem dadurch aus, daß sie nicht auf ein konkretes Ziel ausgerichtet, sondern – da auf das sprachliche Zeichen selbst gerichtet – Selbstzweck sei.

Von besonderer Bedeutung für die Poetik und Literaturtheorie sind einige Beiträge von R. Jakobson, schon aus seiner russischen und tschechischen Zeit, erst recht aber aus seiner amerikanischen Zeit (nach dem 2.

Weltkrieg). Besonders ging es ihm um die Rolle, die die grammatischen Mittel – bewußt oder unbewußt – für den Dichter und die Dichtung spielen.

3.3 Die Kopenhagener Schule

3.3.1 Die vier Strata

In der Übertragung der „phonologischen“ Methode zur Beschreibung des Phonems auf die *inhaltliche* Seite besteht das wesentlichste Verdienst der *Kopenhagener Schule*. Sie wurde 1933 unter Hjelmslev und Brøndal gegründet; seit 1934 erschien ihr „Bulletin du Cercle Linguistique de Copenhague“. Ihr hauptsächliches Publikationsorgan waren später die „Travaux du Cercle Linguistique de Copenhague“; zusätzlich wurden gemeinsam mit der Prager Schule seit 1939 die „Acta Linguistica“ herausgegeben.

Nach der Erkenntnis der exakten Struktur des Phonemsystems lag es geradezu in der Luft, eine analoge Struktur auf dem Gebiet des Inhalts zu suchen. Das geschah in Kopenhagen durch die Annahme von *zwei Ebenen*: einem Inhaltsplan („content plane“) und einem Ausdrucksplan („expression plane“). Innerhalb dieser beiden Ebenen des *Inhalts* (signifié) und des *Ausdrucks* (signifiant) unterscheidet Hjelmslev (1963, 47ff.; 52ff.; 1954, 163ff.) im Rahmen seines bilateralen Zeichenmodells darüber hinaus jeweils – wieder im Sinne von de Saussure – zwischen *Form* und *Substanz*. Daraus resultieren *vier Strata*, denen jeweils eine Wissenschaft zugeordnet wird (vgl. auch Lohmann 1948, 149; Spang-Hanssen 1954, 134f.):

Ebene des Ausdrucks		Ebene des Inhalts	
Substanz des Ausdrucks	Form des Ausdrucks	Form des Inhalts	Substanz des Inhalts
Phonetik	Phonologie	Grammatik	Semantik
Linguistik			

Die Substanz des Ausdrucks ist das phonetische Material, das für alle Sprachen gleich ist; die Form des Ausdrucks das für eine Sprache gültige phonologische System; die Substanz des Inhalts die Widerspiegelung der Sachverhalte der Außenwelt, die für alle Sprachen gleich ist und deshalb auch bei Übersetzungen gleichbleibt; die Form des Inhalts schließlich die Ordnung des Materials durch die jeweilige Sprache. Zur „linguistique immanente“ der Kopenhagener Schule (Glossematik) gehören jedoch nur die beiden Formebenen; denn Hjelmslev (1954, 163) definiert die *langue* im Sinne von de Saussure als

une forme spécifique organisée entre deux substances: celle du contenu et celle de l'expression.

Der Begriff der *Glossematik* schließt folglich nicht nur die Beachtung der Form unter Vernachlässigung der Substanz ein, sondern auch die Tatsache, daß diese linguistische Form eine Form des Ausdrucks und eine Form des Inhalts ist. Zwischen der Form des Ausdrucks und der Form des Inhalts besteht ein Zusammenhang durch das Gesetz der Kommutation: *Kommutation* ist die Korrelation auf der einen Ebene, die eine Beziehung hat zu einer Korrelation auf der anderen Ebene. Kommutation liegt dann vor, wenn einer Veränderung in der Form des Ausdrucks eine Veränderung in der Form des Inhalts entspricht und umgekehrt (vgl. Hjelmslev 1963, 73). Dabei dürfen Inhalts- und Ausdrucksform jedoch nicht notwendig als isomorph (bzw. konform) angesehen werden.

Zur eigentlichen Linguistik gehören in der Kopenhagener Schule nur die Strukturen der Phonologie und der Grammatik sowie ihr Verhältnis zueinander; die Phonetik und die Semantik dagegen sind nur Hilfsdisziplinen für die beiden Strukturwissenschaften von der Sprache. Im Unterschied zur herkömmlichen Linguistik ist die Glossematik eine Linguistik, „whose science of the expression is not a phonetics and whose science of the content is not a semantics“ (Hjelmslev 1963, 79). Form ist gleichsam eine Bezeichnung für den linguistischen Aspekt, Substanz eine Bezeichnung für den außerlinguistischen Aspekt sowohl der Laute (d.h. des Ausdrucks) als auch der Bedeutungen (d.h. der Inhalte). Das Relationsgerüst der Sprache als Gegenstand der strukturellen Linguistik wird in Kopenhagen verstanden als ein Skelett, das repräsentiert wird von Beziehungen zwischen Lauten und Bedeutungen, aber nicht zwischen den Lauten und Bedeutungen als solchen, sondern zwischen der Form der Laute und der Form der Bedeutungen. Das fundamentale Prinzip ist dabei die Determination der Substanz durch die Form (vgl. Hjelmslev 1963, 103ff.).

Mit dieser Konzeption glaubt Hjelmslev, de Saussure am richtigsten verstanden und am konsequentesten weiterentwickelt zu haben – nicht nur die These, daß die Sprache eine Form und keine Substanz sei, sondern auch den Schlußsatz des „Cours“, daß der einzige Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache an und für sich selbst sei (vgl. auch Hintze 1949, 87). Es liegt tatsächlich ein Brief von Bally (dem Genfer Nachfolger de Saussures) vor, der Hjelmslev bestätigt, daß er den letzten Satz des „Cours“ vollständig verstanden und richtig interpretiert habe (vgl. Hjelmslev 1947, 74). Brøndal und Hjelmslev haben ihre Konzeption von der Sprache und von der Linguistik mehrfach programmatisch ausgeführt. Den gültigsten Ausdruck fand sie wohl in Hjelmslevs „*Prolegomena to a Theory of Language*“, die 1943 zunächst in dänisch erschienen

sind, 1953 durch eine englische Übersetzung breiteren Kreisen zugänglich gemacht worden sind und bereits vorher in dem Aufsatz „Structural Analysis of Language“ konzentriert zusammengefaßt worden sind.

Von seiner Warte aus wendet sich Hjelmslev (1947, 73) auch gegen die Prager Schule, die de Saussure falsch aufgenommen habe, die die Sprache als Form innerhalb der Substanz und nicht – wie er selbst – als Form ohne Substanz verstehe. Gerade um diesen rein strukturellen Aspekt zu bezeichnen, gebraucht Hjelmslev nach 1936 – im Gegensatz zur Prager Schule und auch im Unterschied zu Brøndal – den Begriff „Glossematik“ (nach griechisch *glossa* = Sprache) für seinen „structural approach to language considered merely as a pattern of mutual relations“. Es ist eine scheinbare Paradoxie, die sich in der Namensgebung der einzelnen Schulen der strukturellen Linguistik abzeichnet: Die Prager Schule möchte lieber funktionalistisch als strukturalistisch genannt werden, um nicht mit den Kopenhagener Strukturalisten verwechselt zu werden; und die Kopenhagener Schule möchte lieber glossematisch als strukturalistisch genannt werden, um nicht mit den Prager Strukturalisten verwechselt zu werden. Hinter dieser scheinbaren Paradoxie verbirgt sich nichts als die große Differenziertheit dessen, was man allzu global als „Strukturalismus“ oder auch „strukturelle Linguistik“ bezeichnet.

Die Zahl der wirklichen Glossematiker ist nicht sehr groß (vgl. Siertsema 1955, 28). Hjelmslev war – wie Hammerich (1952, 4) formuliert hat – ein „génie de l'abstraction, mais il ne s'intéresse pas aux observations“. So sehr Hammerich für diese kritischen Äußerungen gerügt wurde, so richtig sind seine Feststellungen, daß der Kopenhagener Kreis durch Hjelmslev ein glossematischer Zirkel geworden ist und daß die Glossematik als Sprachtheorie die Beobachtung der sprachlichen Fakten nicht sehr gefördert hat. Damit stellen sich die Leistungen der Kopenhagener Schule ganz anders dar als die der Prager Schule: War in Prag die Theorie etwas allgemein und hatte die Praxis zu weitreichenden Ergebnissen geführt, so stehen in Kopenhagen einer tief durchdachten und hoch abstrakten Theorie relativ wenige praktische Forschungsergebnisse gegenüber.

3.3.2 *Das Relationsgerüst der Sprache und immanente Algebra*

Ausgangspunkt für die Entwicklung seiner Theorie ist für Hjelmslev der Umstand, daß die bisherige Sprachwissenschaft die Sprache vor allem unter außersprachlichen Aspekten untersucht habe. Demgegenüber müsse es der strukturellen Linguistik darauf ankommen, die Sprache zu erfassen

not as a conglomerate of non-linguistic phenomena, but as a self-sufficient totality, a structure *sui generis*. (1963, 5f.)

Dazu müsse neben die *Philologie*, die die Sprache als Mittel (der Texterschließung) studiert, die *Linguistik* treten, deren eigentlicher Zweck die Sprache als solche sei. Die von Hjelmslev geforderte Totalität „does not consist of things but of relationships“; und nicht die Substanz, sondern nur „its internal and external relationships have scientific existence“. Was der naive Realismus „Objekte“ nennt, sind für Hjelmslev (1963, 23) „nothing but intersections of bundles of such dependences“. Die Annahme von Gegenständen als verschieden von diesen Beziehungsbündeln ist für Hjelmslev nicht nur ein überflüssiges Axiom, sondern geradezu eine metaphysische Hypothese, von der er die Sprachwissenschaft befreien möchte. Bei ihm sind nur die immanenten Relationen reale sprachliche Einheiten und bilden das innere System der Sprache. Auch die lexikalischen Bedeutungen sind für ihn „nothing but artificially isolated contextual meanings, or artificial paraphrases of them“. Statt dieser lexikalischen Bedeutungen gibt es für ihn (1963, 45) nur kontextuelle Bedeutungen, weil jede Einheit nur relativ – nicht absolut – „by its place in the context“ bestimmt ist.

3.3.3 *Funktions- und Zeichenbegriff*

Eine zentrale Rolle spielt in der Glossematik der Begriff der *Funktion* (als Relation). Er ist so zentral, daß ihn Hjelmslev (1944, Vff.) geradezu aus dem Gegenstand der strukturellen Linguistik ableiten kann; denn die strukturelle Linguistik ist für ihn

une conception fonctionnelle, qui voit dans les fonctions (dans le sens logico-mathématique de ce terme), c'est à dire dans les dépendances, le véritable objet de la recherche scientifique.

„Funktion“ wird dabei als innere Abhängigkeit, wird rein strukturell und (fast) mathematisch verstanden, nicht semantisch oder denotativ; die Struktur wird bestimmt als „un réseau de dépendances, ou un réseau de fonctions“ (Hjelmslev 1954, 11ff.). Obwohl es auch Funktionen außerhalb der immanenten Struktur gibt und die strukturelle Linguistik auch nicht einfach mit der funktionalen Linguistik identifiziert werden darf, betont Hjelmslev, daß sprachliche Elemente allein auf Grund ihrer Funktion (fonction) und nicht auf Grund ihrer semantischen Bedeutung (signification) klassifiziert werden müssen, daß die Bedeutung die Funktion voraussetzt.

Aber selbst auf struktureller Ebene ist der Funktionsbegriff für Hjelmslev nicht eindeutig genug, kann er doch bedeuten „the dependence between two terminals“, aber auch „one or both of these terminals, the latter when one terminal is said to be „a function of“ the other“. Diese

Zweideutigkeit beseitigt nun Hjelmslev (1963, 33f.), indem er das erste als Funktion, das zweite als Funktiv bezeichnet:

A dependence that fulfils the conditions for an analysis we shall call a *function*. Thus we say that there is a function between a class and its segments – and between the segments (parts or members) mutually. The terminals of a function we shall call functives, understanding by a *functive* an object that has function to other objects.

Mit dieser Bestimmung der Funktion als Abhängigkeit zweier Funktive und des Funktivs als Größe, die eine Funktion in bezug auf andere Größen hat, glaubt Hjelmslev einen linguistischen Funktionsbegriff formuliert zu haben, der in der Mitte zwischen dem logisch-mathematischen Begriff der Funktion („that the entity has dependences with other entities“) und dem etymologischen Begriff („that the entity functions in a definite way, fulfils a definite role, assumes a definite ‚position‘ in the chain“) liegt.

Der Terminus „Funktion“ erscheint bei den Glossematikern als Abhängigkeitsverhältnis sowohl in homoplaner Beziehung (innerhalb des Inhalts und innerhalb des Ausdrucks) als auch in heteroplaner Beziehung (in den Beziehungen zwischen der Inhalts- und der Ausdrucksebene als „fonction sémiologique“). Bei der heteroplanen Beziehung handelt es sich um eine Beziehung zwischen der Form des Inhalts und der Form des Ausdrucks, nicht zwischen der Substanz des Inhalts (dem „Sinn“) und der Substanz des Ausdrucks (dem physikalischen Laut). In diesem Sinne erscheint das sprachliche *Zeichen* für die Glossematiker als Funktion zweier Funktive (der Form des Inhalts und der Form des Ausdrucks) (vgl. Hjelmslev 1963, 47f., 58f.), die solidarisch sind, sich gegenseitig voraussetzen, die Zeichen sind für die Substanz des Inhalts und des Ausdrucks. Während die bisherige Linguistik meist die Substanz des Ausdrucks als Zeichen für die Substanz des Inhalts angesehen hat, sieht die Glossematik die Funktion zwischen den beiden Formebenen als Zeichen für die beiden Substanzebenen an. Deshalb muß das Zeichen auf Grund dieser Funktionen – als interne Sprachstruktur – beschrieben werden, nicht mit Hilfe von psychischen oder physischen Begriffen der Substanz (wie noch bei Saussures Deutung des „signifiant“ als „image acoustique“ oder des „signifié“ als „concept“).

Eine gewisse Verwirrung hat die doppelte Scheidung der Glossematiker zwischen Inhalt und Ausdruck einerseits, zwischen Substanz und Form andererseits gestiftet – bei denen jeweils eine verschiedenartige Abstraktion nötig ist –, vor allem deshalb, weil die amerikanischen Deskriptivisten unter „Form“ etwa das verstehen, was Hjelmslev „Ausdruck“ nennt. Unter „Form“ schließen sie sowohl die Substanz des Ausdrucks (die phonetische

Lautmasse) als auch die Form des Ausdrucks (die phonologische Struktur) ein, während ihr „meaning“ weitgehend nur der glossematischen Substanz des Inhalts entspricht. Der amerikanische Gegensatz *form – meaning* ist also weder völlig identisch mit dem glossematischen Gegensatz *Ausdruck – Inhalt* noch mit dem Gegensatz *Form – Substanz*.

3.3.4 Zusammenfassung und Einordnung

Bei der Entwicklung seiner Konzeption beruft sich Hjelmslev (1963, 7) immer wieder auf de Saussure, der als erster einen „structural approach to language, i.e. scientific description of language in terms of relation“ – unabhängig von der für die Beziehungen irrelevanten Beschaffenheit der einzelnen Einheiten – gefordert habe. Saussure habe als erster die Einsicht gehabt, daß die wirklichen Einheiten der Sprache nicht Laute oder Bedeutungen an sich sind, sondern „the relata, which these sounds, characters, and meanings represent“, „their mutual relations within the chain of speech and within the paradigmas of grammar“ (1963, 69). Diese Relationen bilden das innere System einer Sprache, das sie im Unterschied zu anderen Sprachen charakterisiert.

Trotzdem darf die Glossematik nicht einfach mit de Saussure identifiziert werden; denn neben de Saussure hat sie in der logischen Sprachtheorie ihre zweite Wurzel (vgl. auch Johansen 1950, 17f.). Hjelmslev (1947, 74f.) erwähnt ausdrücklich die intimen Beziehungen zur logischen Sprachtheorie (vor allem die Wiener Schule), wie sie – unter dem Einfluß der Mathematik – von Whitehead, Russell, Carnap u.a. entwickelt worden ist und Struktur im gleichen Sinne als „purely formal and purely relational fact“ begreift. Dennoch geht man zu weit, wenn man die Glossematik schlechterdings als linguistische Variante, als „Epiphänomen“ des logischen Positivismus interpretiert (so etwa Achmanova 1953, 25). Erst aus beiden Wurzeln entspringt Hjelmslevs Auffassung (1947, 75ff.), daß die Linguistik zu beschreiben habe „the relational pattern of language without knowing what the relata are“, daß erst Phonetik und Semantik – als „metalanguages of a second degree“ – beschreiben können (auch wieder in Form von Beziehungen), „what the relata are“. Allerdings unterscheidet sich Hjelmslevs Modell von den Logikern dadurch, daß bei ihm das sprachliche Zeichen zweiseitig ist, eine Ausdrucks- und eine Inhaltsseite hat.

Hjelmslev (1944, V) hat das Wesen seiner strukturellen Linguistik selbst wie folgt zusammengefaßt:

On comprend par linguistique structurale un ensemble de recherches reposant sur une hypothèse selon laquelle il es scientifiquement légitime de décrire le langage comme étant essentiellement une entité autonome de dépendences interne, ou, en un mot, une structure.

Aus dieser Definition ergeben sich die wichtigsten Arbeitsbegriffe der Kopenhagener Glossematik: Die Annahme, daß die Sprache eine Struktur sei, ist kein apriori angenommenes Dogma, sondern eine Hypothese, die durch die Tatsachen verifiziert werden muß, durch empirische Forschungen, die sich aller metaphysischen Spekulationen enthalten müssen (vgl. Hjelmslev 1963, 13ff.). Der autonomen Ganzheit der Sprache entspricht eine „linguistique immanente“, der es um die inneren Abhängigkeiten in der Sprache geht. Dieser Definition der Sprache als „entité autonome de dépendences internes“ entspricht allein die langue, nicht die parole. Deshalb ist auch nur die langue „l'objet spécifique de la linguistique structurale“ (Hjelmslev 1944, VIII f.); sie ist – im Sinne de Saussures – auch für Hjelmslev der einzige wirkliche Gegenstand der Sprachwissenschaft. Diese langue muß von der Linguistik beschrieben werden „free of contradiction (self-consistent), exhaustive and as simple as possible“ (Hjelmslev 1963, 11). Diese Dreiheit der Forderungen – Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit und Einfachheit – ist auch von vielen amerikanischen Linguisten übernommen worden.

Erst unter diesen Voraussetzungen wird für Hjelmslev die wissenschaftliche Grammatik linguistisch (und bleibt nicht länger philosophisch, logisch oder psychologisch). Sie wird es, indem sie sich allein auf Formkriterien stützt und an den Valeur-Begriff von de Saussure anknüpft. Ein sprachliches Element „se définit par la place qu'il occupe dans le système, et cette place lui est assigné par la valeur“ (Hjelmslev 1935, 20, 86f.). Erst mit diesem spracheigenen Valeur könne der Übertragung psychologischer oder logischer Begriffe auf die Sprache wirksam begegnet werden, wird für Hjelmslev eine sprachimmanente, autonome Linguistik möglich. Strukturell ist eine solche Linguistik, wenn sie die Struktur – die eine Hierarchie darstellt, die nur ihre eigene Ordnung zuläßt – zur Norm aller Klassifikationen macht.

Da es sich bei Hjelmslevs Ebenen des Ausdrucks und des Inhalts nicht um wirkliche Sprachlaute und wirkliche Bedeutungen, nicht um „Substanzen“, sondern um formale Beziehungen handelt, erscheint die Glossematik mehr als linguistische Theorie denn als empirische Forschungsmethode (vgl. auch Martinet 1953, 579f.). Ihr Ziel ist – mit den Worten Hjelmslevs (1963, 80) – eine „immanent algebra of language“, eine „algebra of language, operating with arbitrary named entities“ – als Modell, das – im Sinne empirischer Deduktion – geeignet ist, sprachliche Texte zu beschreiben und dabei den Anforderungen der Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit und Einfachheit zu genügen (vgl. Hjelmslev 1963, 11ff.).

Es ist nicht verwunderlich, daß Hjelmslev sich dabei relativ weit von der konkreten Sprache entfernt und einen so hohen Grad von Abstraktheit

erreicht, daß seine Konzeption für die unmittelbare Erforschung sprachlicher Erscheinungen relativ unfruchtbar geblieben ist. Man hat deshalb bemängelt, daß seine deduktive Methode zu algebraischen Kalkulationen führe (vgl. Trnka u.a. 1957, 45); Achmanova (1953, 44) hat sogar – sehr überspitzt freilich – von einer „wissenschaftlichen Befreiung der Sprachwissenschaft von der Sprache“ gesprochen. Die Rede war gar von der Glossematik als „Erscheinungsform des Verfalls der bürgerlichen Sprachwissenschaft“ (Abaev 1965, 24ff.), von „Modernismus“, „Formalismus“, „Antihumanismus“, von einer „Linguistik im luftleeren Raum“ und von einer „Enthumanisierung der Sprachwissenschaft“. Solche Einschätzungen (primär ideologisch motiviert) werden der Rolle der Sprachwissenschaft glossematischer Prägung nicht gerecht; sie standen auch in der (damaligen) sowjetischen Sprachwissenschaft recht vereinzelt da. Namentlich Šaumjan (1961, 72ff.) hat gezeigt, daß die strukturelle Linguistik in dieser Form – als abstrakte Theorie der Sprache – mit Notwendigkeit aus der Entwicklung der Sprachwissenschaft selbst hervorgegangen sei und auch nicht im Widerspruch zum Materialismus stehe. Vgl. dazu auch 3.6.1.

3.4 Der amerikanische Deskriptivismus

3.4.1 Allgemeines

Im Unterschied zur Kopenhagener Schule gehen die *amerikanischen Strukturalisten* nicht deduktiv von abstrakten Theorien aus, sondern arbeiten – zumindest in ihrer ersten, *deskriptiven* Phase – induktiv, beschreibend und kommen von der konkreten Sprache (*parole*) her. Allerdings sind schon von Anfang an große Unterschiede nicht zu übersehen: Während etwa der Linguistic Circle of New York eine Art Exiluniversität für vor dem Faschismus geflohene europäische Gelehrte (Martinet, Jakobson) darstellte, geradezu als „Zweigstelle der Prager Schule“ angesehen werden kann und deshalb den europäischen Richtungen stärker verhaftet ist, hat die Yale-Schule (genannt nach der Yale-Universität, an die Bloomfield 1940 berufen wurde) mit der Tradition restlos gebrochen: Sie sieht die bisherige Sprachwissenschaft nicht nur als prästrukturalistisch, sondern vielfach sogar als vorwissenschaftlich überhaupt an.

Als die beiden *Wegbereiter* des amerikanischen Strukturalismus gelten Sapir und Bloomfield. Sapir (1921) liebäugelt mit der Richtung Voßlers und Croces, Bloomfield dagegen ist zunächst Anhänger der deutschen Junggrammatiker (bei denen er auch in Leipzig studiert hat). Die weitere Entwicklung des amerikanischen Strukturalismus ging zunächst mehr von Bloomfield als von Sapir aus, vom Positivisten und Deskripti-

visten also, dessen Buch „Language“ (1933) zum Standardwerk der amerikanischen deskriptiven Linguistik wurde und damit für die amerikanischen Schulen das leistete, was Trubetzkoy's „Grundzüge der Phonologie“ für die Prager Schule und Hjelmslev's „Prolegomena to a Theory of Language“ für die Kopenhagener Schule waren. Zu den wesentlichsten Publikationsorganen der amerikanischen Strukturalisten gehören die Zeitschrift „Language“ (1925 gegründet und später von B. Bloch herausgegeben), die Zeitschrift „Studies in Linguistics“ (1942 von G.L. Trager gegründet) und die vom „Linguistic Circle of New York“ herausgegebene Zeitschrift „Word“, deren Titel bereits recht unstrukturalistisch klingt; denn das „Wort“ gibt es als Arbeitsbegriff für viele strenge Strukturalisten überhaupt nicht. Dieser Titel wird erst verständlich, wenn man Charakter und Zusammensetzung dieses Kreises in New York im Auge hat.

3.4.2 *Bloomfield's behavioristischer Ansatz*

Die Schlüsselfigur der ersten – deskriptivistischen – Phase des amerikanischen Strukturalismus ist ohne Zweifel L. Bloomfield. Er hatte mit seinem Buch „Language“ ursprünglich nur die Absicht, einen einführenden Überblick über das vorhandene sprachwissenschaftliche Wissen zu geben (vgl. Fries 1961, 197). Daraus wurde aber im Resultat weit mehr: Es wurde ein Fundament für die gesamte strukturelle Linguistik in den USA, so daß alle folgenden Forscher – wie Bloch (1949, 92) es ausgedrückt hat – auf seinen Schultern stehen. Bloomfield's Hauptverdienst war es dabei, die Linguistik *als Wissenschaft* zu entwickeln, zu fragen, unter welchen Umständen Linguistik als Wissenschaft möglich ist.

Er geht dabei von den Gedankengängen der *behavioristischen Psychologie* aus, die die Vorgänge des menschlichen Bewußtseins – als mentalistisch – aus der Betrachtung ausschließt und sich allein auf das beschränkt, was in der unmittelbaren Erfahrung gegeben und der direkten Beobachtung zugänglich ist. Eben das ist das sichtbare und konkrete äußere Verhalten (behavior), das die Behavioristen glauben, mit naturwissenschaftlichen Mitteln erklären zu können. Jedes Verhalten kann für sie beschrieben werden durch die Ausgangssituation (den Reiz oder Stimulus) und die durch sie (ihn) ausgelöste Handlung (die Reaktion). Im behavioristischen Sinne wesentlich für das menschliche Verhalten ist somit allein der Zusammenhang von Stimulus und Reaktion.

In dieses behavioristische Schema baut Bloomfield (1955, 24) die Sprache ein, die er als eine besondere Form des menschlichen Verhaltens versteht. Er verdeutlicht das an folgender Situation: Zwei Personen gehen auf der Straße, der eine (A) hat Hunger, sieht einen Apfel auf einem Baum,

klettert hinauf und holt sich den Apfel herunter. In diesem Falle haben wir eine einfache Abfolge von Stimulus und Reaktion ($S \rightarrow R$), die sich überhaupt nicht von der Handlung eines Tieres unterscheidet. Der Vorgang hätte sich aber auch anders abspielen können: A hätte B ansprechen können, B hätte für A auf den Baum klettern und den Apfel herunterholen können. In diesem Falle sind die praktischen Ereignisse (d.h. der Zusammenhang von Stimulus und Reaktion) durch den Sprechakt unterbrochen. Das Schema wäre nunmehr folgendes: $S \rightarrow r \dots s \rightarrow R$. Auf den praktischen Stimulus (S) folgt nicht eine praktische Reaktion (R), sondern beim Sprecher zunächst eine sprachliche Ersatzreaktion (r). Diese sprachliche Ersatzreaktion wirkt auf den Hörer als sprachlicher Ersatzstimulus (s); und erst dieser sprachliche Ersatzstimulus löst beim Hörer die praktische Reaktion (R) aus. Auf diese Weise wird die Sprache in den behavioristischen Prozeß eingeordnet. Die Sprache dient also durchaus der Kommunikation; sie „enables one person to make a reaction (R) when another person has the stimulus“. Aber sie ist eine Ersatzreaktion (r) und ein Ersatzstimulus (s) in der unendlichen Kette von Reizen und Reaktionen, eine Brücke zwischen den Reizen des Sprechers und den Reaktionen des Hörers. Die Reaktion des Hörers auf die Reize des Sprechers geschehe ohne das Dazwischentreten des Bewußtseins, von Begriffen, die für Bloomfield (1936, 89ff.) nur obskure Namen für „speech-forms“ sind. Eben darin besteht das Wesen des *Physikalismus* – im Gegensatz zum Mentalismus, der in der Nachfolge Bloomfields als streng verpönt gilt: Der Sprachprozeß vollzieht sich danach ohne Bewußtsein, und jede wissenschaftliche Feststellung darüber ist „made in physical terms“.

Damit sind im Grunde schon die *methodologischen* Schlußfolgerungen angedeutet, die sich für die Linguistik aus der behavioristischen Konzeption von der Sprache ergeben. Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Forschung ist für Bloomfield nur der eigentliche Sprechakt ($r - s$), der allein aus *Formen*, aus akustischen Erscheinungen besteht. Die zu diesen Formen gehörenden Bedeutungen sind die entsprechenden Stimulus- und Reaktionselemente ($R - S$), die aber außersprachlich und deshalb der Linguistik nicht direkt zugänglich seien. Deshalb müsse die Linguistik „always start from the phonetic form and not from the meaning“. Ein Teil der Bedeutungen ist erfaßbar „by the arrangements of the forms“. Aber grundsätzlich soll eine strenge Linguistik von „meaning“ nicht sprechen, solange wir nicht eine vollkommene wissenschaftliche Beschreibung der Objekte der Welt haben, weil wir erst dann auch exakt von der Bedeutung sprechen können (vgl. Bloomfield 1955, 74f., 139f., 162f.)

Gerade weil die Bedeutung für Bloomfield außersprachlich ist, schließt er sie aus der strengen Linguistik aus; denn „the meanings cannot

be defined in terms of our science“ (1955, 167). Eine exakte Beschreibung von meaning wäre nur möglich, wenn wir allwissend wären und von der Außenwelt eine absolute Kenntnis hätten (1955, 162). Mit dieser Verbannung der Bedeutung aus der Linguistik hat Bloomfield sehr stark auf den amerikanischen Strukturalismus gewirkt. Die Verdrängung von „meaning“ aus der exakten Sprachbeschreibung ist die negative Kehrseite seiner Leistungen. Sie resultiert aus der außerlinguistischen Deutung von „meaning“ (als Ursache für die Bedeutungsfeindlichkeit der amerikanischen Deskriptivisten). Bloomfields „meaning“ liegt in der Tat nicht innerhalb, sondern außerhalb der Sprache und meint allenfalls kommunikative Funktionen, aber nicht Sprachinhalte, nicht Bedeutungen sprachlicher Formen. Bloomfields Hauptverdienst besteht indes darin, aus der Linguistik eine strenge Wissenschaft gemacht zu haben (vgl. auch Bloch 1949, 92); seine Postulate sind geradezu zu einer „Charta der deskriptiven Linguistik“ geworden (Joos 1963, 31). In diesem Sinne ist Bloomfield wegweisend gewesen für die deskriptivistische Phase des amerikanischen Strukturalismus, auch für den Meaning- und den Funktionsbegriff. Er legte – mit Rücksicht auf die vielen Bedeutungen des Meaning-Begriffes in der Sprachwissenschaft (vgl. dazu Abraham 1936) – „meaning of a linguistic form“ – ganz im behavioristischen Sinne – fest als „the situation in which the speaker utters it and the response which it calls forth in the hearer“ (1955, 139), identifiziert ihn mit „the situation and the responses to it“ (1955, 158), mit „a recurrent stimulus-reaction feature which corresponds to a form“ (1963, 28). In diesem Sinne hat der Meaning-Begriff im amerikanischen Deskriptivismus Schule gemacht.

Im Gegensatz zum Meaning-Begriff verknüpft Bloomfield (1955, 185) den Funktionsbegriff mit der strukturellen Position im Satz:

The position in which a word can appear are its *functions* or, collectively, its *function*.

Alle Formen, die in derselben Position auftauchen, konstituieren eine Formklasse; denn „these privileges of occurrence make up ... the grammatical function“ (1955, 265). Aus diesen Formklassen kann man nicht ohne weiteres auf ein gemeinsames „class-meaning“ schließen – da etwa nicht alle Substantive im Nominativ (Formklasse) die Klassenbedeutung eines „actors“ haben. Deshalb sind „class-meanings“ keine gesunde Basis für die wissenschaftliche Arbeit, Formklassen dürfen nicht „in terms of meaning, but only in terms of linguistic features by structure and constituents of the form“ definiert werden (1955, 267f.). Bloomfield (1943, 103f.) betont nachdrücklich, daß die Funktion nicht einfach – wie zuweilen in der traditionellen Linguistik – ein dritter Aspekt zwischen „form“

und „meaning“ ist, daß sie vielmehr auf formaler Ebene anzusiedeln ist: Eben dies besagt die Definition der Funktion als „a form's privilege of occurring in any one position“; die Funktion besteht aus „formal features which appear when it serves as part of a more inclusive form“.

Allerdings darf man aus Bloomfields behavioristischem Prinzip, alles in physikalistischen statt in mentalistischen Begriffen erklären zu wollen, und aus seiner Einsicht, daß die Bedeutungen als Werkzeug der Linguistik – als Mittel der Analyse, Definition und Klassifikation – ungeeignet sind, nicht ohne weiteres die Schlußfolgerung ziehen, Bloomfield habe meaning überhaupt ignoriert (vgl. dazu auch Fries 1954, 59). Im Gegensatz dazu hat Bloomfield (1955, 27, 137, 161) mehrfach betont, daß die Sprache eine „coordination of certain sounds with certain meanings“ ist, daß das Studium sowohl der Phonetik als auch der Phonologie „presuppose a knowledge of meaning“ und daß eine „proper analysis“ eine solche ist, „which takes account of the meanings“. Aber wissenschaftlich beschrieben werden kann meaning nur durch die entsprechenden Signale, die rein formale Angelegenheiten sind und in „physical terms“ erfaßt werden müssen. Bloomfield hat meaning also nicht ignoriert, sondern es nur als Basis der wissenschaftlichen Beschreibung ausgeschaltet, weil es beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens noch nicht exakt erfassbar sei.

Ebensowenig darf man aus der Tatsache, daß Bloomfield von der behavioristischen Psychologie ausgeht und auch die Sprache als Reaktion auf einen Stimulus deutet, die Schlußfolgerung ziehen, Bloomfield interpretiere die sprachlichen Phänomene unter dem Gesichtspunkt der behavioristischen Psychologie. Ganz im Gegenteil: Bloomfield hat immer darauf bestanden, die Psychologie aus der wissenschaftlichen Beschreibung sprachlicher Erscheinungen auszuschalten. Das bekannte Stimulus-Reaktions-Schema benutzt er nicht, um sprachliche Erscheinungen zu beschreiben, sondern um die Funktion der Sprache in der Kommunikation zu illustrieren (vgl. auch Fries 1961, 206ff.).

3.4.3 *Das Meaning-Problem*

Eine zentrale Bedeutung für die weitere Entwicklung der strukturellen Linguistik in den USA hat das von Bloomfield aufgeworfene *Meaning-Problem* bekommen. In dieser Beziehung scheiden sich zunächst zwei Richtungen: die eine (vertreten etwa von Fries) will die Bedeutung in einigen Formen (etwa als „structural meaning“) in die Betrachtung einbeziehen; die andere Gruppe aber (z.B. Harris, Chomsky, Lees) will die Bedeutung – eben weil sie im Sinne Bloomfields nicht genau erfassbar sei – aus der Linguistik völlig ausschließen. Ihren Gipfel findet diese Ent-

wicklung in der Degradierung von „meaning“ zum Sammelbegriff für alles linguistisch Unbekannte bei Chomsky (1963, 103f., 93) sowie in dessen pointierter Feststellung, daß die Frage, ob man eine Grammatik ohne Bezug auf „meaning“ konstruieren könne, auf dasselbe hinauslaufe wie die Frage, ob man eine Grammatik ohne Kenntnis der Haarfarbe des Sprechenden konstruieren könne (vgl. auch 6.2.5). Allerdings hat sich diese Einstellung bei Chomsky inzwischen wesentlich verändert (vgl. 6.3). Im New York Circle ist das Verhältnis zu „meaning“ ohnehin weit traditioneller: In diesem Sinne hat sich Jakobson (1959) – entsprechend seinem Diktum „Linguistics without meaning is meaningless“ gegen Chomskys asemantische Theorie der grammatischen Struktur gewandt, weil die Sprache – wie in der Prager Konzeption – ein Mittel zur Übermittlung von Informationen ist.

Einig sind sich die beiden genannten Richtungen des amerikanischen Strukturalismus in der *theoretischen* Annahme, daß die Bedeutung auf keinen Fall zur Basis der linguistischen Analyse gemacht werden kann, daß die sprachlichen Äußerungen in exakter Weise nur im formalen Bereich analysiert werden können und daß die Bedeutungsunterschiede in irgendeiner Weise formal (d.h. distributionell oder strukturell) erfaßt werden können. Einig sind sie sich auch in der *praktischen* Feststellung, daß die Bedeutung zumindest zur Konstatierung der Differenz oder Äquivalenz von zwei Äußerungen einbezogen werden muß. Gemeinsam ist ihnen weiter, daß die Bedeutung nur aus methodischen, nicht aus philosophischen oder sprachtheoretischen Gründen aus der Linguistik zurückgedrängt wird: deshalb, weil sie schwer oder nicht exakt zu erfassen sei, und nicht etwa deshalb, weil die Bedeutungen in der Sprache keine Rolle spielten.

Als exemplarisch für das Streben der strukturellen Linguistik nach Exaktheit kann die Forderung von Joos (1963, 349ff.) angesehen werden, über die Sprache präzise oder überhaupt nicht zu sprechen. Präzise über die Sprache zu sprechen ist aber nur möglich, wenn die Linguistik eine Art Mathematik wird und ihr Feld so begrenzt, daß sie alles Unklare ausschließt und – wie Joos vorschlägt – den Soziologen überläßt. Das hätte zwar den Vorteil (für Joos ist es eine Voraussetzung), daß jede linguistische Feststellung entweder wahr oder falsch sein muß, birgt aber die Gefahr in sich, daß die Linguistik ihr Gebiet wesentlich auf die meßbaren Formen beschränkt und dadurch die Gefahr heraufbeschwört, daß das vernachlässigte Gebiet der Sprachinhalte dann mit noch viel unexakteren Methoden bearbeitet wird. Diese Gefahr bestand bereits im 19. Jahrhundert, als sich die Junggrammatiker auf die äußeren Sprachformen beschränkten und damit nur den Weg ebneten für die auf sie folgenden

Richtungen der Psychologie und der Geistesgeschichte (vgl. 1.3). Diese Gefahr besteht für den amerikanischen Deskriptivismus in ähnlicher Weise, nachdem Bloomfield „meaning“ aus der linguistischen Analyse ausgeschlossen sehen möchte. Daß diese Gefahr tatsächlich akut ist, zeigten die Richtungen der „General Semantics“ sowie der „Metalinguistik“ (z.B. Whorf), die sich dieser aus der Linguistik ausgeschlossenen Thematik annehmen und gleichsam in diesen leeren Raum eintreten; sie sind außerhalb der eigentlichen linguistischen Fachkreise angesiedelt und verstehen sich nicht nur als Gegensatz zum Strukturalismus, sondern vielfach sogar zur Linguistik überhaupt (vgl. Neubert 1962).

3.4.4 *Der Distributionalismus von Harris*

Weit rigoroser als Fries – der in seinem theoretischen Hauptwerk (1963) das Konzept Bloomfields auf den Bau englischer Sätze angewandt hat – verfährt die zweite Gruppe der amerikanischen Strukturalisten, die in Harris' „Methods in Structural Linguistics“ (1951) einen neuen Höhepunkt erreicht. Mit Harris geht die Bloomfield-Ära des amerikanischen Strukturalismus zu Ende; die strukturelle Linguistik amerikanischer Prägung tritt in ihre 2. Entwicklungsphase ein. Die Hauptaufgabe der deskriptiven Linguistik ist für Harris (1951, 5) die Erkenntnis der „distribution or arrangement within the flow of speech of some parts or features relatively to each other“. Damit wird Harris zum Begründer der Distributionslehre, die die sprachlichen Elemente allein aus ihrer *Distribution*, d.h. aus ihrer Umgebung und Verteilung im Satz erkennen will. Sowohl die Phoneme als auch die Morpheme werden nicht mehr mentalistisch (auf Grund bedeutungsdifferenzierender Funktionen), sondern rein physikalistisch und distributionalistisch, durch Feststellung der möglichen Umgebungen und unter Ausschaltung der Bedeutung bestimmt. Sowohl auf phonologischer als auch auf morphologischer Ebene hat die Linguistik für Harris (1951, 6, 20) im Grunde nur zwei Aufgaben und zwei Stufen:

The essential method of descriptive linguistics is to select these parts and to state their distribution to each other.

Segmentierung und Klassifizierung (durch Distribution) sind nicht nur der Kern der Linguistik bei Harris, sondern sind die Hauptaufgaben der deskriptiven Linguistik in dieser Entwicklungsphase (vgl. Gleason 1955, 65). Harris' Buch „Methods in Structural Linguistics“ ist eben deshalb zur „Bibel“ dieser 2. Etappe des amerikanischen Strukturalismus geworden, weil es die Prozeduren und Methoden angibt, mit deren Hilfe man Phoneme und Morpheme rein distributionell und asemantisch herausfinden kann.

Die Segmentierung erfolgt mit Hilfe der *Substitution*. Mit Hilfe der Substitution werden auch Klassen gefunden, die in derselben Umgebung („environment“) vorkommen, d.h. dieselbe Distribution haben. Der Begriff der innersprachlichen Distribution soll den außersprachlichen Meaning-Begriff überflüssig machen. Meaning muß in die Distribution eingeschlossen werden nur

to the extent of determining what is repetition. If we know that *life* and *rife* are not entirely repetitions of each other, we will then discover that they differ in distribution (and hence in „meaning“). (Harris 1951, 7)

Eine Differenzierung zweier Wörter auf der Grundlage der Bedeutung ist für Harris nur „the linguist's and the layman's shortcut to a distributional differentiation“. Damit schleicht sich freilich indirekt die Bedeutung – wenn auch in einer weit exakteren und meßbaren, dafür aber auch viel umständlicheren und schwierigeren Form – wieder in die Sprachbeschreibung ein. Es handelt sich dabei aber nicht um die eigentlichen Bedeutungen (d.h. die Situationen in der Außenwelt), sondern um die formale Spiegelung dieser Bedeutungen in einem formalisierten Distributionsmodell. Elemente, die eine verschiedene Bedeutung haben, „apparently have in general different environments of other elements“ (1951, 363ff.).

Die *Distribution* eines Elements wird verstanden als „the sum of all its environments“, und die Umgebung ihrerseits wird bestimmt als bestehender Satz „of its co-occurents, i.e. the other elements, each in a particular position, with which A occurs to yield an utterance“. Auf diese Weise ist es möglich, „to state certain aspects of meaning as functions of measurable distributional relations“ (1954, 156). Damit wird „meaning“ zur „Funktion“ der Verteilung und Distribution. Subjekt und Objekt z.B. erscheinen nur noch als „semantic names for distributional positions“ (1954, 162).

Viele amerikanische Strukturalisten glauben, daß allein die distributionellen Kriterien wichtig sind und ihnen durch die glossematische – für sie irrelevante – Unterscheidung von Form und Substanz nichts Wesentliches hinzugefügt wird. Wenn zwei Wörter verschieden in „meaning“ sind, würden sie auch in verschiedenen „environments“ auftreten. Hinweise von „meaning“ können bei der Erforschung dieser Umgebungen nichts anderes sein als „short cut conclusions about distributional facts“ (Trager/Smith 1957, 54, 68, 91).

Harris ist der Wortführer dieser Gruppe der amerikanischen Strukturalisten (Trager, Smith, Nida, Joos, Wells, Bloch u.a.), die als distributionalistische oder taxonomische Schule zusammengefaßt werden. Postal (1964) hat die Äquivalenz dieser Grammatiken nachgewiesen und ge-

zeigt, daß sie mehr oder weniger explizite, mehr oder weniger formalisierte Varianten dessen sind, was er „taxonomische“ Grammatik, was Chomsky „Phrasenstrukturgrammatik“ nennt. Postal und Chomsky sind von der erklärenden Kraft dieses nur taxonomischen Modells (das ohne Transformationen auszukommen glaubt) nicht überzeugt. Die Zusammenfassung unter dem taxonomischen Gesamtnenner erfolgt bei Postal allerdings bereits vom Standort der nächsten Phase aus, vom Standort der transformationellen Phase des amerikanischen Strukturalismus – als eine Art Rückblick auf die vorangegangene deskriptivistische Phase.

Zweifellos gehört die *Distributionsanalyse* zu den wesentlichsten Neuerungen der strukturellen Linguistik. Ihre *Vorteile* bestehen darin, daß alle sprachlichen Erscheinungen auf Grund objektiver, meßbarer und immanenter Beziehungen beschrieben werden können allein „by its possibilities of combinations, which means its distribution in relation to other forms in the utterance“ (Haugen 1951, 216ff.). Darüber hinaus ist der Begriff der Distribution so allgemein, daß er auf jede Sprache – unabhängig von ihrer Struktur – und auf alle Ebenen angewandt werden kann. Diesen Vorteilen stehen jedoch auch einige *Nachteile* gegenüber: Abgesehen davon, daß sich die verbannte Bedeutung „under the covert guise of distribution“ wieder durch die Hintertür in die Linguistik einschleicht, ist es wohl rein praktisch nicht erreichbar, die Möglichkeit des Vorkommens jedes Elements in jeder Umgebung zu ermitteln. Das würde einen unendlichen Experimentierprozeß bedeuten, der weder von einem einzelnen noch für eine Sprache vollständig geleistet werden kann – sieht man vielleicht von der leichter überschaubaren phonologischen Ebene ab. Deshalb muß man in der Praxis oft „short cuts“ verwenden und überdies die Hilfe eines Informanten in Anspruch nehmen. Außerdem ist kaum zu leugnen, daß manche Sprachelemente wie etwa die Farbbezeichnungen – obwohl sie verschiedene Morpheme sind – in nahezu denselben Umgebungen vorkommen. Deshalb liegt die Schlußfolgerung nahe, daß die Gleichheit der Distribution wohl eine notwendige, aber keine zureichende Bedingung für die Gleichheit der Bedeutung ist (vgl. Bar-Hillel 1954, 233).

Diese Nachteile sind wohl auch der Grund dafür, daß die Distributionsanalyse allein zu wenig praktischen Ergebnissen geführt hat, daß Harris selbst einen Schritt weiter von der Distributions- zur Transformationsanalyse gegangen ist und damit den Weg zur dritten Entwicklungsphase des amerikanischen Strukturalismus gebahnt hat, die dann vor allem an die Konzeption der generativen Grammatik und an den Namen Chomskys geknüpft ist (vgl. 6.).

3.5 Zusammenfassung zu den drei großen Schulen des „klassischen Strukturalismus“

3.5.1 *Verschiedenheit der Schulen*

Trotz der solidarischen Konzeption aller strukturellen Linguistik sind die *Verschiedenheiten* der drei bisher dargestellten großen strukturalistischen Schulen beträchtlich. Diese Verschiedenheiten beziehen sich auf den philosophischen Hintergrund, auf die linguistische Konzeption und auf die Arbeitsweise, auf Gegenstand, Theorie und Methoden. Sie sind nicht rein terminologisch, wie Haugen (1951, 211ff.) meint, der eben deshalb die Verschiedenheiten überbrücken zu können glaubt mit seinem Vorschlag, die Hjelmslevschen Begriffe in amerikanische zu übersetzen und auf diese Weise ein „really usable esperanto for metalinguistic purposes“ zu schaffen.

Während die Amerikaner wesentlich von praktischen Bedürfnissen ausgehen (zunächst der Erforschung der Indianersprachen, später des Fremdsprachenunterrichts und der Maschinenübersetzung) und auf dem Hintergrund des Behaviorismus aufbauen, streben die Kopenhagener – vor dem philosophischen Hintergrund des Neopositivismus – ein theoretisches und universales Modell der Sprachstruktur an. Während die Prager Schule für die linguistische Arbeit auch semantische Kriterien benutzt, werden diese von der Kopenhagener Schule (und von den meisten Amerikanern) ausgeschlossen. Die Glossematiker und die Amerikaner betonen die immanente, innersprachliche Betrachtungsweise, die Prager Schule dagegen bezieht auch außersprachliche Faktoren ein und knüpft überhaupt mehr an die Tradition an. Die Lautsubstanz wird von den Prager Phonologen in die Betrachtung eingeschlossen, ebenso von den Amerikanern, nicht aber von den Glossematikern, die jede Substanz aus der linguistischen Beschreibung ausschließen wollen. Die Prager Schule operiert sowohl mit der phonetischen als auch mit der semantischen Substanz, die Glossematiker eliminieren beide Substanzen, und die amerikanischen Deskriptivisten benutzen die Laute (als „phonetische Substanz“), schließen aber weithin „meaning“ (als „semantische Substanz“) aus.

De Saussure hat am stärksten auf Hjelmslev eingewirkt, am wenigsten stark auf die Amerikaner; die einzelnen Schulen haben den „Cours“ verschieden interpretiert und auf verschiedene Seiten zurückgegriffen. Dem Ausklammern von „meaning“ bei Bloomfield entspricht die „Substanz des Inhalts“, die auch nicht in die linguistische Beschreibung eingeht. Darin sind Hjelmslevs „Prolegomena to a Theory of Language“ und Harris' „Methods in Structural Linguistics“ durchaus nebeneinanderzustellen. Beide Schulen segmentieren die Rede durch Substitutionen, arbeiten

mit Distributionen und wenden formale Kriterien an. Aber den amerikanischen Schulen geht es – zumindest bis zum frühen Chomsky – vornehmlich um die Form, die Dänen nehmen eine Wechselbeziehung zwischen der Inhalts- und der Ausdrucksebene an, innerhalb derer nur die Form des Inhalts und des Ausdrucks relevant ist. Dem glossematischen Gegensatz zwischen Form und Substanz entspricht in der Yale-Schule weitgehend der Gegensatz zwischen strukturierten Einheiten und „nebelhaften“ semantischen Fakten (vgl. auch Martinet 1953, 584).

Während sich die Prager Schule für *langue* und *parole* interessiert, geht es in Kopenhagen ausschließlich um die *langue*, in den amerikanischen Schulen – zumindest in ihrer deskriptivistischen Entwicklungsphase – fast ausschließlich um die *parole*. Im Unterschied zur Prager Schule lösen sich die Kopenhagener und die Amerikaner auch von der traditionellen Terminologie und schaffen ein System von Symbolen, das z.T. aus logischer Sprachtheorie und Mathematik entlehnt ist. In beiden Schulen werden die Beziehungen der Sprache zur außersprachlichen Wirklichkeit kaum beachtet: in Kopenhagen auf Grund der deduktiven Theorie, in Amerika auf Grund zunächst des deskriptiven Praktizismus, später auch der generativen Theorie. Trotzdem dürfen auch die partiellen Übereinstimmungen zwischen dem Pragmatisten und Physikalisten Bloomfield und dem Spiritualisten und Idealisten Hjelmslev keine Einheitlichkeit des Gesamtstrukturalismus vortäuschen. Die Verschiedenheiten sind immerhin so groß, daß man (vgl. Glinz 1963, 169ff.) innerhalb der strukturellen Linguistik prinzipiell – und unabhängig von der geographischen Lokalisierung in bestimmte „Schulen“ – eine „axiomatisch-mathematisierende“ Richtung, die von der Theorie zu den Texten kommt (z.B. Hjelmslev, später Chomsky, Šaumjan), von einer „empirisch-experimentellen“ Richtung trennen kann, deren Weg von den praktischen Verfahren zur Begriffsbestimmung geht (Deskriptivismus, Fries, Glinz u.a.).

3.5.2 *Verdienste und Grenzen der strukturellen Linguistik*

Ein grundsätzliches Verdienst der strukturellen Linguistik besteht darin, Wege zu einer exakten Beschreibung sprachlicher Erscheinungen gewiesen zu haben. Dabei knüpfte der klassische Strukturalismus an die Auffassungen von de Saussure an und übernahm damit auch die meisten Grenzen de Saussures: Der Gegenstand der Sprachwissenschaft wurde auf das interne Zeichensystem Sprache eingeschränkt, eine methodologisch zweifellos legitime Phase des abstrahierenden Denkens wurde dadurch jedoch verabsolutiert. An die Stelle einer umfassenden Theoriebildung (einer erklärenden Einordnung der Sprache in übergreifende Zusammenhänge) tra-

ten in zunehmendem Maße methodologische Diskussionen und Erörterungen von Verfahren zur Analyse von sprachlichen Daten. Die theoretischen Leitlinien waren zum großen Teil vom Neopositivismus und vom Behaviorismus geprägt. Das Interesse der Sprachwissenschaftler an Problemen der sprachlichen Kommunikation und sozialen Interaktion blieb dabei weitgehend ausgeblendet (vgl. Hartung u.a., 1974, 130ff.).

Dennoch ist der Strukturalismus „nicht einfach eine Sackgasse der sprachwissenschaftlichen Entwicklung“ (Motsch 1975, 2f.); vielmehr kommt es darauf an, die vielen Kenntnisse über die Struktur natürlicher Sprachen, die in strukturalistisch orientierten Forschungen erreicht worden sind, auf einer höheren Stufe dialektisch aufzuheben. Die Kritik richtet sich nicht gegen die konkreten Ergebnisse der strukturellen Linguistik, vielmehr in erster Linie gegen die philosophischen Quellen, auf die sie zurückgehen (vgl. Filin 1973, 8). Der Strukturalismus ist „keine Katastrophe und keine Enthumanisierung der Sprachwissenschaft, sondern eine historisch unvermeidliche Erscheinung“ (Serébrennikow 1973). Da die Sprache ein System ist und eine Struktur hat, war die Entwicklung spezieller Methoden zu ihrer Erforschung legitim und notwendig. Deshalb wäre „eine pauschale Verurteilung ... ebenso falsch wie die kritiklose Übernahme strukturalistischer Ideen“ (Motsch 1974, 11f.); vielmehr müssen die Zielsetzungen, Probleme und Ergebnisse strukturalistischer Forschungen, die sich auf dem Boden der Realität bewegen, von inadäquaten philosophischen und weltanschaulichen Grundsätzen abgehoben werden.

Der Strukturalismus in der Sprachwissenschaft ist in der Tat eine „durchaus widerspruchsvolle Erscheinung“ (vgl. Hartung 1974, 131ff.): Auf der einen Seite hat er unsere Erkenntnisse über Struktur und System der Sprachen sowie zur Entwicklung von speziellen Methoden der Strukturanalyse wesentlich bereichert; auf der anderen Seite hat er es (bedingt durch positivistische und behavioristische Grundannahmen) erschwert, den Blick auf umfassendere Zusammenhänge der Kommunikation und Interaktion zu lenken.

Auf Grund dieser Widersprüchlichkeit ist es notwendig, die positiven und die negativen Seiten der strukturellen Linguistik deutlich(er) voneinander abzuheben. Zu den *positiven* Zügen gehört 1) die Einsicht, daß die natürlichen Sprachen als Zeichensysteme zu beschreiben sind, 2) die Suche nach exakten Methoden und theoretischen Grundlagen der Sprachwissenschaft. Als *negativ* wirkte sich aus 1) die Einengung des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft auf das interne Sprachsystem, die undialektische Verabsolutierung des Zeichensystems Sprache und damit im Zusammenhang stehende Vernachlässigung der kommunikativen, sozialen und kognitiven Dimension der Sprache, 2) die weltanschaulichen, philoso-

phischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen in Theorie und Methode, die die Ursache für die Einengung des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft waren und sich z.T. hemmend auf den Erkenntnisfortschritt ausgewirkt haben (vgl. auch Motsch 1974, 41ff., 55f., 104ff.).

Diese differenzierte Einschätzung verbietet eine pauschal-negative Bewertung der strukturellen Linguistik. Die Einsicht in den Systemcharakter der Sprache und das methodologische Grundanliegen der Strukturalisten, exakte Methoden in die Sprachwissenschaft einzuführen und auf diese Weise zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen, ist Ausdruck sowohl der wachsenden Bedeutung methodologischer Probleme in allen Wissenschaften im 20. Jahrhundert (also wissenschaftsgeschichtlich bedingt) als auch durch die wachsenden gesellschaftlichen Bedürfnisse (z.B. der internationalen Kommunikation) motiviert. Deshalb sollte sich eine Kritik am Strukturalismus nicht richten

gegen die Suche nach neuen, effektiveren und exakteren Wegen der Erkenntnisgewinnung in den Wissenschaften, sondern gegen vermeidbare Irrwege, die auf dem Boden unwissenschaftlicher philosophischer Positionen oder eklektischer und praktizistischer Verfahren entstehen (Motsch 1974, 56).

Nicht die Einführung von Methoden der strukturellen Analyse natürlicher Sprachen ist kritikwürdig, sondern die undialektische Verabsolutierung der Methoden vom Gegenstand der Sprachwissenschaft oder ... die Bestimmung des Gegenstandes der Sprachwissenschaft auf der Grundlage der verfügbaren Methoden, statt auf der Grundlage bereits erkannter objektiver Eigenschaften der Sprache. (Motsch 1974, 104f.)

Auf Grund der positiven Züge stellt der Strukturalismus einen notwendigen Abschnitt in der Geschichte der Sprachwissenschaft dar. Wissenschaftsgeschichtlich wird man ihn „als Negation der junggrammatischen Komparativisten und der Intuitionslinguistik verschiedener Spielarten begreifen“, freilich zugleich „als Negation, die selbst der aufhebenden Negation verfällt, schon verfallen ist“ (Růžička 1970, 78). Deshalb ist auch eine Kritik seitens der traditionellen Sprachwissenschaft nicht gerechtfertigt (schon weil sie der Dialektik der Wissenschaftsentwicklung widerspricht). Eine begründete Kritik setzt dagegen eine Weiterentwicklung und eine Negation des klassischen Strukturalismus auf höherer Stufe voraus.

Ein großer Teil der Einwände – vor allem gegen den amerikanischen Deskriptivismus – hängt mit dem dort vorausgesetzten Konzept vom Zusammenhang zwischen Theorie, Gegenstandsbereich und Methode zusammen. Die Mängel seines Konzepts bestehen nicht in der erfolgreichen Anwendung struktureller Methoden auf die Signalseite der Sprache, sondern in einer Reduktion der Wissenschaft auf sie, d.h. in einem ungerechtfertigten Primat der Methoden. Dieses Primat führt letztlich dazu, daß die

Theorie durch die Methoden ersetzt bzw. auf die Methoden reduziert wird, daß schließlich nur das als legitimer Gegenstand der Sprachwissenschaft angesehen wurde, was durch eben diese Methoden streng und präzise erfaßt werden konnte. Die Strenge und Präzision der Methoden wurde also für wichtiger angesehen als die Erfassung komplexer Zusammenhänge, die bessere Einsichten in das Wesen und in das Funktionieren der Sprache ermöglichen. Die Strenge und Präzision der Methoden wurde im deskriptivistischen Strukturalismus erkaufte durch die Ausschließung der Bedeutung sowie – erst recht – der kommunikativen, sozialen und kognitiven Kontexte aus dem Gegenstandsbereich der Sprachwissenschaft.

Das Primat der Methoden im Deskriptivismus führte somit nicht nur zu einer Vernachlässigung der Sprachtheorie, sondern auch zu einer ungerechtfertigten Einschränkung des Gegenstandsbereiches der Sprachwissenschaft (und auf diese Weise auch zu einem einseitigen und unzureichenden Bild von der Sprache). Von den strengen Methoden her wird auf den Gegenstand geschlossen, das durch die präzisen Methoden Erkante wird für das Wesen des Gegenstands gehalten.

3.6 Strukturelle Linguistik in anderen Ländern

3.6.1 Sowjetunion

Die strukturelle Linguistik hat sich im Verlauf ihrer Entwicklung weit über die Länder (und die drei großen „Schulen“) hinaus verbreitet, in denen sie ursprünglich entstanden war. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, auf alle Folge-Entwicklungen in anderen Ländern detailliert einzugehen; wir müssen uns auf Andeutungen einiger wichtiger Entwicklungen beschränken.

Die (ehemalige) *Sowjetunion* gehörte ohne Zweifel zu den Ländern, in denen erfolgreich mit den Methoden der strukturellen Linguistik gearbeitet worden ist. Allerdings waren die Diskussionen um die strukturelle Linguistik lange Zeit (aus vornehmlich ideologischen Gründen) verbunden mit einer Kritik an den „philosophischen Grundlagen“ des Strukturalismus, genährt von der Vorstellung zahlreicher sowjetischer Linguisten, daß diese mit marxistischen Auffassungen nicht vereinbar seien. Das führte nicht nur zu einer unterschiedlichen Bewertung der philosophischen Grundlagen einerseits und der linguistischen Methodologie andererseits, sondern auch zu einer „Entzweiung“ zwischen den Anhängern und den Gegnern der strukturellen Linguistik (die stärker der Tradition verhaftet blieben).

Am deutlichsten hat wohl Šaumjan mehrfach (vgl. 1956; 1960; 1961) darauf hingewiesen, daß die strukturelle Linguistik mit innerer Notwen-

digkeit aus der bisherigen Wissenschaftsentwicklung hervorgegangen sei, weil sie nicht – wie die traditionelle Linguistik – die Laute und Bedeutungen an sich, sondern das Beziehungsgefüge der Sprache zum Gegenstand hat (das sich in Lauten und Bedeutungen nur manifestiert). Das ergibt sich für ihn aus der Höherentwicklung unserer Erkenntnis, die sich zunächst auf äußere Erscheinungsformen gerichtet hat und mit der strukturellen Linguistik erst allmählich zum Wesen dieser Erscheinungen (im Sinne der Dialektik des Erkenntnisprozesses) vordringt. Deshalb erscheint die strukturelle Linguistik für Šaumjan (1956, 44; 1961, 72ff.) als eine Art „Kerndisziplin der modernen Sprachwissenschaft“, als eine Art „Revolution“ in der Sprachwissenschaft (vergleichbar z.B. mit revolutionären Umwandlungen in der Physik). Dabei werden die Ergebnisse der traditionellen Sprachwissenschaft keineswegs negiert, sondern vielmehr weitergeführt und auf eine höhere Ebene gehoben: von der empirischen Ebene der Beobachtung und Sammlung von Tatsachen auf die abstraktere Ebene der Erkenntnis von Gesetzen (weil das Wesen des Gesetzes die Beziehung ist).

Auf der anderen Seite hat es ausgesprochen kritische Stimmen in der (damaligen) Sowjetunion gegenüber der strukturellen Linguistik gegeben (vgl. Filin 1965) – bis hin zum Vorwurf des „Modernismus“, des „Antihumanismus“ und der „Linguistik im luftleeren Raum“ (vgl. Abaev 1965) –, die wiederum eine Fülle von Gegenäußerungen provoziert haben.

Die sowjetische Linguistik hat sich gleichsam zwischen den beiden Polen der „Strukturalisten“ und der „Traditionalisten“ bewegt. Revzin (1965, 44ff.) plädiert ausdrücklich für eine Überwindung der durch das „Eindringen“ struktureller Methoden entstandenen „Entzweiung“ der Sprachwissenschaft bzw. für eine „Einheit der Sprachwissenschaft“. Diese Einheit ist für ihn nur erreichbar, wenn die strukturelle Linguistik Vorsicht walten läßt bei der Einführung neuer Terminologien und wenn den „Traditionalisten“ deutlich wird, daß bloße Materialsammlungen aus Texten für die linguistische Arbeit nicht genügen. Vielmehr arbeitet die strukturelle Linguistik auf einer höheren Stufe der Abstraktion mit Modellen (vgl. Revzin 1962) und setzt damit die Gesamtheit der Fakten voraus, die von der traditionellen Linguistik beobachtet und beschrieben worden sind. Auch in der Weiterentwicklung der strukturellen Linguistik zur generativen Grammatik sieht er – ähnlich wie Chomsky (1964, 16) – eine fruchtbare Synthese von traditioneller und struktureller Grammatik, eine Art „Negation der Negation“ sowie eine Entwicklung von These über Antithese zur Synthese (vgl. Revzin 1965, 53; 1964, 62).

3.6.2 *Britischer Kontextualismus*

In *England* hat sich eine Variante der strukturellen Linguistik herausgebildet, die unter dem Namen „Kontextualismus“ bekannt geworden und vor allem an Firth geknüpft ist. Es geht dabei um eine Theorie des sprachlichen Kontextes, die nicht auf das abstrakte System der Sprache (*langue*), sondern auf deren konkrete Verwendung (*parole*) ausgerichtet ist. Der zentrale Begriff des Kontextes hat dabei einen doppelten Aspekt: Er meint einmal den Situationskontext (weil manche sprachlichen Äußerungen erst dadurch erklärbar werden – vgl. dazu Firth 1964, 110), zum anderen den Sprachkontext (das Vorkommen einer Form im Kontext mit anderen Formen). Der Begriff des sprachlichen Kontextes berührt sich sehr eng mit dem Distributionsbegriff der amerikanischen Deskriptivisten. Allerdings ist im Kontextualismus das stärkere Bestreben erkennbar, Sprache nicht nur als formales System, sondern „as a part of social process“ zu studieren (Firth 1957, 181).

Aus dieser Grundkonzeption resultieren neue Ansatzpunkte: Die Untersuchung von Kontexten und Kollokationen führt dazu, Wörter nicht einfach als lexikalische Füllungen von syntaktischen Paradigmen zu verstehen, sondern die Bedingungen ihrer Verwendung in Kombination mit anderen Wörtern genauer zu erfassen. Damit im Zusammenhang steht die Auffassung des Satzes als Grundeinheit der sprachlichen Verwendung, als Einheit „showing language in use“, weil die Sprache „operates in situations“ (Halliday u.a. 1964, 27). Dabei wird der Satz – unter Ausschaltung mentalistischer Kriterien – nicht als „Einheit des Gedankens“, sondern als Kommunikationseinheit aus dem Situationskontext bestimmt, nicht auf der Basis einer situationsunabhängigen grammatischen Systematik, sondern als Satzbaumuster (= pattern).

Diese Konzeption reflektiert sich auch in einigen Grundbegriffen Firths, vor allem denen der „Funktion“ und des „meaning“. Zunächst betont Firth (1934, 19ff.) für die Linguistik einen dynamischen Funktionsbegriff, statt des mathematischen den physiologischen Funktionsbegriff, mit dem man allein das Funktionieren der Sprache adäquat beobachten könne. Im Unterschied zu de Saussure und zum „statischen“ Strukturalismus gehe es beim linguistischen Funktionsbegriff nicht um „a dependent variable of fixed structure or nature or state“, sondern um „dynamic pattern against static organisation“ (1934, 24).

Firth (1958, 19; 1957, 1ff.) verwirft eine mentalistische Deutung von „meaning“ (als geistige Beziehung zwischen Dingen und Symbolen) und erklärt es aus „situational relations in a context of a situation“. Im Unterschied etwa zum amerikanischen Deskriptivismus identifiziert er „meaning“ und „function“ und erläutert beide als Gebrauch einer Sprachform

„in relation to some context“, als „a complex of contextual relations“. Entsprechend den verschiedenen Ebenen der Sprache differenziert er (1958, 20ff., 26f., 32f.) zwischen der phonetischen, lexikalischen, morphologischen, syntaktischen und semantischen Funktion. Diese verschiedenen Ebenen werden von Firth gleichsam in den Meaning-Begriff integriert; „meaning“ ist auf diese Weise „the whole complex of functions which a linguistic form may have“.

3.6.3 *Zum französischen Strukturalismus*

3.6.3.1 *Martinet*

In *Frankreich* hat die strukturelle Linguistik nicht nur zu der strukturellen Syntax Tesnières und seiner Schüler geführt – diese ist eine Abhängigkeitsgrammatik und wird im Rahmen dieses Grammatik-Typs unter 5. dargestellt –, sondern auch zu einer „französischen Schule“, zu deren Wortführern vor allem *Martinet* (vgl. 1963; 1968) gehört. Die Arbeiten Martinets sind von den Ausgangspositionen der Prager Schule geprägt, haben aber zugleich Elemente der dänischen Glossematik und des amerikanischen Deskriptivismus in sich aufgenommen. Sein sprachtheoretisches Konzept ist jedoch gekennzeichnet durch die aus der Prager Schule bekannte Einheit von Strukturalismus und Funktionalismus.

Das zeigt sich am deutlichsten auf dem Gebiet der Phonologie, dem Hauptarbeitsgebiet Martinets. Im Unterschied zu der in manchen Richtungen üblichen strengen Trennung von Phonetik und Phonologie versteht er die Phonologie „als eine besondere Auffassung der Phonetik“, als „unter funktionellem und strukturellem Gesichtspunkt behandelte Phonetik“ (1968, 42). Die Phonetik behandelt die Laute der *langage*, ohne sich um die *langue* zu kümmern; die Phonologie dagegen sieht die Laute in Abhängigkeit von der *langue*. Im Unterschied zur Phonetik ist die Phonologie in der Lage, mit Hilfe des Relevanzprinzips eine objektive Klassifizierung der Laute vorzunehmen. Mit Hilfe dieses Relevanzprinzips kann man unterscheiden, „was in jeder Sprache oder in jedem Sprachgebrauch wesentlich, weil distinktiv, ist und was zufällig, d.h. durch den Kontext oder verschiedene andere Elemente bestimmt“ (1968, 44ff.). Eine Sprache zu beschreiben heißt also nicht,

alle physikalischen Erscheinungen, die an das Ohr des Beobachters dringen können, aufzuzählen, sondern bedeutet, die für die beobachtete Sprache eigentümliche Relevanz zu ermitteln.

In diesem Relevanzprinzip sieht Martinet den wesentlichsten Beitrag der Phonologie für die moderne Linguistik. Relevant sind für ihn „alle Laut-

eigentümlichkeiten, die in der betreffenden Sprache eine distinktive Funktion besitzen“.

Die Phonologie beschäftigt sich deshalb nach Martinet nicht nur mit den Phonemen, sondern mit der Relevanz, dem Wert der Spracherscheinungen überhaupt. „Nicht das Phonem, sondern die relevante Eigenschaft ist die Grundeinheit der Phonologie.“ (1968, 51ff., 69). Die Beschreibung des phonologischen Systems einer Sprache sei also durchaus möglich ohne den Begriff „Phonem“, aber nicht ohne Beschreibung der kombinatorischen Möglichkeiten der relevanten Eigenschaften. Die Phonologie werde allein dadurch zu einer selbständigen Wissenschaft, daß sie alle Untersuchungen auf das Relevanzprinzip gründet.

Auf diese Weise entwickelt Martinet eine Konzeption von der Phonologie, die sie nicht in einen absoluten Gegensatz zur Phonetik stellt und auch die Beschreibung von Substanzeigenschaften nicht ausschließt (im Gegensatz zur dänischen Glossematik). Für ihn ist jede distinktive Einheit sowohl syntagmatisch (d.h. mit Bezug auf die Kontexte) als auch paradigmatisch (d.h. mit Bezug auf laut- und bedeutungssubstantielle Eigenschaften, die in Opposition zueinander stehen) definierbar. Beide Methoden verhalten sich für ihn komplementär. In lautlicher Beziehung könne man schon deshalb nicht auf die Substanz verzichten, weil

die Sprache ein Werkzeug ist, um mit Hilfe von etwas, was manifest ist (d.h. der Lautsubstanz G.H.), etwas mitzuteilen, was es nicht ist.

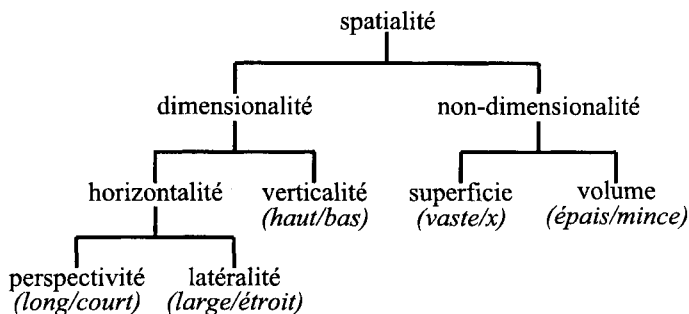
Deshalb sei die Phonologie eine „funktionelle und strukturelle Phonetik“, „die für jeden Sprachstand eine Hierarchie der lautlichen Gegebenheiten errichtet, welche auf deren Rolle im Kommunikationsprozeß gegründet ist“ (Martinet 1968, 116).

Aus der Wesensbestimmung der Sprache als Mittel der Kommunikation ergibt sich für Martinet (1968, 62f.) die Notwendigkeit einer Verbindung von Strukturalismus und Funktionalismus. Mit dieser Einbeziehung der Funktion in die Sprachbeschreibung sieht sich der Linguist allerdings zwei Gefahren ausgesetzt, denen er energisch zu begegnen hat: dem Subjektivismus, dem Rückgriff auf das oft bekundete „Sprachgefühl“ bzw. die „Intuition“, und dem Phonetizismus, d.h. der Tendenz zur Nutzung von rein phonetischen Eigenschaften bzw. von Substanzeigenschaften überhaupt (vgl. 1968, 82ff.). Martinet warnt mehrfach vor diesen Gefahren, vor allem vor den psychologischen Kriterien und den Kriterien des Sprachbewußtseins, die man nur vermeiden könne, wenn man sich in konsequenter Weise des Relevanzkriteriums bedient.

3.6.3.2 Die strukturelle Semantik von Greimas

Den Versuch einer umfassenderen strukturellen Semantik innerhalb des französischen Strukturalismus hat Greimas (1966) vorgelegt. Seine Konzeption geht aus von der Tatsache, daß eine Klassifikation der Signifikate nicht möglich ist von der Ebene der Signifikanten her, daß überhaupt nicht von einer Beziehung zwischen Zeichen und „Sachen“ („choses“) gesprochen werden könne, weil das eine unpraktische Transposition der einzelsprachlichen Inhalte in außersprachliche Verhältnisse bedeutet. Um diese sprachlichen Inhalte beschreiben zu können, führt Greimas (1966, 21f.) – im Anschluß an Pottier (1964, II) – in Analogie zu den distinktiven Merkmalen Jakobsons (die auf phonologischer Ebene liegen) den Begriff des *Sems* auf semantischer Ebene ein. Was etwa Wörtern wie *weiß* und *schwarz* gemeinsam ist, ist eine „axe sémantique“; auf der Basis dieser semantischen Achse erhebt sich – als Gliederung – „l’articulation de la signification“. Die Gesamtheit der semantischen Achsen bildet die Substanz des Inhalts (im Sinne Hjelmslevs), die semischen Artikulationen machen die Form des Inhalts aus; erstere ergeben den semantischen oder substantiellen Plan, letztere den semischen oder formellen Plan. Dabei darf der von der Glossematik übernommene Gegensatz Form/Substanz natürlich nicht identifiziert werden mit dem Saussureschen Unterschied von *signifiant/signifié*.

Da es keine Isomorphie zwischen den Plänen des *signifié* und des *signifiant* gibt, muß ihre Analyse getrennt erfolgen. Als minimale Einheit auf der Ebene des *signifié* müssen die Seme herausgearbeitet werden, von denen sich jedes im Inneren von zahlreichen Lexemen realisiert. So entwickelt Greimas (1966, 33) z.B. ein gesamtes semisches System der Räumlichkeit und zeigt, in welchen französischen Lexemen diese Seme erscheinen:



Dabei sind deutlich zu unterscheiden lexematische Oppositionen (etwa: *haut/vaste/épais*) und semische Oppositionen (etwa: *dimensionnalité/su-*

perficie/volume). Im Prinzip ist kein Sem identisch mit dem Lexem, in dem es sich in der Rede manifestiert. Deshalb hat man streng zu scheiden zwischen dem semischen System und der lexikalischen Manifestation seiner einzelnen Elemente (vgl. Greimas 1966, 35):

Seme	spatialité	dimensionnalité	verticalité	horizontalité	perspectivité	latéralité
Lexeme						
<i>haut</i>	+	+	+	—	—	—
<i>bas</i>	+	+	+	—	—	—
<i>long</i>	+	+	—	+	+	—
<i>court</i>	+	+	—	+	+	—
<i>large</i>	+	+	—	+	—	+
<i>étroit</i>	+	+	—	+	—	+
<i>vaste</i>	+	—				
<i>épais</i>	+	—				

Jedes Lexem ist dabei charakterisiert durch die Anwesenheit einer bestimmten Anzahl von Semen und der Abwesenheit der anderen Seme. Das Lexem ist keine einfache semische Kollektion, sondern ein Ensemble von Semen, die untereinander in hierarchischen Beziehungen stehen. Im Inneren eines Lexems gibt es „des relations hiérarchiques entre les sèmes appartenant à des systèmes sémiques hétérogènes“.

In jedem Lexem gibt es nach Greimas (1966, 44ff.) einen semischen Kern (Ns), d.h. ein permanentes semisches Minimum, eine Invariante. Der Kontext liefert die semischen Variablen und damit die entsprechenden Sinnverschiebungen des Lexems. Die semischen Variablen sind kontextuelle Seme (Cs). Die Summe des semischen Kerns und der kontextuellen Seme ergibt das Semem ($Sm = Ns + Cs$).

Das Konzept von Greimas ist deshalb so bedeutsam, weil es die lexikalische Semantik betrifft (die im klassischen Strukturalismus zumeist an der Peripherie stand). Seine Seme sind vergleichbar mit den semantischen Merkmalen (oder Markern) der semantischen Komponente der generativen Grammatik (vgl. dazu 6.3.9).

3.7 Literatur

- Abaev, V.I. (1965): Lingvističeskij modernizm kak degumanizatsija nauki o jazyke. In: VJa 3, 22-43
 Abraham, Leo (1936): What is the Theory of Meaning About? In: The Monist 2, 228-258

- Achmanova, O.S. (1953): Glossematika Louis Hjelmsleva kak projavlenie upadka sovremennogo buržuaznogo jazykoznanija. In: VJa 3, 25-47
- Bach, Emmon (1964): An Introduction to Transformational Grammars. New York/Chicago/San Francisco
- Bar-Hillel, Yehoshua (1954): Logical Syntax and Semantics. In: Language 30/2, 230-237
- Beneš, Eduard (1967): Die funktionale Satzperspektive (Thema-Rhema-Gliederung) im Deutschen. In: DaF 1, 23-28
- Bloch, Bernard (1949): Leonard Bloomfield. In: Language
- Bloomfield, Leonard (1914): The Study of Language. New York
- Bloomfield, Leonard (1933; 1955): Language. London
- Bloomfield, Leonard (1936): Language or Ideas? In Language 2, 89-95
- Bloomfield, Leonard (1943): Meaning. In: Monatshefte für den Deutschen Unterricht 35/3-4 (Wisconsin), 101-106
- Boost, Karl (1955): Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes. Berlin
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Jena
- Cassirer, Ernst A. (1945): Structuralism in Modern Linguistics. In: Word 1, 97-120
- Chomsky, Noam (1963): Syntactic Structures. The Hague
- Chomsky, Noam (1964): Current Issues in Linguistic Theory. The Hague
- Daneš, František (1964): A Three-Level Approach to Syntax. In: TLP 1. Prague, 225-240
- Daneš, František (1966): The Relation of Centre and Periphery as a Language Universal. In: TLP 2, 9-24
- Daneš, František (Hg.) (1974): Papers on Functional Sentence Perspective. Prague
- Daneš, František (1982): Zur Theorie des sprachlichen Zeichensystems. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Teil 2. Berlin, 132-173
- Daneš, František/Vachek, Josef (1964): Prague Studies in Structural Grammar Today. In: TLP 1. Prague, 21-31
- Drach, Erich (1963): Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Darmstadt
- Eroms, Hans-Werner (1986): Funktionale Satzperspektive. Tübingen
- Filin, Fedot P. (1965): Zametki o sostojanii i perspektivach sovetskogo jazykoznanija. In: VJa 2, 15-28
- Filin, Fedot P. (1973): Zu einigen philosophischen Fragen der Sprachwissenschaft. In: LS/ZISW/B/1. Berlin, 3-27
- Firbas, Jan (1974): Some aspects of the Czechoslovak approach to problems of functional sentence perspective. In: F. Daneš (Hg.): Papers on Functional Sentence Perspective. Praha, 11-37
- Firth, J.R. (1934): Linguistics and the Functional Point of View. In: English Studies 1, 18-24
- Firth, J.R. (1957): A Synopsis of Linguistic Theory. 1930-1955. In: Studies in Linguistic Analysis. Oxford, 1-32
- Firth, J.R. (1958): Papers in Linguistics 1934-1951. London

- Firth, J.R. (1964): *The Tongues of Men and Speech*. London
- Fries, Charles C. (1954): *Meaning and Linguistic Analysis*. In: *Language* 30/1, 57-68
- Fries, Charles C. (1961): *The Bloomfield 'School'*. In: *Trends in European and American Linguistics 1930-1960*. Utrecht/Antwerpen, 196-224
- Fries, Charles C. (1963): *The Structure of English*. London
- Garvin, Paul L. u.a. (1963): *Linguistics in Eastern Europe*. In: *Current Trends in Linguistics*, Vol. 1. The Hague, 477-569
- Gleason, H.R., Jr. (1955): *An Introduction to Descriptive Linguistics*. New York
- Glinz, Hans (1961): *Die innere Form des Deutschen*. Bern
- Glinz, Hans (1963): *Ziele und Arbeitsweisen der modernen Sprachwissenschaft*. In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*. 200. Bd, 161-181
- Greimas, Algirdas Julien (1966): *Sémantique structurale. Recherche de méthode*. Paris
- Halliday, M.A.K./McIntosh, A./Stevens, P. (1964): *The Linguistic Sciences and Language Teaching*. London
- Hammerich, L.L. (1952): *Les glossématises Danois et leur méthodes*. In: *Acta Philologica Scandinavica*, 1-21
- Harris, Zellig S. (1951): *Methods in Structural Linguistics*. Chicago
- Harris, Zellig S. (1954): *Distributional Structure*. In: *Word* 10/2-3, 146-162
- Hartung, Wolfdietrich, u.a. (1974): *Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft*. Berlin
- Haugen, Einar (1951): *Directions in Modern Linguistics*. In: *Language* 27/3, 211-222
- Havránek, Bohuslav (1932): *Die Aufgaben der Literatursprache und die Sprachkultur*. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur*. Teil 1. Berlin 1976, 103-141
- Havránek, Bohuslav (1936): *Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur*. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur*. Teil 1. Berlin 1976, 142-149
- Havránek, Bohuslav (1942): *Die funktionale Schichtung der Literatursprache*. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur*. Teil 1. Berlin 1976, 150-161
- Helbig, Gerhard (1997): „Grenzgänger“ und „Einzelgänger“ in der Grammatik. In: I. Barz/M. Schröder (Hg.): *Nominationsforschung im Deutschen*. Festschrift für W. Fleischer zum 75. Geburtstag. Frankfurt/M., 325-334
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (¹⁹1990): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig/Berlin/München
- Heringer, Hans Jürgen (1989): *Grammatische Grenzgänger*. In: J. Buscha/J. Schröder (Hg.): *Linguistische und didaktische Grammatik*. Leipzig, 56-65
- Hill, Archibald A. (1958): *Introduction to Linguistic Structures*. New York
- Hintze, Fritz (1949): *Das Verhältnis von sprachlicher „Form“ zur „Substanz“*. In: *SL*, 86-105

- Hjelmslev, Louis (1935/1937): La catégorie des cas. In: *Acta Jutlandica* (Aarhus) VII/1, 1-184; IX/2, 1-77
- Hjelmslev, Louis (1944): Editorial. In: *AL* IV
- Hjelmslev, Louis (1947): Structural Analysis of Language. In: *SL* 1, 69-78
- Hjelmslev, Louis (1954): La stratification du langage. In: *Word* X/2-3, 163-188
- Hjelmslev, Louis (1958): Diskussionsbeitrag auf dem VIII. Internationalen Linguistenkongreß in Oslo. In: *Proceedings of the Eighth International Congress of Linguists*. Oslo
- Hjelmslev, Louis (1963): *Prolegomena to a Theory of Language*. Madison
- Horálek, Karel (1976): Zur Geschichte der Prager Linguistik und ihrer internationalen Wirkung. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur*. Teil 1. Berlin, 24-42
- Horálek, Karel (1982): Die Entstehung der funktionalen Sprachwissenschaft und ihr Beitrag zur Theorie der Sprachkultur. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur*. Teil 2. Berlin, 11-39
- Isačenko, Alexander V. (1956): Hat sich die Phonologie überlebt? In: *ZPSK* 4, 311-330
- Jakobson, Roman (1936): Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre. In: *TCLP* VI. Prague, 240-288
- Jakobson, Roman (1938): Die Arbeit der sogenannten „Prager Schule“. In: *Bulletin du Cercle Linguistique de Copenhague* III. Copenhague, 6-10
- Jakobson, Roman (1959): Boas' View of Grammatical Meaning. In: *The American Anthropologist* 61. The Anthropology of F. Boas. San Francisco, 139-145
- Johansen, S. (1950): Glossematics and Logistics. In: *AL* 6, 17-30
- Joos, Martin (Hg.) (1963): *Readings in Linguistics. The Development of Descriptive Linguistics in America since 1925*. New York
- Joos, Martin (1963): Description of Language Design. In: M. Joos (Hg.): *Readings in Linguistics*, 349-356
- Lohmann, Johannes (1948): Was ist und was will Sprachwissenschaft? In: *Lexis* 1948/I, 128-168
- Martinet, André (1949): About Structural Sketches. In: *Word* 1949
- Martinet, André (1953): Structural Linguistics. In: A.L. Kroeber (Hg.): *Anthropology Today*. Chicago, 574-586
- Martinet, André (1954): The Unity of Linguistics. In: *Word* 10/2-3, 121-125
- Martinet, André (1963): *Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Stuttgart
- Martinet, André (1968): *Synchronische Sprachwissenschaft*. Berlin
- Mathesius, Vilém (1939): O tak zvaném aktuálním členění věty. In: *Slovo a slovesnost* 5, 171-174
- Møller, Christen (1936): Thesen und Theorien der Prager Schule. In: *Acta Jutlandica* VIII, 2. Kopenhagen, 1-32
- Motsch, Wolfgang (1974): *Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus*. Berlin
- Motsch, Wolfgang (1975): Sprache als Handlungsinstrument. In: *LS/ZISW/A/* 19. Berlin, 1-64

- Mukařovský, Jan (1940): Über die Dichtersprache. In: J. Scharnhorst/E. Ising (Hg.): Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1. Berlin 1976, 162-228
- Neubert, Albrecht (1962): Semantischer Positivismus in den USA. Halle (Saale)
- Pasch, Renate (1983): Mechanismen der inhaltlichen Gliederung von Sätzen. In: R. Růžicka/W. Motsch (Hg.): Untersuchungen zur Semantik (= SG XXII). Berlin, 261-305
- Postal, Paul (1964): Constituent Structure. The Hague
- Pottier, Bernard (1964): Vers une sémantique moderne. In: Travaux de linguistique et de littérature II. Straßburg, 107-137
- Revzin, I.I. (1962): Modeli jazyka. Moskva
- Revzin, I.I. (1964): Transformacionnij analiz i transformacionnij sintez. In: Transformacionnij metod v strukturnoj lingvistike. Moskva, 56-73
- Růžicka, Rudolf (1963): Über den Standort des Strukturalismus in der modernen Sprachwissenschaft. In: G. Harig/M. Steinmetz (Hg.): Lehre – Forschung – Praxis. Leipzig, 273-282
- Růžicka, Rudolf (1970): Bemerkungen zum Strukturalismus. In: LAB 2. Leipzig, 76-79; auch in: ZPSK 5/1970
- Sapir, Edward (1921): Language. New York
- Scharnhorst, Jürgen/Ising, Erika (Hg.) (1976; 1982): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachkultur und Sprachpflege. Teil 1 und 2. Berlin
- Šaumjan, S.K. (1954): O suščnosti strukturnoj lingvistiki. In: VJa 5, 38-54
- Šaumjan, S.K. (1957): Der Gegenstand der Phonologie. In: ZPSK 3/1957, 193-203
- Šaumjan, S.K. (1960): O problemnoj zapiske „Teoretičeskie voprosy jazykoznanija“. In: Izvestija Akademii nauk SSSR – otdelenie literatury i jazyka. Tom XIX, Vyp. 1. Moskva
- Šaumjan, S.K. (1961): Filosofskie idei V.I. Lenina i razvitie sovremennogo jazykoznanija. In: Akademija nauk SSSR – Institut slavjanovedenija. Kratkie soobščeniya. Moskva
- Serébrennikov, B.A. (1973): Über Entwicklungswege der Sprachwissenschaft. In: Izvestija AN SSSR. Serija literatury i jazyka 6
- Siertsema, B. (1955): A Study of Glossematics. The Hague
- Skalička, Vladimír (1948): Die Notwendigkeit einer Linguistik der „Parole“. In: J. Scharnhorst/E. Ising (1976) (Hg.): Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1. Berlin, 296-309
- Spang-Hanssen, Hennig (1954): Recent Theories of the Nature of the Language Sign. Copenhagen
- Spang-Hanssen, Hennig (1961): Glossematics. In: Trends in European and American Linguistics 1930-1960. Utrecht/Antwerpen, 128-164
- Stepanova, Maria D./Helbig, Gerhard (1978): Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig und Moskau
- Telegdi, Zs. (1962): Über die Entzweigung der Sprachwissenschaft. In: Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae XII, 1-2. Budapest, 95-108
- Telegdi, Zs. (1963): Bemerkungen zu einer neuen Konzeption der Grammatik. In: WZ/GSR der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 12, 965-970

- Thèses (1929). In: TCLP 1, Praha, 5-29; auch enthalten in Scharnhorst/Ising (Hg.) (1976), 43-73
- Trager, George L./Smith, Henry Lee, Jr. (1957): An Outline of English Structure. Washington
- Trnka, Bohumil, u.a. (1957): K diskussii po voprosam strukturalizma. In: VJa 3, 44-52
- Trnka, Bohumil (1964): On the Linguistic Sign and the Multilevel Organization of Language. In: TLP 1. Prague, 33-40
- Trubetzkoy, Nikolaj S. (1937): Über eine neue Kritik des Phonembegriffes. In: Archiv für vergleichende Phonetik 3, 129-153
- Trubetzkoy, Nikolaj S. (1939): Grundzüge der Phonologie. Prag
- Uldall, Hans Jørgen (1957): Outline of Glossematics. Copenhagen
- Vachek, Josef (1966): The Linguistic School of Prague. Bloomington/London
- Wängler, Hans-Heinrich (1961): Atlas deutscher Sprachlaute. Berlin

4. Inhaltbezogene Grammatik

4.1 Allgemeine Bemerkungen

Die Vertreter der inhaltbezogenen Grammatik erscheinen in der Geschichte der Linguistik auch unter dem Namen *Neuromantiker* (vgl. Weisgerber 1930; Funke 1927, 29); damit wird die romantische Sprachauffassung Humboldts als Wurzel dieser Forschungsrichtung gekennzeichnet. Freilich darf man von einer „neuromantischen Schule“ insofern eigentlich nicht sprechen, als die einzelnen Vertreter voneinander abweichen. Trotzdem ist eine Zusammenfassung gerechtfertigt, zumal L. Weisgerber von Anfang an ihr Wortführer gewesen ist.

Weisgerbers Sprachauffassung kennzeichnet eine ausgesprochen pädagogische Ausrichtung. Das erklärt sich nicht nur aus Weisgerbers eigener Tätigkeit in der Schule und aus seiner Wirkung auf den Schulunterricht, sondern äußert sich auch in den programmatischen Zusammenfassungen, die er mehrfach selbst gegeben hat und die wohl entscheidend dazu beigetragen haben, die inhaltbezogene Grammatik für eine längere Zeit zur herrschenden Sprachauffassung in der (west)deutschen Linguistik zu machen. Bereits kurz nach dem 2. Weltkrieg hat er seine Auffassung in 12 Kernsätzen in seinem Aufsatz „Die tragenden Pfeiler der Spracherkenntnis“ (1950/51a) und in ähnlicher Konzentration in einem Aufsatz „Sprachwissenschaftliche Methodenlehre“ (1952) wiedergegeben. Darüber hinaus hat Weisgerber seine Sprachauffassung auf die verschiedenen Bereiche angewandt und stichwortartig festgehalten. So arbeitet er in dem Aufsatz „Die ‚Neuromantik‘ in der Sprachwissenschaft“ (1930) fünf Punkte für seine Sprachtheorie, so in seinem Aufsatz „Grammatik im Kreuzfeuer“ (1950/51b) fünf Punkte für seine neue Auffassung von der Grammatik, so in seinem Aufsatz „Die fruchtbaren Augenblicke in der Spracherziehung“ (1951/52a) drei Gesichtspunkte für die muttersprachliche Erziehung heraus. Seine prinzipielle Konzeption von der Wortforschung enthält der Aufsatz „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“ (1927), seine Auffassung von der Sprachgeschichte hat Weisgerber am Anfang seines Buches „Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache“ (1950) herausgearbeitet. Die geschlossenste Darstellung seiner Konzeption finden wir in seinem Buch „Vom Weltbild der deutschen Sprache“ (1953/54), das in zwei Halbbänden („Die inhaltbezogene Grammatik“ und „Die sprachliche Erschließung der Welt“) erschienen ist, die in einer neueren Auflage als „Grundzüge der inhaltbezo-

genen Grammatik“ und „Die sprachliche Gestaltung der Welt“ verselbständigt worden sind (1962a). Um verschiedene Stufen seiner Sprachbetrachtung war Weisgerber dann namentlich in seinen letzten Jahren bemüht; die Linie seiner zusammenfassenden Arbeiten führt von der „Erforschung der Sprach-, Zugriffe“ (1956/57) über den Aufsatz „Die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung“ (1963a) zu dem voluminösen Buch „Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen“ (1963b).

4.2 Grundbegriffe der inhaltbezogenen Grammatik

4.2.1 *Wesensbestimmung der Sprache*

Weisgerber beginnt (1950/51a, 2f.) mit einer Begriffsbestimmung der Sprache und unterscheidet „4 Ebenen des sprachlichen Lebens“: die Ebenen „der Sprache als menschlicher Sprachbegabung, der Sprache als Kulturbesitz einer Gemeinschaft, der Sprache als Sprachbesitz eines einzelnen und der Sprache als Form der Verwendung sprachlicher Mittel“. Obwohl die vier Ebenen zunächst gleichberechtigt sind, rückt Weisgerber sehr bald die soziologische Ebene, die Sprache als *Muttersprache* stärker in den Vordergrund. Er (1953, 10f.) bestimmt die Sprache nicht nach den möglichen Arten ihrer empirischen *Verwendung*, sondern nach ihrem *Wesen*, danach, daß Sprache als Muttersprache immer „eine Kraft geistigen Gestaltens“ ist:

Sprache als Mittel des Ausdrucks, der Mitteilung, der Verständigung, das ist genau so richtig und so falsch wie die Bestimmung des Wassers als eines Mittels zum Waschen oder zum Durstlöschen.

Diesen geläufigen „naiven Sprachrealismus“, der in der Sprache nur ein Mittel des Ausdrucks oder der Mitteilung sieht, will Weisgerber durch seinen Sprachidealismus überwinden. Mit dieser Wesensbestimmung der Sprache wird eine deutliche Umwertung der bisherigen Auffassung der Sprache als Kommunikationsmittel vorgenommen. Man hat von einer grundsätzlichen Wende in der Sprachforschung gesprochen und diese Wende mit der Begründung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft durch Bopp verglichen (vgl. Arens 1955, 437f.; Lohmann 1959, 125ff.). Weisgerbers Anhänger glauben, erst durch seine Besinnung auf die Sprache sei der Psychologismus und Soziologismus überwunden worden, sei eine wahrhaft „phänomenologische“ Betrachtung der Sprache „aus unvoreingenommenem Anschauen des Phänomens Sprache erwachsen“ (Gipper 1963, 15).

4.2.2 **Rezeption Humboldts: Weltansicht der Sprache und innere Sprachform**

Das Kernstück der Sprachauffassung des Neuromantikers Weisgerber ist die Rezeption vor allem von drei Begriffen Humboldts: daß die Sprache eine *wirkende Kraft* sei, eine bestimmte *Weltansicht* enthalte und eine *innere Form* darstelle. Weisgerber (1950/51a, 1) betont mit Humboldt, „daß die Sprache kein Ergon ist, sondern eine Energeia, kein ‚Werk‘, sondern eine ‚wirkende Kraft‘“. Damit stellt sich Weisgerber mit Humboldt in einen Gegensatz zu allem, was nach Humboldt in der deutschen Sprachwissenschaft geleistet worden ist. Für Humboldt (vgl. 1.1) waren die verschiedenen Sprachen „nicht ebensoviele Bezeichnungen einer Sache; es sind verschiedene Ansichten derselben“. Die Verschiedenheit der Sprachen ist für ihn somit nicht eine Verschiedenheit des Klanges, „sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten.“ Aber für Humboldt ist dieser Gedanke nur eine Vorstufe für den der inneren Sprachform, für die aktive, gestaltende, für die dynamische Kraft der Sprache, ist sie doch für ihn ein Weg, um „mit der ihr einwohnenden Kraft“ die Lebenswelt „in das Eigentum des Geistes umzuschaffen“ (Weisgerber 1953, 12ff.).

Diese Grundgedanken Humboldts übernimmt Weisgerber und bemüht sich um eine Verbindung der Ideen de Saussures und Humboldts. Er gibt zwar zu (1953, 21f.), daß „die Verbindung zwischen den statischen Grundgedanken de Saussures und dem Kern der dynamischen Betrachtungsweise Humboldts ... allerdings noch nicht ganz hergestellt“ sei, gesteht aber erst im Rahmen seiner späteren Auseinandersetzung mit Hartmann (1961a, 33), daß er de Saussure erst später kennengelernt habe und deshalb seine Begegnung mit ihm mehr eine Bestätigung eigener Einsichten gewesen sei als der Ausbau eines fremden Systems. Tatsächlich baut Weisgerber viel stärker auf Humboldt als auf de Saussure auf, so daß ihn Jost (1960, 125) nicht ganz zu Unrecht einen „Humboldt redivivus“ nennen konnte.

Während die junggrammatische Forschung allein die äußere Sprachform im Auge gehabt hat, gewinnt bei Weisgerber (und seinen Anhängern) der Begriff der „inneren Sprachform“ seine Bedeutung zurück, so unterschiedlich er auch bei einzelnen Forschern aufgefaßt wird. Damit im Zusammenhang steht die Bewertung, die Weisgerber der bisherigen Geschichte der Sprachwissenschaft gibt: Mit den Grundgedanken Humboldts sei die Forderung bereits aufgestellt gewesen, von einer formalen Grammatik überzugehen zu einer Sprachwissenschaft im weiteren Sinne; mit Bopp und Grimm beginne jedoch eine Art Fehlentwicklung der

Sprachwissenschaft in Deutschland, eine Reduzierung zur formalen historischen Grammatik, die gerade den entscheidenden Grundgedanken Humboldts verfehlt habe. Eben deshalb bedarf es – nach Weisgerber – einer Wiedergeburt der Konzeption Humboldts.

Im Anschluß an Humboldt ist für Weisgerber (1953, 16f., 23) die sprachliche Weltansicht „die Fülle der Sprachinhalte, gesehen als *Ergon*, als Ergebnis“, als Werk, in statischer Betrachtungsweise; die innere Sprachform dagegen meint die Wirklichkeit der Sprache als *Energeia*, nicht als Reflex oder Spiegel der Dinge, sondern als Kraft geistiger Gestaltung. Entsprechend kommt es ihm darauf an, die herkömmliche laut- und formbezogene grammatische Betrachtungsweise nach zwei Dimensionen hin zur vollen Sprachwissenschaft zu erweitern, indem er aus der bisher üblichen eindimensionalen Grammatik eine dreidimensionale Sprachwissenschaft entwickeln möchte (durch Einbeziehen der sprachlichen Inhalte einerseits und der sprachlichen Wirkungen andererseits).

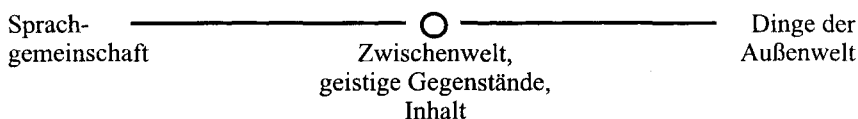
4.2.3 *Sprachinhalt, Weltbild und Zwischenwelt*

Die Weltansicht der Sprache und die innere Sprachform zusammen ergeben für Weisgerber das *Weltbild* der Sprache. Ein sprachliches Weltbild ergibt sich durch die Einbeziehung der sprachlichen Inhalte und der sprachlichen Wirkungen, die zugleich die Überwindung einer lautlich-formal beschränkten Sprachauffassung einerseits und einer an den Dingen der Außenwelt orientierten Sprachauffassung andererseits bedeutet. Die Lautgebundenheit und die Sachbezogenheit bleiben zwar auch bei Weisgerber (1953, 260) als Ausgangspunkte bestehen, sollen aber auf das hinleiten, „worauf es entscheidend ankommt, die sprachliche *Zwischenwelt*, das muttersprachliche *Weltbild*“.

Darin besteht der rote Faden, der sich durch Weisgerbers Werke hindurchzieht: Sprache wird als *wirkende Kraft* gesehen, als „aktives Zentrum, von dem nach allen Seiten Ausstrahlungen ausgehen, und dessen Wesen sich erst in dieser Aktivität erschließt“ (1952, 3). Zwischen der Wirklichkeit und dem Menschen nimmt Weisgerber (1953, 14) eine *Zwischenwelt* an, eine „wahre Welt“, „welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Kraft seiner Arbeit setzen muß“. Diese geistige Zwischenwelt ergebe sich aus dem „Zusammentreffen von vorgegebener ‚Außenwelt‘ und menschlicher ‚Innenwelt‘“. Dabei geht Weisgerber (1953, 14, 47) wieder zurück auf Humboldt, der jede Sprache als einen Weg angesehen hatte, um „mit der ihr einwohnenden Kraft“ die Lebenswelt „in das Eigentum des Geistes umzuschaffen“. Der Ort dieses Umschaffens ist für Weisgerber die geistige Zwischenwelt, die dadurch

entsteht, daß die „Sachen“ oder „Dinge“ der Außenwelt nicht unmittelbar in unser Bewußtsein dringen, sondern eben als „Gegenstände“ dieser Zwischenwelt.

Am Beispiel des Sternbildes Orion möchte Weisgerber zeigen, daß es in der Wirklichkeit nur eine unübersehbare Vielfalt von Sternen, aber keine Ordnung, keine Sternbilder, keinen Orion gibt. Die *Dinge* der Außenwelt spielen im Denken erst eine Rolle, wenn sie vom Menschen zu geistigen *Gegenständen* umgeprägt worden sind. Eben dies geschieht nach Weisgerber in der geistigen Zwischenwelt. Dieser Zwischenwelt gehört etwa auch die Ordnung des Pflanzenreiches an. „Unkraut“ gebe es in diesem Sinne nicht in der Natur, sondern zu Unkraut würden bestimmte Pflanzen erst durch den Menschen. Damit im Zusammenhang steht die Frage, ob der Schöpfer dieser Zwischenwelt der einzelne Mensch, die Menschheit insgesamt oder eine bestimmte Gemeinschaft ist. Wäre es ein einzelner, müßte sich die Zwischenwelt eines jeden Menschen von der des anderen unterscheiden; wäre es die gesamte Menschheit, dürfte es nur *eine* Zwischenwelt geben. Dagegen sprechen jedoch viele Beispiele: französisch *fleur* meint *Blume* und *Blüte* zugleich, *herbes* meint *Kräuter* und *Gräser* zugleich. Nach Meinung Weisgerbers (1953, 63) wird folglich die Zwischenwelt jeweils von der menschlichen Sprachgemeinschaft aufgebaut:



Diese „geistige Zwischenwelt ist ihrem Wesen nach eine *sprachliche*, weil im Kern muttersprachliche Zwischenwelt“. Die Zwischenwelt wird konstituiert durch die Verselbständigung der Sprachinhalte, die für Weisgerber eine notwendige Zwischenschicht sind, da es keine unmittelbare Verbindung von Außenwelt und Lautform gebe.

Die Verselbständigung der Sprachinhalte zur Zwischenwelt ist somit eng gebunden an die Begriffe der *inneren Form* und der *Sprachgemeinschaft*. Weisgerber lehnt eine psychologische Deutung des Energiea-Begriffs als *Sprechtätigkeit* ab und spricht statt dessen von wirkender Kraft. Diese wirkende Kraft impliziert – wieder im Anschluß an Humboldt – eine Erforschung nicht in erster Linie der sprachlichen Form und der Etymologie, sondern der sprachlichen Inhalte. Der Blick der neuro-mantischen Sprachwissenschaft ist somit nicht auf die äußere Sprachform, sondern auf die *innere Sprachform* gerichtet (1926, 241). Dieser von Humboldt geprägte, aber noch nicht deutlich umrissene und von den

Junggrammatikern ängstlich gemiedene Begriff erfährt jetzt seine Renaissance, auch wenn er bei den einzelnen Neuromantikern etwas verschieden formuliert und verstanden wird (vgl. z.B. Porzig 1923, 167; Ipsen 1930, 19).

Mit dem Begriff der inneren Sprachform überschreitet die Sprachbetrachtung nicht nur die Sprachformen und weist auf die Sprachinhalte, sondern darüber hinaus auf die Sprachgemeinschaft; denn „Sprache als wirkende Kraft in der Ebene des geschichtlichen Lebens ist ... jeweils Muttersprache einer *Sprachgemeinschaft*“ (Weisgerber 1950/51a, 2ff.). In der für Weisgerber grundlegenden Verbindung von Sprache und Sprachgemeinschaft ist die Sprache nicht nur der passive und empfangende Teil; sie ist durchaus aktiv und hat die „Daseinsform einer ‚Wirklichkeit‘ und die Leistung einer mitgestaltenden Kraft bei allem geistig bestimmten Tun der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft“. Von der Sprache als *überpersönlicher Wirklichkeit* seien die einzelnen Menschen der Sprachgemeinschaft abhängig. Erst durch diese „völlige Wendung des Blickes“ erhalte die Muttersprache wirkliches Dasein, werde Sprache sichtbar als „Ausstrahlungspunkt primärer Kräfte“, als „geistgestaltende Kraft, als kulturschaffende Kraft und als geschichtsmächtige Kraft“, als eine „Kraft geistigen Gestaltens, eine Kraft kulturellen Schaffens und eine Kraft geschichtlichen Lebens“ (Weisgerber 1950/51a, 4; 1952, 8).

Weisgerber spricht deshalb (1950/51a, 5ff.) von einer grundlegenden „Wechselwirkung, die zwischen *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* besteht“. Aus dieser Korrelation ergibt sich für ihn das „Menschheitsgesetz“ der Sprache, das aus zwei Seiten besteht: Das „Gesetz der Sprachgemeinschaft“ besagt, daß sich die ganze Menschheit „lückenlos, ohne Unterbrechung und mit fast naturgesetzlicher Gewalt in Sprachgemeinschaften“ gliedert, das „Gesetz der Muttersprache“, daß jeder Mensch durch seine Muttersprache „in einer überaus nachhaltigen Weise geistig geprägt und dadurch in die Denk- und Handlungswelt einer Sprachgemeinschaft eingegliedert“ wird.

4.2.4 Weisgerbers dreigliedriges Sprachmodell (und die Begriffe *Inhalt, Funktion und Bedeutung*)

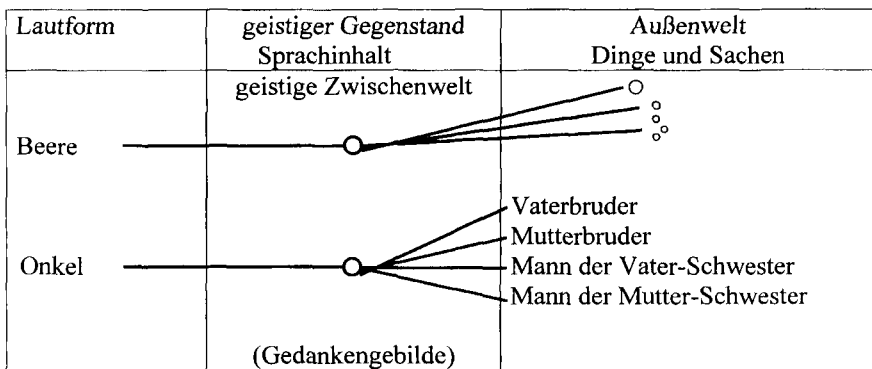
Mit der Zwischenwelt verbunden ist für Weisgerber ein spezifischer Begriff des sprachlichen *Inhalts*. Dieser (neue) Inhaltsbegriff soll den traditionellen (lexikologischen) Bedeutungs- und den traditionellen (grammatischen) Funktionsbegriff ersetzen; denn

was da als *Bedeutung* von Wörtern, als *Funktion* von Formen auftaucht, das sind sehr ungeklärte Gebilde, und vor allem: die grammatische Betrachtung

siedelt üblicherweise diese *Bedeutungen* und *Funktionen* bereits außerhalb der Sprache an, im ‚Denken‘, in der Außenwelt oder sonstwo. (Weisgerber 1953, 27f.; 1962, 29)

Es besteht kein Zweifel daran, daß Funktion und Bedeutung mehrdeutige Begriffe sind, daß sich diese Mehrdeutigkeit weitgehend aus ihrer – undifferenzierten – Lokalisierung auf verschiedenen Ebenen ergibt. Aber die mit diesen Begriffen bezeichneten Sachverhalte werden nicht klarer dadurch, daß man die Begriffe aus der Beschreibung ausschließt (oder durch andere substituiert).

Weisgerber möchte das, was bisher als Bedeutung und Funktion bezeichnet wurde, auffassen „als eine *geistige ‚Zwischenwelt‘*, deren Bestand und Aufbau sich uns bewußt in einer Welt von *sprachlichen Inhalten*“ darstellt. Diese Zwischenwelt ist für ihn eine eigenständige Welt der Sprachinhalte, die nur begriffen werden kann, „wenn wir die übliche Verwendung der Lautformen als Maßstab überwinden lernen“. Er plädiert für ein dreischichtiges Modell (vgl. Weisgerber 1953, 69ff.):



Die Gedankengebilde der mittleren Spalte sind „geistige Gegenstände“ „in einer ‚geistigen Zwischenwelt‘, die jeweils an eine Sprachgemeinschaft gebunden ist und dort erst ‚Dasein‘ gewinnt“. Diese geistigen Gegenstände haben wir nach Weisgerber „als *sprachliche Inhalte*, die geistige Zwischenwelt, in der sie Dasein gewinnen, als sprachliche Zwischenwelt anzusehen“. Innerhalb dieses dreigliedrigen Modells gehören die Lautformen und die Sprachinhalte zur Sprache; die Sprachmittel sind „Ganzheiten von Lautform und Inhalt“.

Von diesem neu gewonnenen Inhaltsbegriff her wertet Weisgerber (1953, 102ff.) den alten Funktions- und Bedeutungsbegriff ab, die für ihn lautbezogen sind und mehrere Fehlerquellen enthalten: Die lautbezogene Grammatik bringe alles, „was über das lautlich Feststellbare hinausging, unter den Gesichtspunkt der Bedeutung von Wörtern, der Funktion von

Formen“. Eben daraus erwuchs das alte Modell von der Zweischichtung in Sprache (= Lautgestalt) und Außenwelt. Damit verbunden sind weiter

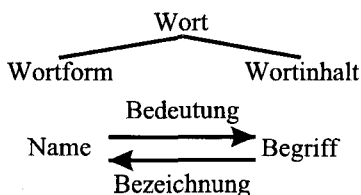
zwei folgenschwere Irrtumsquellen: die eine besteht in der verhängnisvollen Problematik und Ungeklärtheit des Denkens in *Bedeutungen* und *Funktionen*, die andere in der Vorstellung von einem zu einfachen Gleichlauf zwischen Laut und Inhalt, der es rechtfertigte, den Laut auch als Maßstab beim Bemühen um den Inhalt beizubehalten.

Das führt – wie Weisgerber meint – fast zwangsläufig zu einer Verwischung der Grenzen zwischen der geistigen Zwischenwelt und der Außenwelt sowie zu einer Überspringung der Schicht der Sprachinhalte. Das Denken in Funktionen enthält für Weisgerber deshalb „die Gefahr eines Kurzschlusses“; es sei Ausdruck einer lautbezogenen Betrachtung und zwingt der Sprachforschung eine Sicht auf, „die dem Eigengesetz der Sprachinhalte nicht angemessen ist“. Für Weisgerber ist deshalb „die Überwindung des Denkens in Bedeutungen und Funktionen eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Aufbau einer echten inhaltbezogenen Grammatik“.

Mit dem Bedeutungsbegriff hatte sich Weisgerber schon früher (1927, 170) befaßt und in der Bedeutung lediglich einen Beziehungsbegriff zwischen einem „Bedeutenden“ (der Wortform) und einem „Bedeuteten“ (Begriff) gesehen. Die Bedeutung war für ihn damals schon

etwas, was es nicht gibt, wenigstens nicht in dem geläufigen Sinne. Bedeutung gibt es nur *im* Worte, und zwar als Funktion des lautlichen Teils; Bedeutung geht immer vom Lautlichen, Bedeutenden aus und ‚bedeutet‘ den inhaltlichen Teil.

Weil Bedeutung fälschlicherweise mit dem Sprachinhalt gleichgesetzt wurde, sei der Blick für die Sprachinhalte versperrt gewesen, sei die geläufige Bedeutungslehre „ein Irrweg“, der „überhaupt die Voraussetzungen einer Wissenschaft ... fehlen“ (1927, 174). Statt dieser Bedeutungslehre hat Weisgerber (1928, 318f.) eine sich um den Inhalt bemühende Begriffslehre gefordert:



Dieses Schema (das mit den Beziehungsbegriffen die Gegenstände der traditionellen Semasiologie und Onomasiologie angibt) zeigt, daß Weis-

gerber nicht Bedeutung und Inhalt, wohl aber Begriff und Inhalt identifiziert (was zu seiner weitgehenden Gleichsetzung von Sprach- und Denkstrukturen führt). Ähnlich verfänglich wie der Begriff Bedeutung ist für ihn der der Funktion (auf grammatischem Gebiet); beide versperren sie – wie Weisgerber (1962a, 121) meint – den Blick auf die Sprachinhalte, täuschen eine Parallelität von Sprachlaut und Inhalt vor und beschwören die Gefahr einer Vermengung von Sprachinhalten und Sachen herauf.

Weisgerbers inhaltbezogene Betrachtungsweise wendet sich also nicht nur gegen eine laut-(form-)bezogene Betrachtungsweise einerseits, sondern auch gegen eine sachbezogene Betrachtungsweise andererseits. Die übliche Grammatik erscheint ihm (1953, 199ff.) gerade als „Mischung von lautbezogenen und *pseudosachbezogenen* Verfahren“. Sie sei pseudosachbezogen, weil z.B. „einer formalen Beobachtung (*ich werde kommen, gehen* usw.) nach einem in ihrem Umkreis auftretenden Sachverhalt (zeitlich Zukünftiges) eine „Funktion“ (Futur) beigelegt“ wird,

und nun wird von dieser ‚Funktion‘ aus die ‚Verwendung‘ der Form interpretiert. Was in Fällen wie Gegenwart, Zukunft allenfalls noch als echter Sachbezug gelten könnte, das wird aber völlig fragwürdig bei Kategorien wie Dativ, Konjunktiv usw. Denn hier werden aus bestimmten ‚Anwendungsweisen‘ der Formen Sachbezüge herausgesponnen, von denen wir gar nicht wissen, ob ihnen echte Sachverhalte zugrunde liegen ...

Daraus zieht Weisgerber (1953, 223) die Schlußfolgerung,

daß das Denken in Funktionen von Formen keine echten Sprachtatsachen feststellen und insbesondere nicht in angemessener Weise Sprachinhalte erfassen kann.

Für Weisgerber (1953, 260) entspringt der Inhaltsbegriff

dem Durchschauen des Verhältnisses von laut-, sach- und inhaltbezogener Betrachtungsweise. Die Lautgebundenheit aller Ausgangsbeobachtungen besteht nach wie vor; das Messen des Sprachlichen an den Sachen wird immer aufschlußreich bleiben. Aber zum vollen grammatischen Ertrag werden beide erst dann beitragen, wenn eine primär inhaltbezogene Betrachtung die Anstöße von beiden Seiten aufnimmt und auf das hinleitet, worauf es entscheidend ankommt: die *sprachliche Zwischenwelt*, das *muttersprachliche Weltbild*.

Daraus ergibt sich für Weisgerber (1954, 147ff.) ein „Viertakt“ der linguistischen Verfahrensweise, der sich – bezogen auf die Syntax – wie folgt darstellt:

Lautbezogene Bestandsaufnahme der lautlich-formalen Elemente; lautbezogenes Ausschauen nach den Inhalten (gesehen als ‚Funktionen der Formen‘ ...); inhaltbezogenes (meist noch sachbezogenes) Aufsuchen der sprachlichen Zeichen ...; schließlich echt inhaltbezogenes Aufweisen der in einer Sprache vorhandenen syntaktischen Inhalte.

Beim „Ersatz“ des Funktions- durch den Inhaltsbegriff handelt es sich für Weisgerber (1963c, 25) keineswegs nur um einen neuen Terminus, sondern um eine „Wendung um 180 Grad, die in dem Übergang von der Lautform als Maßstab zu den Inhalten als Maßstab beschlossen ist“. Die Suche nach Bedeutungen von Wörtern und nach Funktionen von Formen sind Versuche „gestaltbezogener Betrachtung der Sprachinhalte“ (1963b, 47, 55, 76). Folgerichtig inhaltsbezogen ist eine Betrachtungsweise bei ihm nur, wenn sie „Inhalte als Bezugspunkte setzt und ihre Maßstäbe aus eigengesetzlichen Untersuchungen des Inhaltlichen zu gewinnen sucht“ (1963b, 63ff.).

Der (aus den sprachtheoretischen Voraussetzungen der „Zwischenwelt“ erwachsene) Weisgerbersche Inhaltsbegriff ist im Grunde auch nur eine Durchgangsstufe zu den anderen sprachtheoretischen Begriffen der *Leistung* und der *Wirkung*; denn erst alle drei zusammen ermöglichen eine „ganzheitliche“ Sprachbetrachtung. Entscheidend für Weisgerber (1958, 68) ist nicht, „daß man sich über Tatbestände so oder so ausdrückt“, sondern daß die sprachlichen Inhalte sprachliche Leistungen und Wirkungen entfalten können, daß die Sprache auf Grund ihrer „wirkenden Kraft“ auch über das Verhalten der Menschen verfügt, „daß mit dem Wirksamwerden bestimmter muttersprachlicher Möglichkeiten die Menschen geistig in die oder die Rolle gebracht werden und daß dabei festgelegt wird, wie mit ihnen geistig und auch tatsächlich verfahren wird“.

4.3 Die Rolle der Grammatik und der vierstufige Aufbau der Sprachwissenschaft

Aus dieser Konzeption ergibt sich auch der Ort, den Weisgerber der Grammatik einräumt. Grammatik ist für ihn (1953, 193) „alle Betrachtung der Sprache als Ergon“. Deshalb ist sie für ihn (1950/51b, 130) nur „Zwischenstufe, wenn man will, ein notwendiges Übel“, weil sie Sprache nur als Ergon fassen kann. Aber selbst innerhalb dieser Einschränkung müsse die Grammatik über die alten, nur formbezogenen Methoden hinausgehen, zu den Sprachinhalten vorstoßen und diese als Maßstab für die Betrachtung setzen, damit sie überhaupt Vorstufe einer vollen Sprachwissenschaft sein kann, die ja die Sprache in allen Dimensionen als Energieia erfassen soll.

Für die Wissenschaft folgt aus dieser Sprachauffassung eine sprachwissenschaftliche Forschung in mehreren Stufen. Nachdem Weisgerber zuerst nur die lautliche und geistige Seite der Sprache geschieden und in den 50er Jahren dann im wesentlichen von drei Stufen (lautbezogene Feststellungen – inhaltsbezogene Auswertungen – energetische Wirkun-

gen) gesprochen hatte (1953), unterscheidet er später (1963a, 264) vier Stufen – entsprechend den vier Seiten jedes sprachlichen Phänomens: der Gestalt – dem Inhalt – der Leistung – der Wirkung. Diese vier Stufen ergeben sich aus einer näheren Aufgliederung der ursprünglichen energetischen Sprachbetrachtung. Weisgerber hat diese vier Stufen zunächst auf den Gebieten der Wortbildung (1957/58; 1964), des Satzbaus (1962c) und der Wortarten (1963c) exemplifiziert und schließlich in seinem zusammenfassenden Buch über „Die 4 Stufen in der Erforschung der Sprachen“ (1963b) näher ausgeführt.

Ausgangspunkt und Grund für diesen Ausbau ist die neuromantische Einschätzung der Sprache nicht als „bloßer ‚Ausdruck‘ für anderwärts begründete geistige Leistungen“, sondern als „mitgestaltende Kraft im Aufbau dieser Leistungen, in stetiger Wechselwirkung mit der Gesamtheit menschlicher Kräfte“ (1958, 81, 86). Weil Sprache „*weder Ursache noch Folge, sondern Teilkraft des Lebens*“ sei, könne sie „in ihren Erscheinungen nur verstanden werden, wenn wir sie in ihren Wechselwirkungen mit allen Bereichen des Lebens untersuchen“. Daraus ergibt sich die Forderung nach einer „ganzheitlichen Sprachbetrachtung“ (1963b, 154), die alle vier Tatbestände (die lautliche Form, den inhaltlichen Aufbau, die geistige Leistung und die gestaltende Wirkung) umfassen soll. Entsprechend handelt es sich um „vier Zugänge, die in wechselseitiger Abhängigkeit voneinander stehen“ (1963a, 264) und an denen gleichzeitig gearbeitet werden soll.

Weisgerber spricht einerseits von den Tatbeständen der Gestalt, des Inhalts, der Leistung und der Wirkung, die „im Zusammenhang mit jedem Sprachmittel gegeben sind“, andererseits aber von „*gestaltbezogener, inhaltbezogener, leistungsbezogener und wirkungsbezogener Betrachtung*“, wenn es dabei um den methodischen Ansatz geht:

Es kann also gestaltbezogene Betrachtung nicht nur der Leistungen, sondern auch der Inhalte usw. geben ... (1963b, 15)

Wenn Weisgerber anfangs die geistige Seite der Sprache als geschlossenen Komplex der lautbezogenen Seite gegenüberstellt, so ist „gestaltbezogen“ nun nur ein nach einem Vorschlag Brinkmanns neu aufgenommener Begriff für sein altes und doch wohl zu enges „lautbezogen“. Insgesamt hat Weisgerber den Ausbau seiner Verfahren der Sprachbetrachtung in drei zeitlichen Phasen vorgenommen:

1. Phase:	lautliche Seite	geistige Seite		
2. Phase:	lautbezogene Betrachtung	inhaltbezogene Betrachtung	sprachwissenschaftlich-energetische Betrachtung	
3. Phase:	gestaltbezogene Betrachtung	inhaltbezogene Betrachtung	leistungbezogene Betrachtung	wirkungsbezogene Betrachtung
	statische Betrachtung, Sprache als Ergon, Grammatik		dynamische Betrachtung, Sprache als Energeia, Sprachwissenschaft	
Hauptbegriffe:	Funktion, Bedeutung	Inhalt	Zugriff	Geltung

Dabei ist die *Grammatik* „nicht Selbstzweck, sondern Stufe zu dem eigentlich sprachwissenschaftlichen Ziel“ (1963b, 92), da die Sprache „eine bewegende Kraft, die ununterbrochen das Leben einer Sprachgemeinschaft mitgestaltet“, da sie „kein Abklatsch, sondern Gestaltung“ ist (1963a, 267; 1963d, 17).

Die *leistungbezogene* Sprachbetrachtung müsse die Sprache aus ihrer statischen Isolierung und künstlichen Hypostasierung herausführen und wieder *Welt* einbeziehen; die Sprache erscheint damit als Akt der Verwandlung, als Prozeß des „Wortens der Welt“. Ihr kommt bei Weisgerber eine zentrale Stellung zu, insofern sie zu einer Einsicht in den Prozeß der sprachlichen Anverwandlung beiträgt, wie er sich in jeder Muttersprache vollzieht (1963b, 28f.). Ihr methodischer Hauptbegriff ist der des „sprachlichen *Zugriffs*“ – als „energetisches Gegenstück zum statischen *Sprachinhalt*“ (1963b, 96). Was in der gestaltbezogenen Betrachtung als Formenbündel erschien und in der inhaltbezogenen Grammatik als Aufbau einer Zwischenwelt, muß in der leistungbezogenen Betrachtung als „Zentrum geistiger Wirkung“ erfaßt werden (1963b, 94, 115).

Der Übergang zur Stufe der *wirkungsbezogenen* Betrachtung folgt daraus, „daß die Sprache, bei aller Wichtigkeit ihrer primären Leistung, *nicht Selbstzweck* ist“:

Hatte die grammatische Betrachtungsweise die Sprache aus ihrem Wirkungsbereich herauslösen, die leistungbezogene zunächst die ‚Welt‘ wieder einbeziehen müssen, so kehrt mit der wirkungsbezogenen Forschung das ‚Leben‘ wieder in den Gesichtskreis der Sprachwissenschaft zurück.

Sie erforscht „die Gesamtheit der Lebensprozesse, die auf ihren sprachlichen Einschlag hin zu durchleuchten sind“ (1963d, 124).

Die sprachliche Leistung war greifbar in den Zugriffen und führte zur muttersprachlichen Gestaltung der Welt; die sprachlichen Wirkungen setzen dort ein, wo die Welt schon „gewortet“ ist. Darum geht es um „den sprachlichen Einschlag, der sich im sogenannten Sprachgebrauch auf

allen Lebensgebieten zeigt“ (1963d, 30), um „die Wirksamkeit dieser geworteten Welt im Leben ihrer Schöpfer“, im sprachlichen Tun und Handeln der gesamten Sprachgemeinschaft (1963a, 267ff.). Wie das, was die gestaltbezogene Sprachbetrachtung zunächst als *Bedeutung* oder *Funktion* feststellt, von der inhaltbezogenen Betrachtung zu *Sprachinhalten* in einer Zwischenwelt erklärt wird, so gewinnen die sprachlichen *Zugriffe* aus der leistungbezogenen Betrachtung in der wirkungsbezogenen Betrachtung sprachliche *Geltung*. Und zu den muttersprachlichen Wirkungen gehört für Weisgerber alles, „was in den muttersprachlichen Geltungen als Konsequenz beschlossen ist“.

4.4 Zusammenfassung

4.4.1 Einordnung

Die Konzeption der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft hat sich im Laufe der Jahre stetig entwickelt, wenn auch nicht grundsätzlich verändert. Erste Ansätze der Weisgerberschen Sprachauffassung gehen auf die Jahre um 1930 zurück (vgl. 1929). Das damalige Gespräch stand im Zusammenhang mit Ipsen, Porzig, Trier, Schmidt-Rohr u.a. Sein vierbändiges Hauptwerk „Von den Kräften der deutschen Sprache“ legte Weisgerber erst 1949/50 vor.

Entsprechend gehört er auch in zwei Zusammenhänge: einmal in die geistesgeschichtliche Richtung, die bereits in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts den Positivismus junggrammatischer Prägung überwindet und von der dann in den 30er Jahren die „volkhafte“ Sprachbetrachtung ihren Anfang nimmt. So berufen sich etwa Stroh (1933; 1934) bei seiner Darstellung des „volkhafte[n] Sprachbegriffes“ und auch der rassistisch infizierte Schmidt-Rohr (1932) auf Weisgerber und auf Porzig. Zum anderen gehört Weisgerber in jene Entwicklungslinie, die von de Saussure ausgeht, Sprache als Sprache begreifen will und sich auch von der Geistesgeschichte Voßlerscher Prägung distanziert.

Im 1. Band seines Hauptwerkes („Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins“) wird die Sprache im Sinne Humboldts als *Energeia* betrachtet, wird sie in Verbindung mit den Sprachgemeinschaften gesehen, werden das Gesetz der Muttersprache und das der Sprachgemeinschaft entwickelt. Der 2. Band („Vom Weltbild der deutschen Sprache“) legt die theoretischen Voraussetzungen der neuen Sprachbetrachtung dar und umschreibt die entsprechenden Begriffe wie Inhalt, Weltbild, innere Sprachform u.a. Der 3. Band („Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur“) zeigt die Sprache nicht nur als bloßen Spiegel der Kultur im Sinne Voßlers, sondern als aktive und wirkende Kraft, die Geist, Kul-

tur und Geschichte mitgestaltet. Der 4. Band schließlich („Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache“) gibt eine neue, den sprachtheoretischen Voraussetzungen Weisgerbers entsprechende Sprachgeschichte. Es ist keine Laut- und Formengeschichte, sondern „Erkenntnis des Werdens und Wandels eines sprachlichen Weltbildes“ (1950, 9). Die Sprache erscheint nicht nur als Objekt, sondern auch als Subjekt der Geschichte, ist ein „konstitutiver Faktor der Geschichte“ (1950, 13).

4.4.2 *Kritische Bemerkungen (auch zum sprachphilosophischen Hintergrund und zu den sprachpolitischen Folgen)*

Aus diesem Überblick über die Weisgerbersche Sprachauffassung ergibt sich ihre Kritik (vgl. bereits Helbig 1961/63).

- 1) Wenn bei Weisgerber die Sprachgeschichte zu einer Geschichte von Weltbildern wird, verliert sie am Ende ihren eigenen Gegenstand. Obwohl Weisgerber – im Sinne de Saussures – von der Sprache selbst als System ausgegangen war, weitet sich dieser Ausgangspunkt allmählich geistesgeschichtlich aus, nicht aus Unterbewertung der Sprache (wie bei Voßler), sondern aus Überbewertung der Sprache auf Grund ihrer wirkenden Kraft. Weisgerbers Sprachauffassung steht in diesem Pendelschwing zwischen phänomenologischem Ausgangspunkt und geistesgeschichtlichem Ausbau, zwischen de Saussure und Humboldt.
- 2) Durch diesen geistesgeschichtlichen Ausbau entfernt sich die inhaltsbezogene Sprachwissenschaft vom sprachlichen Objekt. Zumal bei der leistung- und wirkungsbezogenen Betrachtung muß sie „von der Beschreibung zur Interpretation übergehen“ und gerät dabei „in die Gefahr des Hineininterpretierens“, vergleichbar mit dem geistesgeschichtlichen Interpretieren von Dichtung (vgl. auch Gipper 1963, 48). Dadurch wurde es möglich, daß die neuromantische Sprachwissenschaft sich zunächst zur Sprachphilosophie und darüber hinaus zur Sprachpolitik ausweitete.
- 3) Diese Ausweitung wird möglich durch Weisgerbers Sprachidealismus, dadurch daß er die aktive Kraft der Sprache überbetont, die er mehr wirkend als empfangend sieht. Das ist besonders deutlich geworden in Weisgerbers Auseinandersetzung mit Dornseiff auf dem Gebiet der Semasiologie.
- 4) Die aktive und wirkende Kraft der Sprache führt Weisgerber zu einer Verselbständigung der Sprache als „Zwischenwelt“. Weisgerber mißt dabei der Sprache etwas zu, was das Denken leistet. Sprach- und Denkstrukturen werden dabei weitgehend identifiziert.

- 5) Da Weisgerber den Gegenstand der Sprachwissenschaft erheblich ausweitet, benötigt er neue Begriffe, die – zumeist von Humboldt und der romantischen Sprachphilosophie entlehnt – fast durchweg metaphorischen, ja mythologischen Charakter haben: *Zwischenwelt*, *Leistung*, *innere Form*, *Kraft*, *Weltbild* u.a. Diese Begriffe sind so wenig exakt, daß man aus ihnen kaum eine exakte Sprachwissenschaft aufbauen kann. Dem kann auch Weisgerbers Einwand (1961a, 39), im Unterschied zu einer formalisierten Sprachbetrachtung seien seine Begriffe pädagogisch fruchtbar, nicht standhalten. Das Primat der Pädagogik vor der Wissenschaft ist nicht gerechtfertigt, erst recht nicht, wenn es unkontrollierbare Begriffe rechtfertigen soll.

Manche dieser Einwände sind von verschiedener Seite vorgetragen worden (vgl. z.B. Moser 1950/51; Hartmann 1958; 1959; Porzig 1957; Neumann 1961/62). Sie ergeben sich bereits aus der Skepsis des gesunden Menschenverstandes, aus einem „naiven Sprachrealismus“, den Weisgerber freilich gerade überwinden will (vgl. 1951/52b, 6). Hauptausgangspunkt und Hauptangriffspunkt von Weisgerbers Sprachauffassung ist die These von der *wirkenden Kraft*. Aus ihr entsteht das Bild eines Menschen als „homo loquens“, bei dem die komplizierte Bewußtseinsstruktur auf die Dimension des Sprachlichen eingeebnet wird (vgl. auch Jost 1960, 148). Damit wird der Sprachwissenschaftler Weisgerber zum Philosophen; es treten Voraussetzungen zutage, an die man nur glauben oder nicht glauben kann, die mit den Mitteln der Wissenschaft nicht mehr beweis- und verifizierbar sind. Die sprachidealistischen Thesen Weisgerbers sind gleichsam die philosophische Grundlage für sein sprachwissenschaftliches Werk.

Der erste, philosophische – und damit über das Sprachliche hinausgehende – Schritt besteht in der Verselbständigung der Sprachinhalte als *Zwischenwelt*. Obwohl der Mensch zeit seines Lebens ohne Zweifel unter dem bestimmenden Einfluß seiner Muttersprache steht, die Welt „durch die Brille seiner Muttersprache“ sieht (Gipper 1963, 18), erscheint es nicht gerechtfertigt, die Sprache so zu verselbständigen, als ob sie außerhalb der Außenwelt und des Menschen ein eigenes Dasein führe (vgl. auch Öhman 1951, 89). Die Sprache als Werkzeug (oder „Organon“) kann kein Weltbild schaffen, sondern es nur materiell bewahren und überliefern. Obwohl Denken und Sprache eng miteinander verbunden sind, sind sie nicht identisch. Wenn man die Sprache in erster Linie als ein *Mittel* der Erkenntnis und der Kommunikation, des Ausdrucks und der Mitteilung ansieht, erscheint die Verselbständigung der Sprache als *Zwischenwelt* als eine Art Hypostasierung. Daraus resultiert Weisgerbers Sprachidealismus, seine Überbewertung der Sprache.

Diese Überbewertung hat – in einem zweiten Schritt – auch sprachpolitische Konsequenzen. Das zeigt sich etwa, wenn er andeutungsweise einen Grund für den Ausbruch des 2. Weltkrieges in der Beunruhigung des deutschen Sprachgewissens der deutschen Minderheiten in den benachbarten Ländern sieht. Die sprachliche Verteidigung habe schließlich die politische, machtmäßige hervorgerufen (1953a, 17, 22ff.). Weisgerber trennt zwar die Bereiche des Volklich-Sprachlichen und des Politisch-Machtmäßigen und lehnt auch gegenseitige Übergriffe ab, nachdrücklich auch alle Versuche, „aus sprachlichen Verhältnissen machtmäßige Folgerungen abzuleiten“ (1959, 134). Hat aber die Macht einmal „unrechtmäßig“ in das Sprachliche eingegriffen, so ist es für Weisgerber nur zu natürlich, daß sich die Sprache – auf Grund des „Gesetzes der Sprache“ – zur Wehr setzt; denn „nichts ist natürlicher als die gemeinsame Verteidigung der mit dem Gesetz der Sprache gegebenen Ordnung“. Darin sieht Weisgerber eine

geradezu typische Entwicklung: Eine staatliche Maßnahme wird als Bedrängnis empfunden und stößt auf Abwehr ... Verstärkter Druck erzeugt in sprachlichen Dingen immer verstärkte Gegenwehr ...

So weiten sich nach Weisgerbers Auffassung die Sprachenkonflikte zu politischen Konflikten aus. Deshalb spricht er (1959, 10) von den „katastrophalen Folgen der Sprachenkämpfe am Vorabend des zweiten Weltkrieges“. Innerhalb der Völkerkämpfe ist für ihn (1939, 75) die Sprache die Stelle, „an der die endgültigen Entscheidungen fallen, und so wird der Sprachenkampf von beiden Seiten mit einer Erbitterung geführt, die nur einem unmittelbaren Gefühl für die volkhaften Kräfte der Sprache entspringen kann“. Auf diese Weise konkretisiert sich der Einfluß der Muttersprache als „geschichtsmächtige Kraft“, als „ein Subjekt, eine Teilkraft geschichtlichen Lebens“ (1951, 94, 102).

4.4.3 *Andere Vertreter der inhaltbezogenen Grammatik*

Zu den Neuromantikern gehören neben Weisgerber auch Cassirer (1923), der freilich stärker die neukantianische Erkenntnistheorie auf die Sprache überträgt und die Sprache den anderen symbolischen Formen nebenordnet, und Junker (1924), der einen Ausweg aus der „Krisis der Sprachwissenschaft“ sucht durch die Betrachtung sprachlicher Ganzheiten, d.h. vor allem der Sinnfunktion. Der wesentlichste Vertreter neben Weisgerber ist wohl Porzig, der den Begriff der „inneren Sprachform“ neu untersucht hat (1923), eine Scheidung des methodologischen Positivismus und des eigenen neuromantischen Idealismus versucht (1928) und auch die neue Sprachbetrachtung für breitere Kreise dargestellt hat (1950).

In der Tradition Weisgerbers steht auch Tschirch, der in seinen extremen Folgerungen noch weiter geht als Weisgerber. Er meint etwa (vgl. 1954, 86), daß es für die Eskimos keinen Krieg gäbe, weil sie kein Wort für den Krieg kennen, daß man das unterschiedliche Verhalten der Deutschen und der Franzosen zum Völkerbund aus den sprachlichen Formen des Wortes in beiden Sprachen ableiten könne. Damit wird die Wirklichkeit idealistisch aus dem Wort abgeleitet; analog müßte man dann wohl auch sagen, daß Amerika nicht hätte entdeckt werden können, weil es kein Wort für Amerika gab. Tschirch sieht geradezu einen Makel der Junggrammatiker darin, daß es ihnen „um die Sprache, allein um die Sprache“ ging; statt dessen will er die Sprache der Anthropologie und der Literaturwissenschaft dienstbar machen (vgl. 1955, IV).

Die Thesen der inhaltbezogenen Grammatik wurden partiell auch aufgenommen von Glinz, der ursprünglich als erster strukturelle Methoden in die deutsche Linguistik eingeführt hat (1952) – sein bleibendes Verdienst –, sich aber zeitweise von der strukturellen ab- und der inhaltbezogenen Richtung zugewandt hat (vgl. Helbig 1964). So rechtfertigt auch Glinz (1962, 27f.) die Zwischenwelt als „die je besondere, von den Menschen in ihren historischen Gemeinschaften mit Hilfe ihrer Sprachkraft geschaffene seelisch-geistige Ordnung, die sich zwischen ihnen und den ‚Mächten an sich‘ ausspannt“. Sie sei nicht nur ein Vorhang zwischen Mensch und Welt, sondern auch ein „Bildschirm“, „von dem dieses Sein überhaupt erst für den Menschen sichtbar, geistig faßbar, verstehbar“ wird. Die Linguistik fordert zwar exakte und experimentelle Verfahren; aber sie verlange auch, daß die durch Experiment gewonnenen Begriffe „die besondere Art der Weltgestaltung gerade dieser Sprache aufzeigen“ (1957, 6).

4.4.4 *Verhältnis von struktureller Linguistik und inhaltbezogener Grammatik*

Sowohl die strukturelle Linguistik als auch die inhaltbezogene Grammatik werden von ihren Anhängern als grundsätzliche Neuerungen, ja als Revolutionen in der Sprachwissenschaft aufgefaßt. Prinzipielle Unterschiede bestehen in folgendem:

- 1) Die inhaltbezogene Grammatik bedeutet eine philosophische Umwertung in der Sprachwissenschaft, die schon bei der Wesensbestimmung der Sprache ansetzt und zu weitreichenden sprachphilosophischen und auch sprachpolitischen Konsequenzen führt. Die strukturelle Linguistik dagegen ist eine methodologische Neuorientierung der Linguistik, die vor allem eine Sprachbeschreibung mit meßbaren und nachprüfba-

ren methodischen Verfahren anstrebt, dabei aber die kommunikative Rolle der Sprache weiterhin betont.

- 2) Die inhaltbezogene Grammatik ist – im Unterschied zu der vorwiegend im Ausland ausgearbeiteten strukturellen Linguistik, aber in Übereinstimmung mit der Geistesgeschichte in der deutschen Literaturwissenschaft – eine *speziell deutsche Entwicklung*, an der das Ausland nur mit Zurückhaltung teilgenommen hat – abgesehen von den parallelen Erscheinungen der „General Semantics“ (z.B. Korzybski 1949) und der „Metalinguistik“ (z.B. Whorf 1952a; 1952b; 1956; 1964) und der mit ihr verbundenen „Sapir-Whorf-Hypothese“ (vgl. auch 3.3.4). Das hat seinen Grund wohl zunächst in der Isolierung der deutschen Wissenschaft während des Faschismus, darin, daß neuere Wissenschaftsentwicklungen in Deutschland kaum bekannt wurden, so daß zumindest die westdeutsche Linguistik nach 1945 im wesentlichen an ihre alten neuromantischen Ansätze von vor 1933 anknüpfte. Diese Isolierung und Abkapselung ist auch von führenden westdeutschen Linguisten registriert worden: So spricht P. Hartmann (1965, 369) von dem begründeten Eindruck, daß die Sprachwissenschaft

besonders in ihrer (west)deutschen Form dadurch etwas aus der internationalen Diskussion geraten ist, daß sie es nicht verstanden hat, sich in ihren Themen und Problemkreisen den neueren Wissensformen anzupassen, die sich seit längerem um sie herum entwickelt hatten.

Die internationale Zurückhaltung gegenüber der inhaltbezogenen Grammatik ist offensichtlich auch durch den neuromantischen Rückzug auf den Begriffsapparat der romantischen Philosophie sowie den in der Überbewertung der Sprache begründeten Sprachidealismus (mit den genannten sprachpolitischen Konsequenzen) motivierbar. Auf der anderen Seite stand die deutsche Sprachwissenschaft noch so stark im Banne der junggrammatischen Tradition, daß man erst später begann, die internationale Diskussion überhaupt zur Kenntnis zu nehmen; insofern ist die inhaltbezogene Grammatik tatsächlich auch eine (west)-deutsche „Sonderform der Auseinandersetzung mit den Junggrammatikern“ (Neumann 1961, 128f.).

4.5 Niederschlag in der Sprachbeschreibung

Um die Konzeption der inhaltbezogenen Grammatik noch etwas zu verdeutlichen und zugleich Anwendungen in der praktischen Sprachbeschreibung zu zeigen, wenden wir uns zwei Beispielen zu, aus denen Bedeutung und Grenzen dieser Richtung erkennbar werden.

4.5.1 *Der Begriff des sprachlichen Feldes*

Ein zentraler und fruchtbarer Begriff der inhaltbezogenen Grammatik ist der des *sprachlichen Feldes*. Zum ersten Mal wird er wohl von Ipsen (1924, 225) gebraucht; Ipsen sprach von einem „Bedeutungsfeld“, „das in sich gegliedert ist; wie in einem Mosaik fñgt sich hier Wort an Wort“. Seit Trier hat sich dann der Feldbegriff in der Sprachwissenschaft eingebñrgert; Trier (1932, 418; 1931, 2ff.) verstand unter den Feldern „Gliederungseinheiten zwischen dem Ganzen einer Sprache überhaupt und den einzelnen Wñrtern und Formen“. So empfñngt das Einzelwort erst vom Ganzen des Feldes her seine genaue und differenzierte Bedeutung, die immer von der des Feldnachbarn abhñngt. Das Einzelwort „bedeutet nur *in* diesem Ganzen und *kraft* dieses Ganzen“; denn „nur im Feld gibt es Bedeutung“. Jedes Einzelglied der Sprache ist „durch seinen Stellenwert im Ganzen der Sprache bestimmt ... Das Wort *ergliedert* sich aus dem Ganzen des gebauten, gegliederten Wortschatzes, und umgekehrt *gliedert* sich der Wortschatz *aus* in die einzelnen Worte“ (1934, 429). Im Vorwort seines Hauptwerkes (1931, 6f.) hat Trier den Feldbegriff am Beispiel der Zensurenskala und des Wortes *mangelhaft* verdeutlicht, das in seinem Inhalt und Umfang nur voll zu verstehen ist, wenn man die gesamte Werteskala vor Augen hat; denn nur von den anderen Werten des Feldes (und abhñngig davon, in wieviele Werte die Skala gegliedert ist) wird die Bedeutung von *mangelhaft* letztlich bestimmt.

Im Anschluß an Trier haben sich dann verschiedene Ausprñgungen des Wortfeldes – z.B. bei Porzig, Ipsen, Weisgerber und Jolles – ergeben, auf deren Unterschiede wir hier nicht im einzelnen eingehen können. Für Porzig (1950, Kap. 2; 1934, 70ff.) gibt es zwei Arten von Bedeutungsfeldern:

- 1) einbegriffende Bedeutungsfelder vom Typ *blond* – *Haar*, *Baum* – *fñllen*, *Auge* – *sehen*, *bellen* – *Hund*, von Porzig auch als „wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“ bezeichnet;
- 2) aufteilende Bedeutungsfelder vom Typ der Farben oder der sittlichen Werte.

Die einbegriffenden Bedeutungsfelder sind syntagmatisch, nicht paradigmatisch wie die Felder Triers; die aufteilenden Bedeutungsfelder entsprechen dagegen weitgehend den Feldern Triers. Jolles (1934, 97ff.) bezeichnet als „Bedeutungsfelder“ solche Beziehungen wie zwischen *rechts* und *links*, *Vater* und *Sohn*, *Tag* und *Nacht*. Das entspricht z.T. dem Begriff Triers, reduziert ihn aber auf Antonyme und Korrelationsbegriffe, bei denen eine Lückenlosigkeit des Feldes noch am ehesten angenommen werden kann. Für Weisgerber (1953, 91) ist das sprachliche Feld „ein Ausschnitt aus der sprachlichen Zwischenwelt, der durch die Ganzheit

einer in organischer Gliederung zusammenwirkenden Gruppe von Sprachzeichen aufgebaut wird“.

Gemeinsam ist diesen Feldbegriffen der Ausgangspunkt von de Saussure, von der systemhaften Gliederung der Sprache im synchronischen Bereich, und die Einbettung in die inhaltbezogene Grammatik. Dazu bekennt sich Trier selbst (1931, 20), wenn er seine Wortfelder als ein Mittel verstehen will, „ein Stück sprachlichen Weltbildes zu erkennen“. Damit werden auch bei Trier – wie bei Weisgerber, aber im Unterschied zu de Saussure – sprachliche Tatbestände transzendiert. Das hat Ipsen (1932, 15) wohl am deutlichsten ausgesprochen, wenn er das Ordnungsgefüge der Sprache „Welt“ nennt und wenn es ihm als eine „Paradoxie der Sprache“ erscheint, „daß sie wesentlich *nicht* Sprache ist, sondern Welt“.

Daß der Feldbegriff ein konstitutives Element der inhaltbezogenen Grammatik ist, ist vor allem auch in der Auseinandersetzung Weisgerbers und Triers mit Dornseiff (1938, 26; 1954, 11) deutlich geworden, der die traditionelle Semasiologie durch die Onomasiologie ersetzte und den Wortschatz nach „Sachgruppen“ ordnete, die unmittelbar der Wirklichkeit entstammten und außersprachlich waren. Dornseiff lehnte den Begriff der „inneren Sprachform“ und den Trierschen Feldbegriff ab; die sprachlichen Felder sind für ihn nichts anderes als eine „logische Verabsolutierung von Sachgruppen“, die man „getrost wieder auf die Erde herunterholen“ könne. Für Dornseiff (1938, 126f.) sind die Wörter „nicht als Ganzes gegliedert und voneinander abhängig“. Diese Orientierung Dornseiffs ist von Weisgerber als „außersprachlich“ zurückgewiesen worden (1927, 178). Für Dornseiff (1938, 131) hingegen war die Forderung der inhaltbezogenen Grammatik, die Sprachinhalte in die Sprachwissenschaft einzubeziehen, „so ungeheuerlich, läßt der Sprachwissenschaft so viel auf, daß ihr letztes Stündlein gekommen wäre, wenn es stimmte“.

Der Feldbegriff ist nicht immer das Resultat überreicher sprachlicher Beobachtungen gewesen, sondern erklärt sich – zumindest partiell – auch aus dem geistesgeschichtlichen Zug nach Deutung, aus einem „zeitgeschichtlichen Bedürfnis, nämlich aus der Suche nach überindividuellen Werten“ (Kandler 1959, 259). Damit wird er – wie die Zwischenwelt selbst, zu deren Aufbauprinzipien er gehört – eher zu einer Hypothese, die auf die Sprache angewandt wird, die aber von der Sprache selbst nicht immer bestätigt wird. Weil man glaubt, daß die Sprache eine bestimmte Ordnung haben *muß*, findet man dann in der Sprache diese Ordnung in Gestalt von Feldern.

Wenn man jedoch die Lückenlosigkeit und den Mosaikcharakter des Feldes aufgibt (die am Anfang standen) und die absolute Feldbestimmtheit relativiert, kann man dem Feldbegriff der inhaltbezogenen Gramma-

tik viele Verdienste zurechnen – dies um so mehr, als sie auf semantischer Ebene liegen und die strukturelle Linguistik sich erst später der semantischen Ebene zuwandte. Überhaupt ist der Feldgedanke – obwohl in der inhaltbezogenen Grammatik entwickelt – eine echte strukturelle Idee, die aus der Systemhaftigkeit der Sprache erwachsen ist. Die Verifizierung dieser Idee in der praktischen Forschung ist der inhaltbezogenen Grammatik weithin versagt geblieben (auf Grund ihrer zumeist intuitiven Methoden), erfolgte erst später in der strukturellen Semantik und in der generativen Grammatik/Semantik.

4.5.2 Die „Akkusativierung“ des Menschen

Als zweites Beispiel wählen wir Weisgerbers These von der „Akkusativierung“ des Menschen. Weisgerber geht von der sprachlichen Beobachtung aus, daß in der modernen deutschen Sprache vielfach ein älterer Dativ durch einen jüngeren Akkusativ ersetzt wird (*Er liefert ihm die Butter* → *Er beliefert ihn mit Butter*). Entsprechend seiner Konzeption bleibt er jedoch nicht bei diesem linguistischen Befund stehen, sondern versucht eine inhalt- und wirkungsbezogene Deutung dieser sprachlichen Tatsachen. Weisgerber (1957/58, 200f.; 1958, 68f.) behauptet, daß „der, dem ein Kaufmann Waren *liefert*, zu einem wird, *den* die Firma mit Waren *beliefert*“ (das ist zunächst der linguistische Befund), daß damit zugleich der Mensch „deutlich aus der Rolle der sinngebenden Person heraus“ rückt; „er ist nicht mehr der persönliche Kunde, sondern die Nummer der Lieferliste“ (das ist die sprachphilosophische Deutung). So erscheint es Weisgerber unbestreitbar,

daß jede Akkusativierung, insbesondere jede Ablösung persönlicher Dative durch Akkusative, den Menschen aus seiner gedanklichen Stellung als sinngebender Person herausrückt und ihn den Gegenständen des geistigen Macht-ausübens und des tatsächlichen Verfügens annähert.

Die sprachliche Überführung des Menschen in die Rolle des Akkusativobjekts ist für Weisgerber (1957/58, 201) also nicht

eine Sache des Ausdrucks, sondern im Kern der Vollzug eines gedanklichen Verfahrens, durch das der Mensch in eine bestimmte geistige Lage gebracht wird – eine Lage, die dann auch für das tatsächliche Verhalten nicht ohne Folgen bleibt.

Entscheidend ist für Weisgerber (1958, 36) somit nicht, „daß man sich über Tatbestände so oder so ausdrückt“, sondern daß die sprachlichen Inhalte sprachliche Leistungen und Wirkungen entfalten können, daß die Sprache auf Grund ihrer „wirkenden Kraft“ letztlich auch das Verhalten des Menschen determiniert, „daß mit dem Wirksamwerden bestimmter

muttersprachlicher Möglichkeiten die Menschen geistig in die oder die Rolle gebracht werden und daß dabei festgelegt wird, wie mit ihnen geistig und auch tatsächlich verfahren wird“.

Diese Interpretation wird noch weiter zugespitzt, wenn Sternberger u.a. (1962, 20f., 87ff.) die Tendenz zur „Akkusativierung des Menschen“ als Ausdruck der „Inhumanität“ des Menschen deuten, wenn Höllerer (1962, 285f.) und Korn (1962, 366) solche Veränderungen der Kasus als Veränderungen der Gedankenwelt verstehen. Auch die Duden-Grammatik (1959, 465) hat hinter der Akkusativierung „die geistige Haltung des modernen Massenzeitalters“ vermutet, „aus der heraus der Mensch schließlich auch ‚berentet‘ wird“.

Daß eine solche Deutung sprachlicher Tatbestände eine inhaltbezogene Überinterpretation darstellt, haben bereits Kolb (1960, 168ff.) und Betz (1960; 1962, 879) überzeugend nachgewiesen. Einmal gibt es innersprachliche Gründe für die neuere Ausbreitung des Akkusativs, so daß man keine Zuflucht zu außersprachlichen Spekulationen zu suchen braucht. Zum anderen ist die Tendenz zur Akkusativierung durchaus nicht auf die Gegenwartssprache beschränkt, sondern schon in früheren Zeiten nachweisbar, bei denen sicher auch Soziologen zögern würden, von einem „Massenzeitalter“ zu sprechen. Deshalb ist für Kolb (1960, 177) – mit Recht – der Akkusativ „weder human noch inhuman“, „sondern eine grammatische Form, die von human und inhuman Gesinnten gebraucht werden kann“. Eine solche inhaltbezogene Überinterpretation ist nicht primär Ausfluß der sprachlichen Tatsachen, sondern einer „panlinguistischen“ Sprachkonzeption, die manchmal geradezu die Form eines „wortmagischen Glaubens“ annimmt, die „alles Denken und Handeln weithin durch vorgegebene Sprachformen bestimmt sein“ läßt (Betz 1960, 95f.).

Auch vom sprachlichen Material her läßt sich die These vom inhumanen Akkusativ, ja die These von einem inhaltlichen Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ durchaus nicht immer verifizieren. Vielfach wird etwas als *Inhalt* interpretiert, was einfach *Rektion* ist: Manche Verben fordern den Akkusativ, ebenso wie manche Präpositionen den Akkusativ fordern. Gewiß gibt es auch Fälle mit einem deutlichen Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ: *Ich opfere dir (meine Zeit)* – *Ich opfere dich*; *Ich schlage dir auf die Schulter* – *Ich schlage dich auf die Schulter*; *Er gibt dem Vater den Brief*. Aber es handelt sich dabei um Fälle, bei denen entweder mehrere Kasus in der gleichen Position beim gleichen Verb substituierbar sind oder mehrere Kasus nebeneinander beim gleichen Verb auftreten können, nicht um solche Fälle, bei denen nur *ein* Kasus von einem Verb *regiert* wird. In solchen Fällen läßt sich ein bestimmter Inhaltswert der einzelnen Kasus nicht immer nachweisen (etwa: *Ich helfe*

dir vs. *Ich unterstütze dich*; *Ich beglückwünsche dich* vs. *Ich gratuliere dir*). Nicht einmal in dem naheliegenden Wortfeld des Veranlassens läßt sich die These vom stärkeren „Zugriff“ des Akkusativs bestätigen, da die Stärkegrade des Veranlassens (auf semantischer Ebene) offenbar nicht mit der Forderung eines bestimmten Kasus parallel laufen (*Ich bitte dich* – *Ich rate dir* – *Ich befehle dir* – *Ich zwinge dich* u.a.).

4.6 Literatur

- Betz, Werner (1954): Zur Überprüfung des Feldbegriffes. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen 71/3-4, 189-198
- Betz, Werner (1960): Sprachlenkung und Sprachentwicklung. In: Sprache der Wissenschaft. Göttingen, 85-100
- Betz, Werner (1962): Zwei Sprachen in Deutschland? In: Merkur 175 (Sept. 1962), 879
- Caroll, John B. (1955): The Study of Language. Cambridge/Mass.
- Cassirer, Ernst (1923): Philosophie der symbolischen Formen. Berlin
- Dornseiff, Franz (1938): Das „Problem des Bedeutungswandels“. In: ZdPh 63/2, 119-138
- Dornseiff, Franz (1954): Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. Berlin
- Der große Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1959). Hg. P. Grebe u.a. Mannheim
- Funke, Otto (1927): Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie. Bern
- Gipper, Helmut (Hg.) (1959): Sprache – Schlüssel zur Welt. Festschrift für L. Weisgerber. Düsseldorf
- Gipper, Helmut (1960): Rezension zu P. Hartmann: Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Weisgerbers. In: IF 1, 56-65
- Gipper, Helmut (1963): Bausteine zur Sprachinhaltsforschung. Düsseldorf
- Glinz, Hans (1952): Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Bern/München
- Glinz, Hans (1957): Der deutsche Satz. Düsseldorf
- Glinz, Hans (1962): Sprache und Welt. Mannheim
- Hartmann, Peter (1958): Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers. Heidelberg
- Hartmann, Peter (1959): Die Sprachbetrachtung Leo Weisgerbers – System und Kritik. In: DDU 11/1, 104-124
- Helbig, Gerhard (1961; 1963): Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. In: DDU 3/1961, 91-122; 1/1963, 117-120
- Helbig, Gerhard (1964): Glinz' Weg von der strukturellen Beschreibung zur inhaltbezogenen Grammatik. In: DaF 2, 6-13
- Höllerer, Walter (1962): Zur Sprache im technischen Zeitalter. In: STZ 4, 280-297
- Ipsen, Gunther (1924): Der alte Orient und die Indogermanen. In: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für W. Streitberg. Heidelberg, 200-237

- Ipsen, Gunther (1930): Sprachphilosophie der Gegenwart. Berlin
- Ipsen, Gunther (1932): Der neue Sprachbegriff. In: ZD 46, 1-18
- Jolles, André (1934): Antike Bedeutungsfelder. In: PBB. Halle (Saale), 97-110
- Jost, Leonhard (1960): Die Sprache als Werk und wirkende Kraft. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der energetischen Sprachauffassung seit W.v. Humboldt. Bern
- Junker, Heinrich F.J. (1924): Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft. In: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für W. Streitberg. Heidelberg, 1-64
- Kandler, Günther (1959): Die „Lücke“ im sprachlichen Weltbild. In: H. Gipper (Hg.): Sprache – Schlüssel zur Welt, 256-270
- Kolb, Herbert (1960): Der „inhumane“ Akkusativ. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 16/3, 168-177
- Korn, Karl (1962): Sprache in der verwalteten Welt. München
- Korzybski, Alfred Habdank (1949): General Semantics. Chicago
- Lohmann, Johannes (1959): Einige Bemerkungen zu der Idee einer „inhaltbezogenen Grammatik“. In: H. Gipper (Hg.): Sprache – Schlüssel zur Welt, 125-133
- Moser, Hugo (1950/51): Rezension zu L. Weisgerber: Von den Kräften der deutschen Sprache. In: WW 4, 250-254
- Neumann, Werner (1961; 1963): Wege und Irrwege der Inhaltbezogenen Grammatik. In: Weimarer Beiträge 1961/I, 126-156; 1962/I, 140-167
- Öhman, S. (1951): Wortinhalt und Weltbild. Stockholm
- Porzig, Walter (1923): Der Begriff der inneren Sprachform. In: IF 41, 150-169
- Porzig, Walter (1928): Sprachform und Bedeutung. In: Indogermanisches Jahrbuch XII, 1-20
- Porzig, Walter (1934): Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen. In: PBB 59. Halle (Saale), 70-97
- Porzig, Walter (1950): Das Wunder der Sprache. München
- Porzig, Walter (1957): Die Methoden der wissenschaftlichen Grammatik. In: DDU 9/2, 5-12
- Schmidt-Rohr, Georg (1932): Die Sprache als Bildnerin der Völker. Jena
- Sternberger, Dolf/Storz, Gerhard/Süskind, Wilhelm Emanuel (1962): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. München
- Stroh, Friedrich (1933): Der volkhafte Sprachbegriff. Halle
- Stroh, Friedrich (1934): Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie. In: Germanische Philologie. Festschrift für O. Behaghel. Heidelberg, 229-258
- Trier, Jost (1931): Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Geschichte eines sprachlichen Feldes. Heidelberg
- Trier, Jost (1932): Sprachliche Felder. In: Zeitschrift für deutsche Bildung 8, 417-427
- Trier, Jost (1934): Das sprachliche Feld. Eine Auseinandersetzung. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 10/5, 428-449
- Tschirch, Fritz (1954): Weltbild, Denkform, Sprachgestalt. Berlin
- Tschirch, Fritz (1955): Frühmittelalterliches Deutsch. Halle (Saale)

- Weisgerber, Leo (1926): Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache. In: GRM 14, 241-256
- Weisgerber, Leo (1927): Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft? In: GRM 15, 161-183
- Weisgerber, Leo (1928): Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung. In: IF 46, 305-325
- Weisgerber, Leo (1929): Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen
- Weisgerber, Leo (1930): „Neuromantik“ in der Sprachwissenschaft. In: GRM 18, 241-259
- Weisgerber, Leo (1939): Die volkhaften Kräfte der Muttersprache. Frankfurt/M.
- Weisgerber, Leo (1950): Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache. Düsseldorf
- Weisgerber, Leo (1950/51a): Die tragenden Pfeiler der Spracherkenntnis. In: WW 1, 1-12; auch in WW, Sammelband I: Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1962, 9-20
- Weisgerber, Leo (1950/51b): Grammatik im Kreuzfeuer. In: WW I/3, 129-139; auch in: WW, Sammelband I: Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1962, 195-205; auch in: H. Moser (Hg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt 1962, 4-20
- Weisgerber, Leo (1950/51c): Rezension zu W. Porzig: Das Wunder der Sprache. In: WW 4, 249
- Weisgerber, Leo (1951): Das Gesetz der Sprache als Grundlage des Sprachstudiums. Heidelberg
- Weisgerber, Leo (1951/52a): Die fruchtbaren Augenblicke in der Spracherziehung. In: WW 2, 257-268
- Weisgerber, Leo (1951/52b): Der deutsche Sprachbegriff. In: WW, 1. Sonderheft, 3-12
- Weisgerber, Leo (1952): Sprachwissenschaftliche Methodenlehre. In: W. Stammeler (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriß. 1. Bd. Berlin/Bielefeld, 1-38
- Weisgerber, Leo (1953; 1954): Vom Weltbild der deutschen Sprache. 2 Halbbände (1. Halbband 1953; 2. Halbband 1954). Düsseldorf
- Weisgerber, Leo (1953a): Die sprachliche Zukunft Europas. Lüneburg
- Weisgerber, Leo (1956/57): Die Erforschung der Sprach-„Zugriffe“. Grundlinien einer inhaltbezogenen Grammatik. In: WW VII, 65-73; auch in: PBB 1957/1-2, 308-320; auch in: H. Moser (Hg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt 1962, 21-35
- Weisgerber, Leo (1957/58): Der Mensch im Akkusativ. In: WW 8/4, 193-205; auch in: WW, Sammelband I: Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1962, 264-276
- Weisgerber, Leo (1958): Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen. Köln/Opladen
- Weisgerber, Leo (1961a): Zur Entmythologisierung der Sprachforschung. In: WW, 3. Sonderheft
- Weisgerber, Leo (1961b): Das Tor zur Muttersprache. Düsseldorf
- Weisgerber, Leo (1962a): Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik. Düsseldorf

- Weisgerber, Leo (1962b): Werner Betz und die Kritik. In: WW 6
- Weisgerber, Leo (1962c): Die ganzheitliche Betrachtung eines Satzbauplanes.
Als: 1. Beiheft zum WW. Düsseldorf, 1-34
- Weisgerber, Leo (1963a): Die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung. In: WW 5
- Weisgerber, Leo (1963b): Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen.
Düsseldorf
- Weisgerber, Leo (1963c): Die Welt im „Passiv“. In: Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung. Festschrift für F. Maurer zum 65. Geburtstag.
Stuttgart, 25-59
- Weisgerber, Leo (1963d): Grundformen sprachlicher Weltgestaltung. Köln/Op-
laden
- Weisgerber, Leo (1964): Vierstufige Wortbildungslehre. In: Muttersprache 74/2,
33-43
- Whorf, Benjamin Lee (1952a): Collected Papers on Metalinguistics. Washington
- Whorf, Benjamin Lee (1952b): Four Articles on Metalinguistics. Washington
- Whorf, Benjamin Lee (1956): Language, Thought, and Reality. New York
- Whorf, Benjamin Lee (1964): Science and Linguistics. In: H.B. Allen (Hg.):
Readings in Applied English Linguistics. New York, 58-69

5.1 Die Abhängigkeitsgrammatik Tesnières

Als spezifische Form der strukturellen Linguistik muß die Abhängigkeitsgrammatik (oder Dependenzgrammatik) angesehen werden, wie sie sich vor allem in Frankreich, aber auch in anderen Ländern entwickelt hat. Zu ihren repräsentativsten Vertretern gehört L. Tesnière (1953; 1959), dessen Konzeption deshalb hier – beispielhaft für die Abhängigkeitsgrammatiken – umrissen werden soll.

Tesnière geht aus von der Frage, wie viele Elemente ein Satz wie *Alfred singt* enthält. Manche Grammatiker schreiben dem Satz *zwei* Elemente zu; für andere enthält der Satz nur *ein* Element, wenn sie die Einheit des Satzes im Auge haben. Eben aus diesem Grunde nimmt Tesnière in dem genannten Satz *drei* Elemente an: *Alfred*, *singt* und die Beziehung zwischen diesen beiden Elementen, ohne die nur zwei voneinander unabhängige Ideen existieren, aber noch kein Satz. Diese Beziehung, ohne die kein Satz existieren kann, nennt Tesnière „Konnexion“. Diese Konnexion ist die Seele des Satzes, sie übt eine *strukturelle* Funktion aus und wird im Abhängigkeitsstammbaum durch einen vertikalen Strich verdeutlicht:

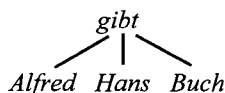


Jedes der beiden durch Konnexion verbundenen Glieder (*Alfred* und *singt*) nennt Tesnière einen „Nukleus“ (oder Kern). Der Nukleus ist das konstitutive Atom des Satzes, enthält die Idee und übt eine *semantische* Funktion aus. Für jede Konnexion gibt es zwei Nuklei, und zwar ein regierendes und ein untergeordnetes (regiertes) Glied. Bei zwei Konnexionen müssen mindestens drei Nuklei vorhanden sein, von denen einer beiden Konnexionen gemeinsam ist, die von ihm zusammengeknötet werden:



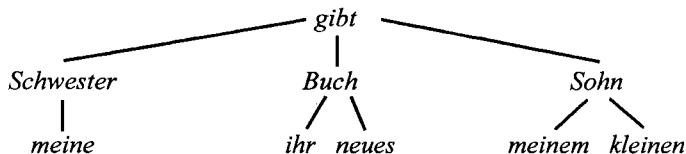
Die Struktur des Satzes hängt für Tesnière von der Architektur seiner Konnexionen ab. Die strukturelle Syntax ist die Wissenschaft, die diese

Architektur studiert. Der Stammbaum ist die graphische Repräsentation für die Architektur der Konnexionen. Dieser Stammbaum kann linear sein, kann aber auch zwei- oder mehrfache Gabelungen enthalten:



Die in der Sprache unmittelbar gegebene Redekette ist eindimensional und linear. Das wichtigste Problem der Grammatik besteht für Tesnière in dem Unterschied zwischen der linearen Ordnung der Redekette und der intern-strukturellen Ordnung, wie sie sich im Stammbaum repräsentiert. Es ist die Aufgabe der strukturellen Syntax, die tiefere strukturelle Realität herauszuarbeiten, die sich hinter der linearen Erscheinungsform der gesprochenen oder geschriebenen Rede verbirgt, hinter der eindimensionalen Redekette die hierarchische Stammbaumstruktur sichtbar zu machen. Die Strukturanalyse des Satzes wird auf diese Weise identisch mit dem Aufbau eines solchen Stammbaums; sie bedeutet die Erkenntnis einer mehrdimensionalen strukturellen Ordnung (die Tesnière – im Gegensatz zu der sonst üblichen Bedeutung dieses Terminus – auch als „innere Form“ bezeichnet) hinter der äußeren, eindimensionalen Anordnung des Satzes in der Redekette, bedeutet „transformer l'ordre linéaire en ordre structurale“ (Tesnière 1959, 19ff.; vgl. auch Fourquet 1965, 2).

Es versteht sich von selbst, daß in der linearen Redekette ein Wort immer nur zwei Nachbarn (links und rechts, vorn und hinten) haben kann; dahinter verbirgt sich aber eine interne Architektur, eine mehrdimensionale strukturelle Ordnung mit Beziehungen sehr verschiedener Art. Hinter der linearen Redekette *Meine Schwester gibt ihr neues Buch meinem kleinen Sohn* wären etwa folgende Konnexionen in Form von Stammbaumbeziehungen erkennbar:



Indem die strukturelle Syntax im Sinne Tesnières durch die Stammbaumanalyse eine innere Architektur sichtbar macht, möchte sie die ältere grammatische und logische Analyse in sich vereinigen und zugleich beide ersetzen; sie schafft eine Unterscheidung zwischen äußerer Redekette und innerer Architektur, wie sie später – in der generativen Transformati-

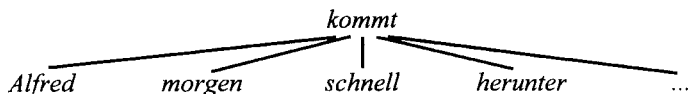
onsgrammatik (vgl. 6.3.7) – in modifizierter Form als Unterscheidung zwischen syntaktischer Oberflächen- und Tiefenstruktur wiederkehrt.

In umgekehrter Richtung betrachtet, entsteht die Redekette dadurch, daß der Stammbaum in eine lineare Form umgesetzt wird. Dabei kann freilich in den verschiedenen Sprachen eine unterschiedliche lineare Wortfolge entstehen – etwa beim Verhältnis von Substantiv und attributivem Adjektiv –, obwohl die interne Architektur gleich ist:

frz.	<i>chien blanc</i>	aber:	engl.	<i>white dog</i>
			dt.	<i>weißer Hund</i>

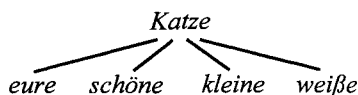
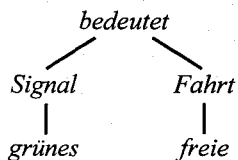
Der Stammbaum wird bei Tesnière so aufgebaut, daß das Verb – als Knoten aller Knoten im Satz – den Satz regiert und an der Spitze steht. Die strukturelle Satzanalyse geht deshalb vom Verb aus. Die unmittelbar dem Verb untergeordneten Glieder („subordonnés immédiats“) sind die „actants“ (die Handelnden) und die „circonstants“ (die Umstände) (vgl. Tesnière 1953, 4ff.; 1959, 103ff.). „Actants“ sind für Tesnière diejenigen Untergeordneten des Verbs, die an der Handlung teilnehmen. Es gibt im Französischen drei Arten von „actants“, die in gleicher Weise direkt vom Verb abhängig sind und im Stammbaumschema Tesnières auf der gleichen Ebene stehen: einen 1. Aktanten (= Subjekt), einen 2. Aktanten (= direktes Objekt) und einen 3. Aktanten (= indirektes Objekt). Auf diese Weise verliert das Subjekt seine Sonderstellung im Satz und ist ein Aktant neben den anderen Aktanten, „un complément comme les autres“ (1953, 5; 1959, 109). Das Subjekt ist nur noch ein semantischer Name für den 1. Aktanten. Aus der traditionellen semantischen Opposition zwischen Subjekt und Objekt wird die strukturelle Differenz zwischen dem 1. und dem 2. Aktanten.

„Circonstants“ sind für Tesnière diejenigen Untergeordneten des Verbs im Satz, die die Umstände der Handlung angeben (Ort, Zeit, Art usw.). Die Zahl der Umstände im Satz ist – im Gegensatz zur Zahl der Aktanten – unbegrenzt:



Im Stammbaum werden die Umstände immer rechts von den Aktanten angeordnet.

Das Beiwort („épithète“) ist bei Tesnière ein dem Substantiv untergeordnetes Glied; auch die Zahl der Beiwörter zu einem Substantiv ist unbeschränkt:



Damit im Zusammenhang steht bei Tesnière eine Wortartklassifizierung, die von der Einteilung in die traditionellen (neun oder zehn) Klassen stark abweicht. Für ihn gibt es nur zwei Arten von Wörtern:

- 1) volle Wörter, d.h. Wörter, die eine Idee ausdrücken, eine semantische Funktion ausüben (etwa: *Alfred, singt, rot ...*);
- 2) leere Wörter, d.h. Wörter, die selbst keine Idee ausdrücken, sondern nur als grammatische Mittel fungieren (etwa: *und, daß, von ...*).

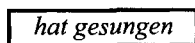
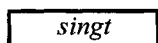
Hinter dieser Zweigliederung ist unschwer die Scheidung in Autosemantika und Synsemantika aus der Schule Martys oder die Scheidung in Formklassen und Funktionswörter bei Fries (1963, 104ff.) zu erkennen.

Innerhalb der „vollen Wörter“ gibt es bei Tesnière vier Arten: das Verb mit seinem Adverb und das Substantiv mit seinem Adjektiv. Auch innerhalb der „leeren Wörter“ werden zwei Arten unterschieden: „Junktive“ (Bindewörter wie z.B. *und, oder, aber*) und „Translative“ (Überführungswörter wie z.B. *von, als, in*). Der Junktiv kommt zwischen den Kernen vor, der Translativ aber innerhalb eines Kerns:



Darin spiegelt sich die Tatsache, daß die traditionellen Konjunktionen *zwischen* Satzgliedern oder Sätzen, die traditionellen Präpositionen jedoch *innerhalb* von Satzgliedern stehen. Die Präpositionen sind deshalb „Überführungswörter“, weil sie die Funktion haben, eine Einheit in eine andere grammatische Einheit zu überführen: So wird z.B. ein Substantiv durch einen Translativ in ein Adjektiv verwandelt (*Alfred* → *das Haus von Alfred*).

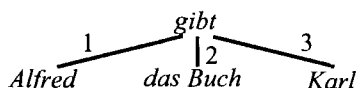
Wird ein Verb aus dem Präsens in das Perfekt gesetzt, so ändert sich für Tesnière an der Struktur des Satzes nichts. Aber dann bilden zwei Wörter zusammen einen einzigen Nukleus:



Ein solcher kombinierter Kern hat in der Regel zwei Zentren: ein strukturelles und ein semantisches Zentrum. Das strukturelle Zentrum (hier: *hat*) nennt Tesnière „auxiliaire“, das semantische Zentrum (hier: *gesungen*) nennt er „auxilié“.

Die Fähigkeit eines Verbs, eine bestimmte Zahl von Aktanten zu sich zu nehmen, vergleicht Tesnière mit der Wertigkeit eines Atoms und nennt sie *Valenz*. Nach der Valenz unterscheidet er vier Gruppen von Verben:

- 1) *Avalente Verben* können im Prinzip überhaupt keinen Aktanten regieren. Es handelt sich dabei um die gewöhnlich als „unpersönlich“ bezeichneten Verben (etwa: *es regnet, schneit ...*); das unpersönliche Pronomen kann dabei nicht als Aktant bewertet werden, weil es nur auf die 3. Person Singular des Verbs beschränkt ist.
- 2) *Divalente Verben* haben zwei Valenzen und können zwei Aktanten regieren; sie sind transitiv im traditionellen Sinne. Wenn der Satz zwei Aktanten hat, können die Beziehungen zwischen ihnen unterschiedlich sein:
 - a) aktives Verb (Alfred schlägt Otto.)
 - b) passives Verb (Otto wird von Alfred geschlagen.)
 - c) reflexives Verb (Alfred schlägt sich.)
 - d) reziprokes Verb (Alfred und Otto schlagen sich.)
- 3) *Trivalente Verben* haben drei Valenzen und können drei Aktanten regieren. Zu den trivalenten Verben (die auch transitiv im traditionellen Sinne sind) gehören vor allem die Verben des Gebens und Sagens:



Bei den trivalenten Verben (bei Tesnière die komplexesten in der französischen Sprache) besteht zwischen dem 1. und dem 2. Aktanten die Aktiv-Passiv-Opposition; der 3. Aktant bleibt dagegen außerhalb dieser Beziehung.

In Tesnières Abhängigkeitsgrammatik wird deutlich zwischen „fonction structurale“ und „fonction sémantique“ unterschieden; die erstere ist auf die Konnexionen, die letztere auf den Inhalt (das Auszudrückende) ausgerichtet. Die strukturellen Beziehungen sind für ihn Abhängigkeitsbeziehungen, das Studium des Satzes ist für ihn (1959, 14) wesentlich „l'études de sa structure, qui n'est autre que la hiérarchie de ses connexions“. Innerhalb dieser hierarchischen Struktur ist die Funktion der Wörter „le rôle qui leur est assigné dans le mécanisme de l'expression de la pensée“. Da es sich um eine strukturelle Funktion im hierarchischen Stamm-

baum handelt, setzt Tesnière (1959, 39) „syntaxe structurale“ und „syntaxe fonctionnelle“ gleich.

Von diesem strukturellen Plan unterscheidet Tesnière (1959, 40, 46) den semantischen Plan, entsprechend von der strukturellen Funktion die „fonction sémantique“. Obwohl für die Linguistik nach Tesnière allein der strukturelle Plan wesentlich ist (der Plan des Ausdrucks, nicht der des ausgedrückten Denkinhalts), hat dieser strukturelle Plan doch nur Existenzberechtigung für Semantisches. Wenn die strukturellen Funktionen damit auch eigentlich nur Träger der semantischen sind, so hat sich doch die Syntax nach Tesnière (1959, 50) allein mit ihnen zu beschäftigen; denn Syntax ist für ihn strukturelle Syntax.

Trotz dieses Primats der strukturellen Funktion unterscheidet sich diese im Akzent doch wesentlich von der strukturellen Funktion der amerikanischen Deskriptivisten. Während die Amerikaner unter dieser strukturellen Funktion entweder ganz konkret die Position (wie Fries) oder – etwas abstrakter, aber noch immer in der Oberflächenstruktur – die Distribution (wie Harris) verstehen, meint die strukturelle Funktion bei Tesnière – in noch abstrakterem Sinne – den Platz eines Elements nicht in der konkreten Redekette, sondern im hierarchischen Stammbaum der Abhängigkeitsgrammatik.

5.2 Zusammenfassung (und Vergleich mit anderen Grammatiktheorien)

Neben der generativen Grammatik darf die Abhängigkeitsgrammatik wohl heute als eine der wesentlichsten expliziten grammatischen Theorien im Weltmaßstab angesehen werden. Aus diesem Grunde sind auch die beiden Typen der Grammatik – oder genauer gesprochen: das *Konstituentenstruktur-* oder *Phrasenstrukturmodell* einerseits und das *Dependenzmodell* andererseits – mehrfach im Hinblick auf ihren Informationsgehalt miteinander verglichen worden (vgl. z.B. Hays 1964; Gaifman 1961). Bierwisch (1966, 39ff.) hat von zwei verschiedenen Auffassungen von der Konstituentenstruktur gesprochen, die er vereinfachend die „konkretere“ und die „abstraktere“ Auffassung nennt. Die konkretere Form der Phrasenstrukturgrammatik (wie sie vor allem in der deskriptiven Linguistik der USA ausgearbeitet worden ist) segmentiert die konkrete Rede, stößt allerdings sehr bald bei den diskontinuierlichen Konstituenten (*Dort hat Peter nicht gesprochen*) an ihre Grenzen. Diese Schwierigkeiten vermeidet die abstraktere Form der Abhängigkeitsgrammatik, da sie von vornherein die Segmente gar nicht als lineare Segmente der Kette, sondern in ihren hierarchischen Beziehungen fassen will, die unabhängig von

der konkreten Wortstellung sind. Auch Fourquet (1965) hat betont, daß die konkrete Redekette und der Aufbau der Mitteilung nicht isomorph sind, daß folglich alle Versuche, die Gliederung der gesprochenen Kette mit Baumdarstellungen zu erfassen, im Grunde auf einem Mißverständnis beruhen. Sie stellen in Wahrheit gar nicht die Gliederung der gesprochenen Kette, sondern die „Hierarchie des Aufbaus der Mitteilung“ dar. Wenn beide Ebenen nicht isomorph sind, bedeutet das natürlich keine Beziehungslosigkeit; die Linguistik hat vielmehr die Beziehungen zwischen ihnen exakt und systematisch zu ermitteln. Ein Weg dazu ist ohne Zweifel jene Version der generativen Grammatik, die aus einer abstrakteren (semantisch zu interpretierenden) Tiefenstruktur mit Hilfe von Transformationen (auch von Permutationstransformationen) eine konkrete Oberflächenstruktur ableitet (die der linearen Redekette des aktuellen Satzes entspricht) (vgl. 6.3.4).

Auf Grund dieser Sachlage sind einige kritische Bedenken gegen die Abhängigkeitsgrammatik – vor allem von seiten der generativen Grammatik (vgl. Bierwisch 1966, 43ff.) – vorgebracht worden: Die Abhängigkeitsgrammatik arbeite mit einem Begriff der „Abhängigkeit“, dessen empirischer Sinn bisher noch nicht völlig geklärt sei. Wenn etwa von der Hypothese ausgegangen wird, daß eine Präposition von einem folgenden Substantiv „abhängt“, so könne man ebenso gut umgekehrt annehmen, daß das Substantiv von der vorangehenden Präposition „abhängig“ ist. Auf jeden Fall expliziert sie nicht die Relation „ist ein“ wie die PS-Grammatik (etwa in Feststellungen von der Art: dieses Segment ist eine Nominalphrase), sondern eine Relation, die theoretisch immer die Beziehung „ist ein“ voraussetzt. Anders ausgedrückt: Relationen zwischen Einheiten setzen im Grunde immer die kategoriale Bestimmung dieser Einheiten voraus.

Weiterhin wendet die generative Grammatik gegen die Abhängigkeitsgrammatik ein, daß diese die abstrakteren Beziehungen unabhängig von der konkreten Redekette erforscht, daß im Abhängigkeitsstammbaum die Konstituenten in beliebiger Reihenfolge auftreten. Damit werden zwar die Schwierigkeiten der aktuellen Wortfolge umgangen, können aber die Reihenfolgebeziehungen im Satz nicht erfaßt werden.

5.3 Die Entwicklung des Valenzbegriffes bis zu den ersten Valenzwörterbüchern

5.3.1 *Tesnières Konzept als Glied einer Traditionskette*

Die *Valenztheorie* ist bei Tesnière ein integrierter Bestandteil der Abhängigkeitsgrammatik, eine Teiltheorie innerhalb der umfassenderen Abhän-

gigkeitsgrammatik (neben anderen Teiltheorien, z.B. der Theorie der „Translation“); sie bezieht sich auch nur auf die actants, nicht auf die constants (obwohl beide vom Verb „regiert“ und von ihm „abhängig“ sind). Deshalb sind Abhängigkeitsgrammatik und Valenztheorie („Valenzgrammatik“) auch nicht völlig identisch: Es gibt einerseits Abhängigkeitsgrammatiken ohne Valenzbegriff und andererseits auch Valenztheorien ohne ausdrücklichen Bezug auf Abhängigkeitsgrammatiken. Anders gesagt: Das Konzept der Valenz – obwohl ausgehend von der Abhängigkeitsgrammatik und bei Tesnière entwickelt im Rahmen seiner Abhängigkeitsgrammatik – hat sich z.T. aus der Abhängigkeitsgrammatik herausgelöst, verselbständigt und weiterentwickelt. Allerdings hat dabei der Begriff der Valenz bei verschiedenen Linguisten (und in unterschiedlichen „Schulen“) eine unterschiedliche Prägung erfahren.

Versucht man eine wissenschaftsgeschichtliche Einordnung des *Valenzkonzeptes* von Tesnière, so schließt dies Überlegungen darüber ein, was *vor* ihm (als „Vorstufen“) vorhanden war, was *durch* ihn originell eingebracht worden ist und was *nach* ihm von seinem Ideengut übernommen – und in welcher Weise es weiterentwickelt – worden ist (vgl. Helbig 1996, 41ff.). Tesnière steht in der Tat in einer langen wissenschaftlichen Tradition, seine Zentralbegriffe wie Dependenz, Rektion und Valenz gehen weit zurück, auch wenn sie nicht immer unter diesen Termini erscheinen und auch unabhängig davon, ob Tesnière diese „Vorläufer“ gekannt hat (vgl. vor allem Baum 1976, 42, 25ff.). Aber durch ihn sind sie in der Linguistik, vor allem in der französischen und in der deutschen Linguistik heimisch geworden: Zunächst haben sie (vor allem über Brinkmann und Erben) Eingang in die deutsche *Grammatik* gefunden, später sind sie zu tragenden Begriffen des *Lexikons* geworden und haben zu einer ausgebreiteten *Valenzlexikographie* (bezogen auf mehrere Sprachen) geführt.

Allerdings verlief die Rezeption Tesnières unter recht unglücklichen Umständen (vgl. Baum 1976, 18ff.). Als er seine tragenden Ideen in den 30er Jahren entwickelt hat, war er seiner Zeit voraus; als aber sein – immer wieder verzögertes – Hauptwerk „*Éléments de syntaxe structurale*“ 1959 posthum erschien, blieb es teilweise hinter dem Stand der Forschung in der damaligen Zeit zurück und entsprach nicht mehr ganz dem Erwartungshorizont der Theoriebildung der Linguistik. In der Folgezeit standen international zumeist nicht mehr die Ideen Tesnières, sondern die der generativen Linguistik im Zentrum der linguistischen Aufmerksamkeit. Tesnières Anliegen war primär auf die Analyse sprachlicher Äußerungen, nicht auf die Synthese und auch nicht auf eine Erzeugungsgrammatik ausgerichtet.

5.3.2 „Vorläufer“ und Motivation für den Valenzbegriff Tesnières

Vor Tesnière taucht der Sachverhalt der „Valenz“ dem Sinne nach (noch nicht dem Begriffe und dem Terminus nach) bereits in der älteren Grammatik auf (vgl. ausführlich Ágel 2000, 15ff.), vor allem bei Meiner (1781, 132ff.), bei Behaghel (1924, 113ff.) und bei Heyse (1908, 296f.), wenn sie die Verben einteilen in „einseitig-unselbständige“, „zweiseitig-unselbständige“ und „dreiseitig-unselbständige“, in absolute bzw. subjektive (d.h. außer dem Subjekt keine weitere Ergänzung fordernde) Verben (z.B. *einschlafen*) und relative bzw. objektive (d.h. außer dem Subjekt mindestens eine weitere Ergänzung fordernde) Verben (z.B. *besuchen*, *zutrauen*). Später erkannte dann Bühler (1934, 173), „daß die Wörter einer bestimmten Wortklasse eine oder mehrere *Leerstellen* um sich herum eröffnen, die durch Wörter bestimmter anderer Wortklassen ausgefüllt werden müssen“. Diese Einsichten blieben zunächst Ansätze und wurden systematisch kaum weiter verfolgt; sie sind nicht mehr als Vorläufer für den modernen Valenzbegriff.

Die Motivation für den Valenzbegriff lag wesentlich darin begründet, daß man herkömmlicherweise die Verben in transitive und intransitive Verben einteilte und die Ergänzungsfähigkeit und -bedürftigkeit unter dem Stichwort der „Rektion“ behandelte. Das genügte jedoch nicht, um die später als „Valenz“ bezeichneten Phänomene genauer zu beschreiben. So lassen die Begriffe der *Transitivität/Intransitivität* die große Gruppe der transitiven Verben (mit einem Objekt oder mit mehreren Objekten) undifferenziert und lassen auch keine Aussagen über die Notwendigkeit eines Gliedes zu, weil sie nicht zwischen obligatorischer und fakultativer Valenz unterscheiden (z.B.: *Das Kind **ist** (die Suppe)*; aber: *Er **besucht** seinen Freund*. **Er besucht* – in beiden Fällen transitive Verben). Überdies wurden durch die Begriffe *Transitivität/Intransitivität* bestimmte Gemeinsamkeiten verdunkelt (z.B.: *Ich helfe **ihm** – Ich unterstütze **ihn***), wurden die beiden Begriffe auch nicht immer eindeutig verwendet, teils auf die Syntax (Vorhandensein eines Akkusativobjekts, das im Passiv zum Subjektsnominativ wird), teils auf die Semantik bezogen (auf das Vorhandensein von Objekten generell). Auch der ältere Begriff der *Rektion* umfaßte nicht alles, was mit Valenz gemeint ist, umschloß (im herkömmlichen engeren Sinne – nicht im weiteren Sinne von Tesnière) nur die Tatsache, daß vor allem die Verben bestimmte – reine oder präpositionale – Objekte in bestimmten Kasus fordern. Die Valenz dagegen beschränkt sich nicht auf Objekte, sondern schließt auch andere Glieder ein (z.B. Subjekte, z.T. auch Nebensätze und Infinitivkonstruktionen, ebenso bestimmte Arten von Adverbialbestimmungen – z.B.: *München liegt **an der Isar***). Einerseits gibt es Glieder, die nicht durch Rektion, wohl aber

durch Valenz an das Verb gebunden sind, andererseits auch Rektionsbeziehungen (unterhalb der Satzgliedebene), die zumeist nicht als Valenz verstanden werden (z.B. Rektion von Nominalgruppen durch Präpositionen) (vgl. ausführlicher Ágel 2000, 47ff.).

5.3.3 *Tesnières Beitrag*

Der für die Entwicklung der Valenztheorie entscheidende Beitrag von Tesnière besteht darin, daß er bei seiner strukturellen Satzanalyse vom Verb ausgeht und als dessen „subordinées immédiates“ die „actants“ und die „circonstants“, d.h. die Handelnden und die Umstände ansieht – beide vom Verb (in einem erweiterten Sinne) „regiert“ (vgl. Tesnière 1953, 4ff.; 1959, 103ff.). Die Fähigkeit der Verben, eine bestimmte Anzahl von *actants* (die im Unterschied zu den „circonstants“ durch Substantive oder Äquivalente dafür ausgedrückt werden und die in der Struktur des Satzes zahlenmäßig begrenzt und festgelegt sind) zu sich zu nehmen, vergleicht er mit der Wertigkeit eines Atoms und nennt sie *Valenz*. Dabei wird die Valenz beschränkt auf Subjekte, Akkusativ- und Dativobjekte, die im hierarchischen Stammbaumschema auf der gleichen Ebene stehen. Das Subjekt verliert auf diese Weise seine Sonderstellung; aber ausgeschlossen aus den Valenzbeziehungen bleiben bei Tesnière noch die Adverbialbestimmungen, die Prädikativa u.a. Es ist (schon für ihn) möglich, daß einige Valenzen „inemployées ou libres“ bleiben (1959, 238f.).

5.3.4 *Erste Nutzung des Valenzbegriffes in der Grammatik*

Für die (deutsche) Grammatik ist der Tesnièresche Valenzbegriff zunächst nutzbar gemacht worden von Brinkmann und Erben im Rahmen ihrer Versuche zur Satzmodellierung.

Brinkmann bleibt dabei seinem Vorgänger insofern verhaftet, als auch er nur die „actants“ einschließt, nicht die im deutschen Satz manchmal notwendigen Adverbialbestimmungen. Er nennt „die Fähigkeit des Verbums, weitere Stellen im Satz zu fordern, mit Tesnière ‚Valenz‘“ und „die Stellen selbst, die für weitere Beziehungen offen sind“, „Mitspieler“ (Brinkmann 1962, 223f.). Allerdings kann sich Brinkmann von der Sonderstellung des Subjekts nicht völlig lösen; denn er will die Verben einteilen danach, „wieviel Stellen sie (außer dem Subjekt) fordern oder ermöglichen“. Diese Inkonsequenz rächt sich bei der Einteilung der Verben nach ihrer Valenz, wenn Brinkmann unterscheidet (1962, 224ff.):

- 1) nullstellige Verben (*Es friert.*)
- 2) beschränkt einstellige Verben (*Der Versuch ist mißglückt.*)
- 3) unbeschränkt einstellige Verben (*Der Vater schläft.*)

- 4) erweitert einstellige Verben mit Dativ (*Ich danke dir.*)
- 5) erweitert einstellige Verben mit Genitiv (*Wir gedachten der Toten.*)
- 6) notwendig zweistellige Verben (*Du hast den Brief geschrieben.*)
- 7) erweitert zweistellige Verben (*Man hat ihn des Diebstahls beschuldigt.*)
- 8) dreistellige Verben (*Man hat ihm das Haus übertragen.*)

Bei dieser Einteilung werden offensichtlich die Kasus ganz unterschiedlich behandelt – im Hinblick auf ihre „Sättigung“ der Valenz: Der Dativ und der Genitiv bei 4) und 5) ergeben nur „erweitert einstellige Verben“, der Akkusativ in 6) dagegen ergibt ein „zweistelliges Verb“ – und dies, obwohl gerade syntaktisch beim Genitiv, nicht beim Akkusativ Notwendigkeit vorliegt, was durch Eliminierung leicht gezeigt werden kann (**Wir gedenken. Aber: Du hast geschrieben.*). In ähnlich inkonsequenter Weise sieht Brinkmann den Genitiv in 7) nur als Erweiterung, den Dativ in 8) aber als selbständige Stelle an. Der Akkusativ gilt bei ihm immer als Stelle, der Dativ manchmal, der Genitiv nie (ohne daß dafür Gründe angegeben werden). Offensichtlich werden syntaktisch-strukturelle Gesichtspunkte von semantischen überlagert und nicht deutlich genug getrennt.

Bei Erben erscheint der Valenzbegriff unter dem Terminus „Wertigkeit“. Von der Art und Wertigkeit „hängt es wesentlich ab, welche und wie viele Ergänzungsbestimmungen im Vor- und Nachfeld des Verbs auftreten und das Satzschema ausgestalten“ (Erben 1958, 165). Von der Wertigkeit der Verben her – gemessen an der Zahl der Ergänzungsbestimmungen – ermittelt Erben (1958, 165f.) seine „Grundmodelle“ des deutschen Satzes. Im Unterschied zu Tesnière und Brinkmann sieht er als Ergänzungsbestimmungen des Verbs nicht nur Objekte und Subjekte, sondern auch Prädikativa und valenzbedingte Adverbialbestimmungen an. Allerdings faßt er den Rahmen dafür u.E. teils zu weit (etwa beim freien Dativ), teils zu eng (bei den in seine Grundmodelle aufgenommenen Adverbialbestimmungen handelt es sich fast ausschließlich um Orts- und Richtungsangaben – obwohl es auch Adverbiale anderer Klassen gibt, die valenzgebunden sind (z.B.: *Die Operation dauerte zwei Stunden. Er verhielt sich wie ein Gentleman.*)).

Damit ist der Kreis der Linguisten, die den Begriff der Valenz schon frühzeitig auf die Grammatik angewandt haben, keineswegs erschöpft. Admoni (1960, 72ff.) spricht von „Fügungspotenzen“ oder Valenzen, die „jeder Redeteil enthält“ und die „unter dem Einfluß von Kontext und Situation zum Teil aktualisiert werden“. Zusätzlich unterscheidet er obligatorische und fakultative Fügungspotenzen, dies aber nicht in dem Sinne, in dem später von obligatorischen und fakultativen Aktanten die Rede ist (vgl. 5.3.4), sondern in bezug auf das Verhältnis von „dominierenden“ und „abhängigen“ Gliedern (so ist z.B. die Beziehung eines abhängigen

Gliedes (etwa eines Adjektivs) zu einem dominierenden Glied (einem Substantiv) immer obligatorisch, während die des dominierenden Redeteils zum abhängigen sowohl obligatorisch als auch fakultativ sein kann). Manchmal wird der Valenzbegriff – vor allem in der (damaligen) sowjetischen Linguistik – nicht nur vom Verb auf die anderen Wortarten übertragen, sondern sogar auf alle sprachlichen Elemente überhaupt angewandt und dann z.B. als „potentielle Verknüpfbarkeit von gleichartigen Sprachelementen“ definiert (vgl. Zassorina/Berkov 1961, 133). Das führt nicht nur zur Annahme einer syntaktischen und semantischen Valenz (von Verben, Adjektiven und Substantiven), sondern auch von phonologischer und morphologischer Valenz, auch von Valenz in der Wortbildung (vgl. z.B. Stepanova 1967, 335ff.; 1968, 156ff.). Zumeist – und aus guten Gründen – wird jedoch die Valenz als Eigenschaft der Verben in das Zentrum gerückt, aber durchaus auch über die Abhängigkeitsgrammatik hinaus: Auch Hockett (1959, 248ff.) spricht von der „valence“, die manchmal auch „unsaturated“ sein kann, Kuryłowicz (1949, 176) faßt das Prädikat als „membre constitutif (central)“ des Satzes, alle anderen Satzglieder – auch das Subjekt – als „complémentaire“. Nach Glinz (1961, 408) verlangt das Verb „einen Ausgangspunkt und Zielpunkte“, die dazu dienenden „Beziehungsmarken“ werden zu „Dienern des Verbs; sie versehen die durch das Verb geschaffenen Systemplätze“ (auch wenn dabei der Terminus „Valenz“ gar nicht explizit auftaucht).

5.3.5 *Erste Valenzwörterbücher*

Seit Mitte der 60er Jahre verlagerten sich valenztheoretische Arbeiten von der Grammatik auf das Lexikon – auf Grund der Einsicht, daß die Valenz „im Schnittpunkt von Grammatik und Lexikologie“ steht (vgl. Helbig 1971, 7), daß die Valenzeigenschaften eigentlich lexikalische Eigenschaften von Wörtern (vor allem: Verben) sind, die diese Verben dafür geeignet machen, bestimmte andere Satzglieder zu sich zu nehmen und damit bestimmte (grammatische, d.h. morphosyntaktische) Satzmodelle zu konstituieren. Wie auch in anderen Teilbereichen, so bilden Grammatik und Lexikon durchaus nicht immer völlig verschiedene Sachverhalte ab (und können auch nicht einfach aus funktionalen Gründen „gegenübergestellt“ werden), sondern teilweise auch dieselben Sachverhalte unter unterschiedlichen Aspekten (beim Lexikon unter dem Aspekt des Einzelnen und gebunden an das Wort, bei der Grammatik unter dem Aspekt des Allgemeinen und der Klassenbildung) (vgl. ausführlicher Helbig 1997). Dennoch gab es eine Fokusverschiebung zum Lexikon hin, die ihrerseits bald zu den ersten Valenzwörterbüchern führte (vgl. Hel-

big/Schenkel ¹1969; Engel/Schumacher ¹1976), die wiederum Ausgangspunkt waren für eine ergiebige Valenzlexikographie (sowohl bezogen auf mehrere Einzelsprachen als auch auf die Konfrontation).

Allerdings setzte eine lexikographische Darstellung die (wenigstens vorläufige) Klärung von theoretischen Problemen voraus (die damals noch nicht erreicht war und z.T. auch heute noch nicht allumfassend erreicht ist). Es handelte sich vor allem um folgende Probleme bzw. neue Einsichten der Valenztheorie (vgl. Helbig/Schenkel ²1973, 11 ff.):

- 1) Es mußte eine genauere Unterscheidung – auch mit Hilfe operationeller Tests – angestrebt werden zwischen den *valenzbedingten* Gliedern („actants“ bei Tesnière, später: Mitspieler, Aktanten oder Ergänzungen [= E]) und den *valenzunabhängigen* Gliedern („circonstants“ bei Tesnière, später: (freie) Angaben [= A]). Nur erstere gehen in die Valenzbeschreibung ein, weil nur sie im „Stellenplan“ des übergeordneten Wortes (meist: Verb) enthalten sind, also subklassenspezifisch sind und zur Subkategorisierung der Verben dienen.
- 2) Innerhalb der E mußte zwischen *obligatorischen* und *fakultativen* E differenziert werden. Beide sind zwar im Stellenplan der Verben verankert und subklassenspezifisch, aber nur die obligatorischen E sind im Satz nicht eliminierbar (sonst wird der Satz ungrammatisch), während die fakultativen E zwar semantisch vorausgesetzt, aber unter bestimmten Bedingungen des Kontextes eliminierbar sind.
- 3) Danach kommt jedem Verb (genauer: jeder Variante eines Verbs) eine bestimmte *Zahl* von obligatorischen und fakultativen E zu: Es gibt z.B. einwertige, obl. ein- und fak. zwei- oder dreiwertige Verben.
- 4) Für die Regeln genügt jedoch nicht nur die (quantitative) Angabe der Zahl der geforderten bzw. möglichen E, man muß darüber hinaus auch ihre (qualitative) *Art* genau kennen und festlegen, und zwar in doppelter Weise: durch eine morphosyntaktische und durch eine semantische Charakteristik. Auf syntaktischer Ebene läßt sich festlegen, in welcher morphosyntaktischen Form (etwa: Substantiv im Akkusativ, Dativ usw., Präpositionalgruppe, Nebensatz) jede einzelne E auftreten muß, damit ein grammatischer Satz gebildet wird. So hat etwa das zweiwertige Verb *warten* einen obl. Nominativ und eine fak. Präpositionalgruppe, das bedeutungsähnliche zweiwertige Verb *erwarten* aber einen obl. Nominativ und einen obl. Akkusativ.
- 5) Auch diese Information genügt noch nicht, weil an der betreffenden Stelle nicht jeder Akkusativ oder Nominativ, nicht jede Präpositionalgruppe eingesetzt werden kann, sondern nur ein Element einer bestimmten semantischen Klasse (z.B. [± belebt], [± menschlich], [± abstrakt]). Deshalb muß eine weitere qualitative Festlegung der E auf

semantischer Ebene erfolgen. So muß z.B. der Nominativ bei *bewundern* menschlich, der Akkusativ bei *schießen* belebt, aber nicht-menschlich, der Akkusativ bei *beschädigen* unbelebt sein (vgl. *Er bewundert die Frau/das Haus/ihre Leistung. *Seine Leistung bewundert ihn. Er schießt Hasen. *Er schießt die Feinde. Er beschädigt das Haus/ seinen Ruf. *Er beschädigt das Kind.*).

Auf diese Weise ergab sich die Möglichkeit, die Verben (später auch die Adjektive und einen Teil der Substantive) lexikographisch zu beschreiben nach der Zahl der obl. und fak. E, nach dem morphosyntaktischen Status dieser E und den (allgemeinen) semantischen Merkmalen dieser E (zunächst in den genannten Termini inhärenter semantischer Merkmale, später – unter dem Einfluß der Kasustheorie (vgl. 7.2) – zusätzlich in Termen der funktionalen Begriffe von semantischen Kasus (Agens, Patiens usw.).

5.4 „Offene“ Probleme bei Tesnière

5.4.1 Syntax oder Semantik?

Daß die genannten Schwierigkeiten bei der (grammatischen) Satzmodellierung (vgl. 5.3.4) und bei den Valenzwörterbüchern (vgl. 5.3.5) auftraten, war wesentlich dadurch bedingt, daß bei Tesnière in seinem weitreichenden Konzept einige theoretische Grundfragen noch „offen“, d.h. ungelöst geblieben waren. Das betrifft zunächst allgemeinere Fragen z.B. der Unterscheidung von Syntax und Semantik, aber auch solche nach den sprachlichen Ebenen überhaupt sowie nach dem Verhältnis von Kategorien und Funktionen (vgl. ausführlicher Helbig 1996, 41ff.).

Es war Tesnières erklärtes (auch didaktisch motiviertes) Ziel, eine „strukturelle Syntax“ zu schaffen, die auf der Hierarchie der Konnexionen aufgebaut ist und die wechselseitigen Beziehungen zwischen der abstrakten (mehrdimensionalen) strukturellen Ordnung einerseits und der konkreten (eindimensionalen) Redekette andererseits aufhellen sollte. Da die Syntax der Morphologie vorgeordnet ist, plädierte er (vgl. 1980, 28ff., 43ff.) für eine Autonomie der Syntax gegenüber der Morphologie. Diese strukturelle Syntax ist vom Prinzip der Dependenz beherrscht: In der Hierarchie der Konnexionen gibt es jeweils ein Regens, von dem mehrere Dependienten gleichzeitig abhängig sein können. Auf diese Weise wird der traditionelle Rektionsbegriff erweitert und rigoros verallgemeinert, so daß es ihm letztlich um „Rektion minus Außenstruktur“ geht (Baumgärtner 1970, 62). Weniger zugespitzt heißt das, daß bei seinem Konzept die äußere Erscheinungsform und die Morphologie weitgehend außer Betracht blieben, ebenso aber auch die Semantik (wenn auch aus anderen Gründen).

Diese Beschränkungen haben nicht nur zu der Kritik geführt, daß Tesnières Abhängigkeitsgrammatik zu eng bzw. nur „eindimensional“ sei (vgl. Admoni 1972, 71ff.), sondern auch die Frage provoziert, ob sie einer Ergänzung bedürfe und welches Verhältnis zwischen ihr und anderen Theorien bestehe. Baumgärtner (1970, 52, 66f.) hat frühzeitig gezeigt, daß die Prinzipien der Konstituentenstruktur- und der Dependenzgrammatiken als *komplementär* anzusehen sind, daß sie nicht nur miteinander vereinbart werden können, sondern sogar müssen, weil keines dieser Prinzipien allein eine Gesamterklärung der Fakten leisten könne. Allerdings geht Baumgärtner von den damaligen Versionen beider Grammatiktheorien aus. Es ist – mit Recht – darauf hingewiesen worden (vgl. Engel 1972, 130ff.), daß beide Theorien selbst auch erweiterungsfähig sind, folglich Elemente aus der einen Theorie in die andere übernommen werden können. In der Tat hat die jüngere Entwicklung in manchen Punkten solche „Konvergenzen“ bestätigt (z.B. im Falle der Subkategorisierungs- und Selektionsregeln, der Liaison von Valenz- und Kasustheorie, der zentraleren Rolle des Verbs und der Rektion in neueren Versionen der generativen Grammatik).

Wenn Tesnière (1980, 49) seine strukturele Syntax gleichzeitig als „funktionale Syntax“ begreift (weil es Strukturen nur in dem Maße gäbe, wie es Funktionen gibt, und die Funktionen dem Satz erst „Leben verleihen“), nimmt er jedoch eine weitgehende Gleichsetzung von struktureller und funktionaler Analyse vor, die nicht unproblematisch ist (vgl. kritisch bereits Baum 1976, 48ff.): Einmal handelt es sich um zwei unterschiedliche Aspekte, die zwar zusammenhängen, aber nicht identisch sind. Zum anderen ist der Funktionsbegriff in der Linguistik mehrdeutig und mehrschichtig (es müssen z.B. syntaktische, semantische u.a. Funktionen unterschieden werden) (vgl. Helbig 1969, 241ff.; 1973). Damit verbunden ist das Verhältnis von *syntaktischer* und *semantischer Ebene*, das bei Tesnière nicht frei von Inkonssequenzen und Unschärfen ist: Auf der einen Seite hält er beide Ebenen theoretisch für völlig unabhängig voneinander, sieht er die Syntax als völlig autonom an (als unabhängig von Semantik, Logik und Psychologie) (vgl. 1980, 50f.), auf der anderen Seite werden sie in der Praxis für ihn eher parallel geschaltet, weil die Semantik für ihn „Daseinsgrund für die Struktur“ und damit auch indirekter Gegenstand der strukturalen Syntax ist. Zwischen der syntaktischen und der semantischen Ebene sieht er zwar keine Identität, wohl aber Parallelität, wie sie in den Konnexionen zum Ausdruck kommt (strukturelle Konnexionen werden durch semantische überlagert, das Strukturelle bezeichne das Semantische). Immerhin räumt Tesnière (1980, 52ff.) ein, daß strukturelle und semantische Funktionen z.T. auch entgegengesetzt gerichtet

sind und auch Dissoziationen zwischen ihnen vorhanden sind (so trägt z.B. das Auxiliärverb die syntaktische, das Vollverb die semantische Funktion). Diese Unterschiede sind eigentlich ein Indiz dafür, daß die Parallelität beider Ebenen zumindest nicht vollständig ist, daß Syntax und Semantik unterschiedlichen Strukturprinzipien unterliegen (was sich anderswo in der Rektifizierung der traditionell-strukturalistischen Isomorphie durch die Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefenstruktur (vgl. Chomsky 1969, 29ff.) reflektiert hat – unabhängig von der späteren weiteren Differenzierung dieser Ebenen).

Die fehlende konsequente Unterscheidung dieser Ebenen wirkt sich bei Tesnière bereits bei der *Wortklasseneinteilung* aus. Tesnière (1980, 62) verwirft zwar die traditionelle Einteilung (weil sie auf uneinheitlichen Prinzipien beruht) und entwickelt statt dessen eine eigene Klassifikation (vgl. 5.1), die jedoch wiederum unterschiedliche Kriterien erkennen läßt: Auf der einen Seite wird nach dem „kategorialen Gehalt“ differenziert (d.h. nach der Semantik der „vollen Wörter“: Substantive bezeichnen die Substanz, Adjektive Merkmale von Substanzen, Verben das Geschehen, Adverbien Merkmale des Geschehens), auf der anderen Seite werden syntaktisch-operationale Kriterien benutzt (z.B. *niemand* als Substantiv, *im Gebirge* als Adverb – weil sie die gleiche syntaktische Funktion ausüben wie Wörter, die kategorial Substantive bzw. Adverbien sind) (vgl. Tesnière 1980, 72ff., 77f.). Auf diese Weise werden die Unterschiede zwischen Kategorien und Funktionen eingeebnet (vgl. bereits Baum 1976, 78ff., 84f., 107).

Diese Einebnung ebenso wie die Unsicherheiten hinsichtlich des Verhältnisses von Syntax und Semantik reflektieren sich auch bei den *Satzgliedern*, die bei Tesnière auffälligerweise eine untergeordnete Rolle spielen: Subjekt ist für ihn (1980, 100) nur ein semantischer Name für den 1. Aktanten, Objekt nur ein semantischer Name für den 2. Aktanten. Damit werden die Satzglieder auf der semantischen Ebene lokalisiert, werden sie zu bloßen Namen, zu semantischen Etiketten für syntaktisch (über Valenz und Dependenz) bereits ermittelte Sachverhalte. Weil sie auf diese Weise letztlich redundant sind, verwundert es nicht, daß in manchen späteren dependenzgrammatischen Konzepten die Satzgliedbegriffe kaum noch auftauchen, daß die valenzgebundenen Ergänzungen als E_0 bis E_n einfach durchnummeriert werden (vgl. Heringer 1970, 115ff.; Engel 1977, 160ff.) und auf diese Weise der Eindruck erweckt wird, daß eine dependenzielle Verbgrammatik die Ebene der Satzglieder überflüssig mache.

Gewiß ist die Frage nach dem Pro und Contra Satzglieder nicht neu (vgl. Helbig 1978a). Die „Verdrängung“ der Satzglieder in der Nachfolge Tesnières beruhte nicht nur auf deren angenommenem „semantischen“

Charakter, sondern auch auf dem Umstand, daß Phrasen bzw. Konstituenten (als Kategorien) und Satzglieder (als Funktionen) weitgehend gleichgesetzt worden sind – obwohl sie nicht direkt aufeinander abbildbar sind (es gibt z.B. Nominalphrasen, die multifunktional sind, d.h. eine unterschiedliche Satzgliedschaft haben – als Subjekt, als Objekt, als Prädikativ oder als Adverbiale). Satzglieder sind keine Kategorien, sondern *Funktionen* von Kategorien und damit auch *Relationen* zwischen Kategorien (und deshalb als solche auch nicht unabhängig vom Kontext definier- und aufzählbar). Deshalb hat sich heute weitgehend die Einsicht durchgesetzt, daß Satzglieder weder Einheiten von *kategorialem* Status noch solche von *semantischer* Art sind. Satzglieder sind vielmehr *syntaktische* Funktionen und Relationen, nicht durch Semantik, auch nicht durch *eine* morphologische Repräsentation oder durch die Informationsstruktur des Satzes festzulegen: Ein Subjekt ist z.B. nicht deshalb ein Subjekt, *weil* es (morphologisch) als Substantiv im Nominativ erscheint, *weil* es (semantisch) das Agens bezeichnet oder (kommunikativ) das „Thema“ im Satz ausdrückt, sondern nur deshalb, *weil* es sich (syntaktisch) um eine Nominalphrase handelt, die in einer bestimmten Relation zum Prädikat steht.

5.4.2 Unterscheidung von „actants“ und „circonstants“

Diese „offenen“ Fragen wirkten sich auch auf die für die Valenztheorie konstitutive Unterscheidung zwischen valenzgebundenen Gliedern (*Aktanten* oder *Ergänzungen* = *E*) und valenzunabhängigen Gliedern (*[freien] Angaben* = *A*) aus. So unverzichtbar diese Unterscheidung ist, so strittig ist sie auch (abgesehen von den unterschiedlichen Termini dafür). Diese Probleme haben ihre Wurzeln ebenfalls in erheblichem Maße in der ungenügenden Klarheit im Hinblick auf die unterschiedlichen Ebenen (vgl. Helbig 1992, 72ff.). Bei Tesnière selbst (1980, 115f.) waren bei seiner Distinktion von „actants“ und „circonstants“ drei unterschiedliche Kriterien im Spiele:

- (a) ein *sprachexternes semantisches* Kriterium (ausgehend von dem bekannten Vergleich mit dem „kleinen Drama“, das ein Geschehen und zumeist auch Akteure und Umstände hat): Dem Geschehen entspricht sprachlich das Verb, die „actants“ sind Wesen, die als „Handelnde“ am Geschehen teilhaben, die „circonstants“ bezeichnen Umstände der Zeit, des Ortes usw., unter denen sich ein Geschehen vollzieht;
- (b) ein *morphosyntaktisches* Kriterium: „Actants“ sind für Tesnière Substantive (oder ihre Äquivalente), „circonstants“ sind Adverbien (oder ihre Äquivalente);

- (c) ein *sprachinternes semantisches* bzw. *funktionales* Kriterium: Nur solche Nominalphrasen werden als „actants“ in die Valenz einbezogen, die notwendig sind, um die Bedeutung des regierenden Verbs zu realisieren, während die „circonstants“ grundsätzlich als für die Bedeutung „fakultativ“ angesehen werden.

Tesnière war sich der Unterschiedlichkeit dieser Kriterien durchaus bewußt und diskutiert auch interessante „Grenzfälle“ (z.B. frz. *Alfred change de veste* – dt. *Alfred wechselt den Sakko*). Erst recht zeigte sich in der Nachfolge, daß die heterogenen Kriterien zu unterschiedlichen Zuordnungen führten, daß auch mit einzelnen Kriterien bestimmte Unzulänglichkeiten verbunden waren: daß es auch (in Adverbialbestimmungen ausgedrückte) „Umstände“ gibt, die für die Realisierung der Bedeutung des Verbs notwendig sind, daß Präpositionalkasus ähnliche Bedeutung und Funktion haben können wie reine Kasus (vgl. *Er schreibt dem Vater/an den Vater einen Brief*), daß der Begriff „Notwendigkeit“ mehrdeutig ist und selbst wieder auf die verschiedenen Ebenen bezogen werden muß (syntaktische, semantische oder kommunikative Notwendigkeit?) (vgl. Helbig 1992, 74ff.).

5.5 Valenz und Sprachebenen

5.5.1 Ausdrucks- vs. Inhaltsvalenz

Angesichts dieser „Offenheit“ des ursprünglichen Valenzbegriffes und der daraus resultierenden Unklarheiten war es nicht verwunderlich, daß die Frage nach den *Ebenen* der Valenz in der Folge in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückte, d.h. vor allem die Frage danach, ob die Valenz eine morphosyntaktische und/oder eine semantische Eigenschaft, eine formale und/oder begriffliche Eigenschaft, eine Eigenschaft der Ausdrucks- und/oder der Inhaltsseite sei (vgl. bereits Helbig 1971b, 32f.). Vorerst (in einer ersten Phase) stellte sich diese Frage nahezu als prinzipielle Alternative dar: *Entweder* ist die Valenz eine formale Eigenschaft und kann als solche nur innerhalb der gegebenen Einzelsprachen an distributionellen Daten der Oberflächenstruktur beobachtet werden, *oder* sie ist eine Eigenschaft begrifflicher Natur und als solche eine weitgehend universale, eher durch die Relationslogik zu beschreibende Eigenschaft (vgl. Heger 1966, 139ff.). Weil dieses Problem in der unmittelbaren Nachfolge von Tesnière nicht deutlich genug gesehen wurde, kam es oft zur stillschweigenden Annahme einer vereinfachten bzw. fehlerhaften Isomorphie zwischen morphosyntaktischen und semantischen Eigenschaften. In Wahrheit werden jedoch nicht alle begrifflichen Relationen in jeder Sprache – erst recht nicht in gleicher

Weise – realisiert. Als man diese Alternative zu erkennen begann – etwa in der Mitte der 60er Jahre –, entwickelten sich zwei deutlich unterschiedene Versionen bei der Interpretation des Valenzbegriffes: Auf der einen Seite wurde er als formale Erscheinung der *Ausdrucksebene* aufgefaßt (z.B. bei Heringer 1967; 1968; Helbig 1966), auf der anderen Seite als Erscheinung der *Inhaltsebene* (z.B. bei Heger 1966; Bondzio 1969). Während es zunächst so schien, als ob es sich um einander ausschließende Konzepte handelte, wurde in einer zweiten Phase deutlicher (in den 70er Jahren), daß diese Konzepte gar nicht alternativ sind, daß man vielmehr mit *mehreren Ebenen* der Valenz zu rechnen hat, die aufeinander bezogen und miteinander integriert werden müssen, die in *komplexer* Weise im Auge behalten werden müssen (im Rahmen einer indirekten und mehrstufigen Zuordnung von Morphosyntax und Semantik). Das schließt eine globale Identifizierung ebenso aus wie eine einfache Vermischung dieser Ebenen (die auch dann suggeriert wird, wenn die semantische Valenz – gleichsam als „Appendix“ – an die Beschreibung der syntaktischen Valenz „angehängt“ wird oder wenn die syntaktische Valenz in direkter Weise aus der semantischen Valenz „abgeleitet“ wird).

5.5.2 *Syntaktische, semantische und logische Valenz*

Obwohl die meisten Linguisten seitdem der Annahme mehrerer Valenzebenen zustimmen, blieb noch lange umstritten, *was* unter der Valenz auf den verschiedenen Ebenen genauer zu verstehen sei und *wie* die Zuordnung zwischen diesen verschiedenen Ebenen zu beschreiben sei. Ein erster Ansatzpunkt (um 1970 entwickelt) war die Unterscheidung zwischen logischer, semantischer und syntaktischer Valenz (vgl. Flämig 1971, 108ff.; Helbig 1971a, 8f.; Stepanova/Helbig 1978, 130ff.).

Weil die objektiven Sachverhalte der außersprachlichen Realität im Bewußtsein (Denken) widergespiegelt und von sprachlichen Mitteln bezeichnet werden, stellen die (logischen) Aussagen das Vermittlungsglied zwischen den Sachverhalten der Wirklichkeit und der (semantisch-syntaktischen) Struktur der Sprache dar. Die im Bewußtsein widergespiegelten Sachverhalte der Wirklichkeit sind formulierbar als Aussagestrukturen, d.h. als logische Prädikate (P oder R) mit einem Argument (x) oder mit mehreren Argumenten (x, y, ...) als „Leerstellen“:

- (1) *Peter schwimmt.* P(x)
- (2) *Peter besucht Inge.* R(x, y)

Es hängt jeweils vom Begriffsinhalt des (logischen) Prädikats ab, wieviel Argumente es erfordert. Da es sich um gedankliche Beziehungen zwi-

schen logischen Prädikaten und Argumenten in Aussagestrukturen handelt, hat man von *logischer Valenz* gesprochen.

Nun können aber nicht beliebige Argumente zu beliebigen Prädikaten treten; vielmehr werden die Argumente ausgefüllt durch entsprechende Variable, die zu ganz bestimmten semantischen Klassen gehören (einerseits zu semantischen Klassen wie [\pm Hum], [\pm Anim], [Abstr] – auf Grund von inhärenten Merkmalen, die den Substantiven selbst zukommen –, andererseits zu funktionalen Klassen wie z.B. Agens, Patiens, Instrumental):

(3) *Der Mann bewundert ihre Aufrichtigkeit.*

(4) **Ihre Aufrichtigkeit bewundert den Mann.*

Das Prädikat *bewundern* hat zwei Leerstellen, die durch Argumente zu besetzen sind. Aber das als Subjekt fungierende Argument muß das Merkmal [+Hum] haben, während das als Objekt fungierende Argument nahezu frei ist von Restriktionen dieser Art (z.B.: *Peter bewundert diese Frau/diesen Bau/ihre Aufrichtigkeit*). Dieser Tatbestand, der in generativen Grammatiken unter dem Terminus der „Selektionsbeschränkungen“ erscheint (vgl. 6.3.2), wird vielfach als *semantische Valenz* bezeichnet. Sie reflektiert den Umstand, daß Wörter (als Valenzträger) bestimmte Kontextpartner mit bestimmten Bedeutungsmerkmalen fordern, andere Kontextpartner mit anderen Bedeutungsmerkmalen aber ausschließen. Die semantische Valenz regelt somit die Besetzung von Leerstellen mit Klassen von Partnern, die semantisch durch bestimmte Bedeutungsmerkmale festgelegt sind. Freilich sind diese Beziehungen nicht unabhängig von der konzeptuellen Struktur, in der das Wissen von der Umwelt vom Menschen abgebildet wird. So ist es nicht zufällig, daß die meisten Verben des Gebens und Sagens – in vielen Sprachen – drei Argumente haben, weil sie jeweils ein Agens, ein Patiens (bzw. einen Mitteilungsinhalt) und einen Adressaten (des Gebens bzw. des Sagens) voraussetzen.

Im Unterschied zur logischen und zur semantischen Valenz meint die *syntaktische Valenz* die obligatorische oder fakultative *Besetzung* von einer bestimmten, vom Valenzträger her geforderten Zahl und Art, differenziert nach den Einzelsprachen. Sie regelt somit die Besetzung der logisch-semantisch eröffneten Leerstellen durch obl. oder fak. E als Oberflächensatzglieder (z.B. Subjekt, Objekt) in einer bestimmten morphosyntaktischen Repräsentation (z.B. Sn, Sa, Sd, pS – Substantiv im Nominativ, Akkusativ, Dativ, Präpositionalkasus).

Daß diese verschiedenen Valenzebenen nicht identisch und auch nicht einfach isomorph aufeinander abbildbar sind, zeigen etwa solche deutschen Verben wie *helfen* und *unterstützen* (beide haben eine ähnliche lo-

gische und semantische Valenz – sie setzen zwei Argumente voraus, die ähnliche Kontextpartner als Variable erfordern (Agens, Adressat), differenzieren aber in der morphosyntaktischen Realisierung des zweiten Valenzpartners (bei *helfen* Sd, bei *unterstützen* Sa), zeigen auch solche Verben wie *warten*, *erwarten* und *abwarten* (die sich nicht nur in der Art, sondern auch in der Fakultativität des 2. Valenzpartners unterscheiden: *Er wartet (auf seinen Freund)*. *Er erwartet seinen Freund*. **Er erwartet*. *Er wartet ab*. *Er wartet seinen Freund ab*. **Er wartet/erwartet auf seinen Freund ab*. Erst recht werden die gleichen Begriffsinhalte bei Äquivalenten in verschiedenen Sprachen syntaktisch manchmal recht unterschiedlich realisiert (z.T. mit Vertauschung der Subjekts- und der Objektsfunktion: *Es gelingt ihm, daß ... He succeeds in ... Il réussit à ... Udaetsja*).

Diese – noch ziemlich groben – Vorstellungen von einer Unterscheidung zwischen logischer, semantischer und syntaktischer Valenz haben im Laufe der 70er Jahre mehrere Modifikationen und Präzisionen erfahren, vor allem hinsichtlich der „logischen“ und „semantischen“ Valenz. Entscheidende Stimuli für diese Modifikationen waren

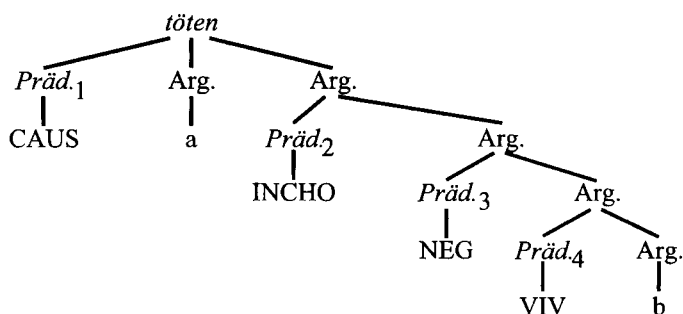
- (a) Einsichten in die Untrennbarkeit der „logischen“ und „semantischen“ Valenz, durch die Zahl und Art der Kontextpartner festgelegt sind (deshalb wurde in der Folge oft von „logisch-semantischer Valenz“ gesprochen);
- (b) Einsichten der Kasustheorien (vgl. unter 7.2), in deren Folge das Arsenal der dort entwickelten semantischen Kasus (z.B. Agens, Patiens, Adressat) in zunehmendem Maße zum Beschreibungsinventar für die semantische Valenz wurde;
- (c) Einsichten über die Beziehungen zwischen der semantischen Valenz (in Termini der semantischen Kasus) und der semantischen Bedeutungsstruktur – auch im Zusammenhang mit der generativen Semantik (vgl. unter 7.1).

5.5.3 *Valenz und Bedeutung*

Was die Beziehungen der semantischen Valenz zur Bedeutungsstruktur anlangt, so ist in den 70er Jahren deutlich geworden (vgl. z.B. Viehweger 1977, 232ff., 349ff.; Heidolph 1977; Pasch 1977), daß die semantischen Kasus und die mit ihrer Hilfe beschriebene semantische Valenz die Bedeutung nicht *direkt* ausdrücken, also nicht eine Eigenschaft der Bedeutung selbst sind (wie manchmal angenommen). Die Bedeutung selbst ergibt sich vielmehr aus der semantischen Komponentenstruktur, d.h. durch das Vorhandensein von semantischen Komponenten und ihren (zumeist hierarchisch geordneten) Beziehungen zueinander. Ihre zentralen Katego-

rien sind (semantisches) Prädikat (= Funktor) und Argument(e). Semantische Struktureinheiten bestehen somit aus mindestens einem semantischen Prädikat und den von ihm geforderten Argumenten. Die semantische Valenz ist damit nicht identisch, sondern eine Funktion dieser Bedeutungsstruktur, von ihr abgeleitet und bereits syntaktisch gebrochen und lexikalisiert (vgl. bereits Helbig 1979, 68ff.).

Die Bedeutungsstruktur stellt sich in vereinfachter Form für das Verb *geben* etwa so dar, wie es von der generativen Semantik vorgeschlagen wird (und unter 7.1.1 vorgestellt wird). Für das Verb *töten* ließe sich folgende (vereinfachte) Bedeutung annehmen (vgl. Viehweger 1977, 223f.; Pasch 1977, 5ff.):



Verbal paraphrasiert etwa: Ein *a* veranlaßt (CAUS) eine Veränderung, den Beginn eines Zustands (INCHO), der darin besteht, daß der vorhergehende Zustand, daß *b* lebt (VIV), negiert wird (NEG). Die Bedeutungsstruktur enthält 4 elementare semantische Prädikate, zwischen denen eine hierarchische Beziehung besteht. Diese Hierarchiebeziehungen sind jedoch auf der Ebene der semantischen Valenz nicht mehr erkennbar, die Bedeutung ist auf dieser Ebene schon syntaktisch gebrochen und „enthierarchisiert“: Es ist nur noch die „Stelligkeit“ und das Auftreten bestimmter semantischer Kasus festzustellen (hier: → Agens, Patiens), die dann syntaktisch an der Oberfläche durch zwei Kasus realisiert werden (→ Sn, Sa). Wesentlich ist, daß bereits die semantische Valenz die Bedeutung nur indirekt und vermittelt, schon eingeebnet, syntaktisch gebrochen und enthierarchisiert ausdrückt, daß dadurch in der Regel auch eine Reduzierung eintritt (weil nicht alle semantischen Prädikate und Argumente als Kasus bzw. dann als Aktanten in Erscheinung treten). Daß sich auch semantische Kasus und Aktanten (d.h. semantische und syntaktische Valenz, Stelligkeit und Wertigkeit) nicht direkt entsprechen, zeigt sich in folgenden Arten von Blockierungen für die „Aktantifizierung“ (d.h. für

die Realisierung von Argumenten und semantischen Kasus an der syntaktischen Oberfläche):

(5a) *Er bezahlt es dem Kaufmann.*

(5b) **Er bezahlt es dem Kaufmann mit Geld.*

(5c) *Er bezahlt es dem Kaufmann mit barem Geld/mit Scheck.*

(6a) *Er stiehlt ihr das Geld.*

(6b) **Er bestiehlt sie des Geldes. Er bestiehlt sie.*

In (5a) ist ein im Kasus als „Instrumental“ spezifizierbares Argument vorhanden, das „mitverstanden“ ist und dennoch nicht aktantifiziert werden kann, weil es im „verdichteten“ Verb inkorporiert ist (in unseren Gesellschaftsordnungen wird normalerweise mit Geld und nicht z.B. mit Naturalien bezahlt) – es sei denn, es wird darüber hinaus spezifiziert (wie in [5c]); die Möglichkeit einer solchen Spezifizierung ist gleichzeitig ein Indikator für das Vorhandensein eines Arguments und eines semantischen Kasus. Der mit den Sätzen (6a) und (6b) bezeichnete Sachverhalt enthält in beiden Fällen 3 semantische Kasus (Agens, Patiens und das Objekt, das den Besitz wechselt), aber bei einer Lexikalisierung durch *bestehlen* kann dieses Objekt als Aktant im Deutschen nicht realisiert werden.

Daraus ergibt sich die allgemeine Schlußfolgerung, daß die Valenzbeziehungen insgesamt das Ergebnis einer Syntaktifizierung und Lexikalisierung von zugrunde liegenden semantischen Beziehungen zwischen elementaren semantischen Einheiten (Prädikaten und Argumenten) sind, daß die Valenz selbst verstanden werden muß als komplexe (mehrere Ebenen umfassende) Erscheinung im Bezugssystem der wechselseitigen (indirekten) Zuordnung zwischen Laut- und Bedeutungsstrukturen, zwischen der Ausdrucks- und der Inhaltsebene der Sprache (vgl. auch Pasch 1977, 1). Deshalb sollte man auch genauer (als das oft der Fall ist) unterscheiden zwischen

- (a) der zugrunde liegenden Bedeutungsstruktur (elementare semantische Prädikate und Argumente);
- (b) ihrer linearisierten und reduzierten Abbildung in semantischen Kasus (= semantische Valenz);
- (c) ihrer konkreten Realisierung in der Oberflächenstruktur durch obl. oder fak. Aktanten (= syntaktische Valenz).

5.5.4 „Semantisierung“ der Valenz

Im Rahmen der in der linguistischen Theoriebildung unverkennbaren allgemeinen Hinwendung zur Semantik ist die Valenz immer weniger als eine rein syntaktische und immer mehr als eine komplexe syntaktisch-

semantische Erscheinung (mit verschiedenen Ebenen), manchmal sogar als eine rein semantische Erscheinung verstanden worden.

Generell erweisen sich diese Versuche zur „Semantisierung“ der Valenz als berechtigt, ja als notwendig, da isolierte, rein syntaktische Beschreibungsversuche an ihre Grenzen gestoßen sind. Allerdings sind nicht alle diese Versuche adäquat, vor allem dann nicht, wenn aus ihnen die Schlußfolgerung gezogen wird, daß die Valenz eine Eigenschaft der Bedeutung selbst sei oder in *direkter* Weise von ihr determiniert ist. Als primär syntaktisches Phänomen ist sie vielmehr ein *indirekter* Reflex der semantischen Beziehungen im Satz (vgl. auch Flämig 1971; 1972; Helbig 1976; Heidolph u.a. 1981). Es ist zunehmend deutlicher geworden, daß die Beziehungen noch indirekter sind, als ursprünglich angenommen. Auch wenn unter diesem Aspekt der Erkenntniswert der „semantischen Valenz“ eher eingeschränkt als erhöht worden ist, so widerspricht dies doch keineswegs der allgemeinen Verlagerung des linguistischen Forschungsinteresses auf die Semantik und der damit verbundenen Ausweitung des Valenzbegriffes von der syntaktischen auf die semantische Ebene. Die Tendenz zu dieser Einschränkung ist im Gegenteil eher eine Folge dieser Ausweitung (vgl. Helbig 1979, 75f.; 1992, 16f.): Es hat sich gezeigt, daß die semantischen Valenzbeziehungen noch *nicht semantisch genug* sind, daß sie vielmehr die eigentlich semantischen Beziehungen schon in syntaktischer und lexikalisierter Brechung reflektieren, daß „hinter“ ihnen die eigentlich semantischen Komponentenstrukturen liegen, von denen die semantische Valenz schon eine Vereinfachung und Abstraktion ist – von der heute noch nicht völlig geklärt ist, wie groß ihr Erklärungswert – als „Übergang“ oder „Zwischenebene“ zwischen der semantischen Bedeutungsstruktur und der syntaktischen Valenz – dann noch ist (vgl. 7.2.5). Dies entspricht durchaus der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung in der linguistischen Theoriebildung bei der Beschreibung der Bedeutung morphosyntaktischer Formen überhaupt: Sie führt von der ursprünglichen Annahme „verallgemeinerter Bedeutungen“ (die den morphosyntaktischen Formen direkt zugesprochen wurden) über die semantischen Kasus bis hin zur semantischen Komponentenstruktur (den Beziehungen zwischen elementaren semantischen Prädikaten und Argumenten) (vgl. Helbig 1978b, 31ff.). Damit verbunden ist eine immer weitere Entfernung von der Oberfläche, ein immer tieferes Eindringen von den „Erscheinungen“ her in das „Wesen“.

5.6 Erweiterung zur „pragmatischen Valenz“

5.6.1 Was ist „pragmatische Valenz“?

Wie das Verhältnis der Valenz zur Semantik, so ist auch und erst recht das Verhältnis der Valenz zu kommunikativen und kognitiven Eigenschaften (das – entsprechend der allgemeinen Entwicklung der Theoriebildung – erst später in das Blickfeld der Linguistik trat) umstritten und deshalb mehrfach Gegenstand kontroverser Erörterungen gewesen. Nachdem zunächst die syntaktische durch die semantische Valenz ergänzt worden ist und die semantischen Kasus zunehmend zum Beschreibungsinventar für die semantische Valenz wurden, zeichnet sich in der Folge der zweite Schritt ab: Die Valenz und die semantischen Kasus wurden ihrerseits auf kommunikativ-pragmatische und kognitive Sachverhalte bezogen und aus ihnen begründet.

In diesem Rahmen taucht der Terminus *pragmatische Valenz* auf. Allerdings ist dabei nicht völlig klar, was darunter zu verstehen ist. Růžicka (1980, 20ff.) hat – wohl zum ersten Male – von „pragmatischer Valenz“ gesprochen: Diese pragmatische Valenz umschreibe den Umstand, daß unter pragmatischen Aspekten der konkreten Kommunikation der Sprecher die freie Wahl hat, etwas an der Oberfläche zu realisieren oder nicht zu realisieren. Damit verbunden, aber nicht damit identisch ist die Frage nach der Obligatorität oder Fakultativität von Aktanten. Es ist zunächst syntaktisch feststellbar (und z.T. semantisch motivierbar), ob ein Aktant obligatorisch oder fakultativ ist. Ist er jedoch fakultativ, so ist es von der Kommunikationssituation abhängig (also eine Frage der pragmatischen Valenz), ob er vom Sprecher realisiert wird. Zu Recht verweist Růžicka deshalb zugleich auch darauf, daß der pragmatische Aspekt der Valenz nicht unabhängig ist von den anderen Aspekten der Valenz, daß es vielmehr eine Wechselwirkung zwischen der syntaktischen und der pragmatischen Valenz gibt: Einerseits eröffnet die pragmatische Valenz einen gewissen Spielraum für den *Sprecher*, um Äußerungen in Abhängigkeit von der Kommunikationsabsicht und -situation zu variieren; andererseits können die syntaktischen Regularitäten der Valenz durch den Sprecher (d.h. durch die pragmatischen Aspekte) in der Regel nicht einfach verletzt, sondern nur variiert werden – und zwar dann, wenn sie variiierbar sind (d.h. vor allem bei fakultativen Aktanten).

Mit diesem Ansatz hat Růžicka die verschiedenen Eigenschaften des komplexen Phänomens Valenz in die linguistischen Ebenen einzuordnen versucht und damit den Blick geöffnet von systeminternen Eigenschaften der Valenz auf kommunikativ-pragmatische Zusammenhänge. Allerdings führte das in der Folge zu konträren Bewertungen: Manche Linguisten

haben Begriff und Terminus der „pragmatischen Valenz“ in Frage gestellt oder gar abgelehnt (vgl. z.B. Nikula 1985, 159), andere (vgl. Welke 1988, 85ff.; 1989, 5ff.; 1988/89) haben ihn aufgegriffen und in bestimmter Weise sogar verabsolutiert.

5.6.2 *Modifizierung in Textsorten*

Vor allem aber ist der Terminus „pragmatische Valenz“ mehrdeutig und deckt (in dem bisher genannten Sinne) noch nicht alle Beziehungen zwischen Valenz und Kommunikation ab. Ein erster Aspekt spezifischerer Betrachtung ergibt sich dadurch, daß die Valenzeigenschaften in bestimmten Textsorten differieren (z.B. in Vortrag, Alltagsdialog, Telegramm, Schlagzeile), die ihrerseits auf der Basis von kommunikativ-pragmatischen Faktoren unterschieden werden können und müssen (vgl. Helbig 1982a, 22ff.). Es handelt sich dabei um pragmatisch begründbare Modifikationen der Valenz, in bestimmten Textsorten in erster Linie um Verkürzungen und Eliminierungen (auch von obl. Aktanten). Die Eliminierung solcher Glieder führt im System der Standardsprache zu ungrammatischen Sätzen, ergibt aber in bestimmten Textsorten (z.B. im Alltagsdialog) durchaus akzeptable und in vielen Fällen sogar „normale“ Äußerungen (denen gegenüber die Sätze mit allen obl. Aktanten manchmal geradezu unüblich und redundant erscheinen) (vgl. Helbig 1975, 72ff.):

(7) A: *Hast du Brötchen gekauft?*

B: *Ich habe Brötchen gekauft.*

→ *Das habe ich gemacht.*

→ *Habe ich gemacht.*

→ *Habe ich.*

→ **Habe gekauft (gemacht).*

In diesem Sinne hat man von „pragmatischer Valenz“ und „kontextual bedingter Variabilität“ gesprochen (vgl. Itälä 1986, 27f., 34ff.), bei der die Gesamtinformation trotz der Eliminierungen erhalten bleibt. Allerdings wird man nicht daraus schließen können, daß „grundsätzlich alle Teile des Satzes“ weggelassen werden können (so Nikula 1978, 18f.). Vielmehr gibt es *Regularitäten* auch für diese Eliminierungen (vgl. (7)), die an Textsorten gebunden sind. Solche Regularitäten unterscheiden sich in spezifischer Weise von Textsorte zu Textsorte und können erst vor dem Hintergrund des Systems (als Bezugspunkt) beschrieben werden.

5.6.3 *Einbindung über die semantischen Kasus in „Szenen“*

Ein zweiter spezifischerer Aspekt der „pragmatischen Valenz“ ergibt sich durch die Einbindung der Valenz über die *semantischen Kasus* in *Szenen*,

indem das Begriffsinventar für die semantische Valenz selbst pragmatisch interpretiert wird (vgl. 7.2.5). Die *kognitiven* Aspekte der Valenz (d.h. ihre Einbindung in kognitive Szenen/Perspektiven und pragmatische Bezugsrahmen) traten in das Blickfeld im Anschluß an Fillmore (1977, 55f.), der – auf der Suche nach einem adäquateren (weiteren) Erklärungsrahmen für die semantischen Kasus – einerseits an die ursprüngliche Vorstellung Tesnières von einem „*pétit drame*“ (als Metapher für die Valenz) und andererseits an Forschungen der kognitiven Psychologie sowie der Künstlichen Intelligenz angeknüpft hatte. Die (sprachinternen) Bedeutungen wurden bestimmten „Szenen“ zugeordnet: Der Sprecher hat immer die Wahl, bestimmte Sachverhalts-Mitspieler (der Szene) – mit Hilfe der semantischen Kasus – „in Perspektive zu bringen“. Auf diese Weise wird in der Folge dann manchmal *expressis verbis* – und ausschließlich – von „pragmatischer Valenz“ gesprochen.

5.6.4 *Pragmatische „Umkehr“ der Betrachtungsweise?*

Diese Einbindung der Valenz über die semantischen Kasus in „Szenen“/„Perspektiven“ wird manchmal als pragmatische „Umkehr“ der bisherigen Betrachtungsweise empfunden, „die nicht darauf zielt, was eigentlich stehen müßte, sondern darauf, was mitverstanden wird“ (Heringer 1984, 37; vgl. auch Polenz 1985, 157). Diese *Umkehr* wird als notwendig empfunden, weil im Text durchaus nicht alles expliziert ist, sondern zum Verstehen eines Textes darüber hinaus sehr viel mehr Wissen und Annahmen notwendig sind. Heringer (1984, 47ff.) möchte deshalb „der bekannten These von der Zentralität des Verbs einen Dreh“ geben:

Wir sind von der syntaktischen zu einer semantischen Zentralität gekommen, die davon ausgeht, daß Verben semantische Zusammenhänge entwerfen und daß der Sprecher dies in Form von semantischen Netzen in seinem Sprachwissen hat.

Auf diese Weise bleibe zwar die Zentralität des Verbs erhalten; denn

ein Verb, das ist so, wie wenn man im dunklen Raum das Licht anknipst. Mit einem Schlag ist die Szene da ... Mit dem Verb und mit der Szene sind auch schon die Rollen festgelegt.

Die Zentralität des Verbs resultiert jedoch nun nicht mehr – wie in der syntaktisch orientierten Valenztheorie – aus der *Satzbildungs-*, sondern aus der *Szenen-* und *Perspektivenbildungspotenz* des Verbs. Während in der syntaktisch formulierten Valenztheorie das Verb Leerstellen eröffnete, vom Verb Zahl und Art der Ergänzungen (E) abhängig waren, haben wir es – nach Polenz (1985, 157) – bei der pragmatischen Umkehr

nicht mehr mit der grammatischen Fragestellung zu tun, wieviele und welche E im Satz stehen müssen/können/dürfen, wenn ein entsprechender Prädikatsausdruck gewählt wird, sondern gehen umgekehrt von den vorsprachlichen Wissensvoraussetzungen aus und fragen nach den verschiedenen Reduktionsstufen bis hin zum sprachlich geäußerten Satz; und wir wundern uns nicht, wenn oft der Satzausdruck dürftiger erscheint, als die erschließbare Satzinhaltsstruktur.

Dennoch bleibt die Frage, ob es sich dabei um eine einfache „Umkehr“ handelt. Dagegen spricht, daß mit dieser Interpretation von „pragmatischer Valenz“ nur *ein* Aspekt des Verhältnisses von Valenz und Kommunikation (neben anderen Aspekten) abgedeckt ist, daß es sich bei der syntaktischen (und semantischen) Valenz um (invariante) Eigenschaften des Systems der *Sprache* handelt, bei der pragmatischen Valenz (unter dem hier erörterten Aspekt) um Wahlmöglichkeiten des *Sprechers* aus dem System der sprachlichen Mittel – beide Aspekte sind nicht identisch und auch nicht einfach durcheinander substituierbar und direkt voneinander ableitbar. Deshalb ist auch mehrfach Skepsis gegen die „pragmatische Valenz“ (als eigenständige oder primäre Erscheinung) artikuliert und dafür plädiert worden, daß es sich eher um *pragmatische Aspekte* und *kognitive Korrelate* der Valenz handelt, weil einerseits pragmatische Faktoren auf die syntaktisch-semantische Struktur angewandt werden (vgl. Nikula 1985, 159ff.; Schwitalla 1988) und andererseits sprachliche Strukturen und kognitive Wissensrepräsentationen nicht notwendig deckungsgleich sind. Unter diesem Gesichtspunkt scheint es legitimer, von einer (sinnvollen) „Erweiterung“ des Valenzkonzeptes von der syntaktischen zunächst auf die semantische Ebene und schließlich auf pragmatische und kognitive Aspekte zu sprechen (statt von einer einfachen „Umkehr“) (vgl. auch 7.2.5).

5.7 Zentralproblem: Unterscheidung von E und A

5.7.1 *Syntaktische, semantische und pragmatische/kognitive Kriterien*

Zu diesem Ergebnis werden wir auch geführt, wenn wir die Unterscheidung zwischen Ergänzungen (E) und (freien) Angaben (A) in den unterschiedlichen Valenzkonzepten überschauen – ein Zentralproblem für jede Valenztheorie, gleichgültig, ob sie syntaktisch, semantisch oder pragmatisch/kognitiv orientiert ist. Nachdem Tesnière mehrere heterogene Kriterien für die Unterscheidung von E und A benannt hatte (vgl. 5.4.2), versuchte man, dieses „offene“ Problem zunächst – bereits in den 60er Jahren – für die spezifischen Belange der damals im Zentrum der Aufmerk-

samkeit stehenden *syntaktischen* Valenz über eine Reihe von syntaktisch-operationalen Tests zu lösen, die oberflächenstrukturelle Signale sind für eine Unterscheidung, die selbst nicht an der unmittelbaren Oberfläche ablesbar ist (vgl. z.B. Helbig/Schenkel 1973, 33ff.; Stepanova/Helbig 1978, 151ff.; Helbig 1992, 74ff.). Dazu gehören z.B. der „Reduktionstest“ (nur A, nicht E erweisen sich als reduzierte Sätze und lassen sich auf Sätze zurückführen), die weitgehende Substituierbarkeit des Verbs bei A, die syntaktisch beliebige Hinzufügbarekeit von A zu Verben unterschiedlicher Subklassen, die morphosyntaktische Unabhängigkeit der A von den Verben. Alle diese operationellen Prozeduren waren als Indikatoren für den Umstand zu verstehen, daß die E (im Unterschied zu den A) nicht beliebig beim Valenzträger auftreten können, sondern „Leerstellen“ dieses Valenzträgers besetzen, also *subklassenspezifisch* sind, von den Valenzträgern *selektiert* werden und umgekehrt die Verben *subklassifizieren*.

Auf der anderen Seite ist – namentlich seit den 70er Jahren – gegen diese Tests eingewendet worden, sie würden in ungerechtfertigter Weise Kriterien von *einer* Ebene auf die *andere* Ebene übertragen. Statt dessen wurde nach einer Motivation für die Unterscheidung von E und A auf *semantischer* Ebene gesucht, wurde diese aus der semantischen Komponentenstruktur begründet: Während die E zurückgehen auf Argumente der Komponentenstruktur des betreffenden Verbs, sind die A nicht als Spezifizierungen von Argumenten des jeweiligen Verbs aufzufassen, weil sie nicht als lexikalisch-syntaktisch realisierte Argumente (d.h. als Aktanten) des Verbs an der Sachverhaltsbeschreibung beteiligt sind (vgl. auch Pasch 1977, 26f.). Anders: Es handelt sich in der Regel um einen *Aktanten* (E), wenn das zugrunde liegende Argument von dem Funktoren-Komplex dominiert ist, das sich einzelsprachlich als Semem eines Verballexems interpretieren und an der Oberfläche als Verb realisieren läßt; es handelt sich aber um eine freie *Angabe*, wenn das zugrunde liegende Glied *nicht* von dem Funktoren-Komplex dominiert ist, der sich einzelsprachlich als Verb realisieren kann, wenn es also außerhalb dieses Funktoren-Komplexes steht (vgl. Ballweg/Hacker/Schumacher 1972, 117).

Aber auch damit war das Problem nicht gelöst (sondern allenfalls „verschoben“), weil die genannten Bestimmungsversuche selbst auf Oberflächeneigenschaften (der einzelsprachlichen Realisierung) rekurrieren, die sie zur gleichen Zeit als Definitionsgrundlage verwerfen, weil die Motivierung aus der semantischen Komponentenstruktur eine Operationalisierung durch syntaktische Tests nicht aus-, sondern eher einschließt, weil im übrigen die syntaktischen Tests nicht künstlich konstruiert, sondern ein natürlicher Reflex der semantischen Beziehungen des Verbs zu

seinen Partnerkonstituenten sind (vgl. auch Pasch 1977, 26f.; Steinitz 1969, 30ff.).

Schließlich ergeben sich – wenigstens andeutungsweise – durch die *pragmatische* und/oder *kognitive* Einbindung der Valenz über die semantischen Kasus in Szenen und Perspektiven neue Kriterien für die Unterscheidung zwischen E und A, vor allem Fragetests, die feststellen sollten, welche Glieder die Sprecher am ehesten in ihren semantischen Netzen haben, wenn sie von dem betreffenden Wort ausgehen (vgl. ausführlicher 7.2.5). Aber auch diese Kriterien stießen bald auf Kritik, liefen sie doch – in Verabsolutierung – auf eine einfache Gleichsetzung von sprachlichen Strukturen und ihren kognitiven Korrelaten hinaus.

5.7.2 *Relativierung und Spezifizierung der Unterscheidung*

Angesichts dieser schwierigen Problemlage hat Vater (1978) vorgeschlagen, die dichotomische Gliederung in E und A (die eigentlich für jede Valenztheorie als unverzichtbar angesehen wird) aufzugeben und sie durch die Annahme nur verschiedener *Grade* der Abhängigkeit der Satzglieder vom Verb zu ersetzen. Er geht dabei aus von der Feststellung, daß es keine Konstituententypen gibt, die „von Natur aus“ E oder A sind (das ist zwar zutreffend, aber kein Einwand gegen die Unterscheidung von E und A, weil diese grundsätzlich relationalen Charakter haben). Die These Vaters von der Existenz nur gradueller Übergänge von E und A hat Askedal (1984, 43ff.; 1985) einer Überprüfung unterzogen und dabei gezeigt, daß tatsächlich alle Satzglieder in einer Skala der Verbaffinität erfaßbar sind, die von der losesten Verbaffinität (z.B. bei Satznegation, Modalpartikeln, Modalwörtern) bis zur engsten Verbaffinität (z.B. bei Akkusativobjekt und Nominativsubjekt) reicht. Damit wird zwar die These von einer Skalierung der Verbaffinität bestätigt, daraus aber nicht automatisch die Schlußfolgerung gezogen, auf eine Zweiteilung von E und A zu verzichten (weil die Klasse der E einheitlich ist, nicht aber die Klasse der A – dies aber aus Gründen, die nichts mit der Valenz zu tun haben und die Valenzeigenschaften nicht grundsätzlich in Frage stellen, ganz offensichtlich bei der Satznegation, den Modalpartikeln und den Modalwörtern). Was also von der Intention her auf eine *Relativierung* der Grenze zwischen E und A abzielte, erwies sich eher als eine *Spezifizierung*. Das gilt erst recht für andere Versuche, die dichotomische Unterscheidung zwischen E und A in Frage zu stellen oder mindestens „aufzulokern“. So schlägt z.B. Somers (1984; 1987, 23ff.) statt der üblichen Zweiteilung (in E und A) oder Dreiteilung (in obl. E, fak. E und freie A) 6 Arten von Gliedern vor – entsprechend einer unterschiedlichen Valenz-

bindung: Außer den genannten 3 Arten von Gliedern werden zusätzlich angenommen (a) integrierte Komplemente (noch fester als obl. E, z.B. in Idiomen und Funktionsverbgefügen); (b) „Extra-peripherals“ (noch loser als A, da sie die gesamte Proposition modifizieren); (c) „Mittелеlemente“ zwischen E und A (die Merkmale beider Klassen haben, z.B. durch *mit* eingeleitete instrumentale Präpositionalgruppen). Es handelt sich eher um eine „Vervollständigung“ und Spezifizierung, nicht um eine prinzipielle Leugnung der notwendigen Unterscheidung von E und A. Parallel dazu gibt es den Versuch von Pasch (1977, 22ff.), die Unterscheidung zwischen obl. und fak. E (prinzipiell über den Eliminierungstest zu ermitteln) durch die Annahme von verschiedenen „Graden der Weglaßbarkeit“ zu präzisieren (und zugleich operativ zu begründen) – ebenfalls keine schlichte Relativierung, sondern eine Spezifizierung.

5.8 Pro und contra Valenz

5.8.1 Globale Valenzkonzepte

Die Annahme von „fließenden Grenzen“ und „Übergängen“ zwischen E und A findet sich auch in solchen Valenzkonzepten, die als *global* bezeichnet werden können, weil sie die Valenz aus *einem* Prinzip erklären wollen, weitgehend auf die Annahme von *mehreren* Ebenen in der Sprache verzichten. Das führt in der Regel zur Ausweitung des Valenzbegriffes auch auf die freien Angaben, zu einer Relativierung der Grenzen sowohl zwischen E und A als auch zwischen obl. und fak. E, zu einer ungenügenden Differenzierung zwischen (syntaktischer) Wertigkeit und (semantischer) Stelligkeit, zu einer einseitigen „Pragmatisierung“ der Valenz. Das gilt z.B. für das Valenzkonzept von Welke und dessen zentralen Begriff der „Grundvalenz“ (als „üblicherweise zu realisierende Valenz“; vgl. 1988, 64 – vgl. dazu ausführlicher Helbig 1992, 54ff., 96ff.). Das gilt auch für Sadziński (1989), der ebenfalls von „fließenden Grenzen“ zwischen E und A ausgeht (nach seiner Meinung könnten auch A unter bestimmten Kontextbedingungen obligatorisch und damit zu E werden) und zu der Schlußfolgerung kommt, daß die Unterscheidung von E und A dann

nichts anderes sein dürfte als die Projektion von ‚Thema‘ und ‚Rhema‘ auf langue-Sätze (Satzbaupläne) oder – positiv formuliert – das Echo von Rhematizität und Thematizität im Sprachsystem. Habituell fokussierte Elemente, also notorische Rhemata eines Verbs, tauchen im Valenzwörterbuch als ‚Ergänzungen‘ auf, habituell thematische ... Elemente werden als ‚Angaben‘ interpretiert. (Koller 1985, 170; Sadziński 1989, 87f.)

Spätestens bei dieser Gleichsetzung wird die Illegitimität einer mechanischen Übertragung von pragmatisch-kommunikativen Faktoren (des In-

formationsgehalts) auf die Satzsyntax deutlich, die ihre Wurzel in der fehlenden Differenzierung mehrerer Ebenen hat und letztlich auch zur Leugnung der (relativen) Autonomie der syntaktisch-semantischen Valenz führt.

5.8.2 *Für verschiedene Ebenen, aber contra Valenz?*

Ganz im Gegensatz dazu steht der scharfsinnige (und viel beachtete) Beitrag von Jacobs unter dem gleichermaßen programmatischen wie provokatorischen Titel „Kontra Valenz“, der ursprünglich eine Begriffsklärung des inzwischen unklar erscheinenden Terminus intendiert hat, im Resultat aber eher zu einer „Begriffsdestruktion“ geführt hat. Jacobs plädiert – in weiterer Differenzierung der „Ebenen“ – für eine „Aufsplitterung“ des Valenzbegriffes in 7 unterschiedliche und voneinander unabhängige syntagmatische Beziehungen, zwischen denen die Valenztheorie bisher nicht genügend differenziert habe: (1) Notwendigkeit (d.h. Nicht-Weglaßbarkeit); (2) Beteiligtheit (an der Handlung beteiligte Aktanten/Partizipanten im Sinne von Tesnières Schauspiel-Metapher); (3) Argumenthaftigkeit; (4) Exozentrität; (5) formale Spezifität (Rektion, morphosyntaktische Umgebung); (6) inhaltliche Spezifität (semantische Umgebung, z.B. in Gestalt von Kasusrollen); (7) Assoziiertheit (der Begleiter bei Versuchspersonen – im Anschluß an Heringer). Für Jacobs sind diese 7 Beziehungen im Kern voneinander unabhängige Dimensionen und keine bloßen Aspekte desselben Phänomens. Deshalb ist für ihn Valenz „bestenfalls ein Sammelbegriff für mehrere inhaltlich verschiedene Konzepte und als solcher von geringem sprachwissenschaftlichen Interesse“ (1994, 2).

Es ist unschwer zu erkennen, daß sich hinter diesen „Dimensionen“ die verschiedenen „Ebenen“ des Valenzbegriffes verbergen (die syntaktische, semantische, situative, kognitive usw.), diese aber noch weiter „aufgespalten“ werden. Bezeichnend ist, daß Jacobs in einer (später hinzugefügten) „Nachschrift 1993“ diese Aufspaltung wieder modifiziert, revidiert und z.T. auch zurückgenommen hat: Exozentrität und Assoziiertheit werden nun nicht mehr als eigene Dimensionen der Valenz aufgefaßt (Assoziiertheit wird vielmehr – mit Recht – als psychologisches Korrelat des Argumentstatus verstanden); überhaupt sind die 7 Beziehungen nicht nur miteinander verknüpft, sondern liegen in prototypischen Fällen auch oft zusammen vor (1994, 71):

Der Begriff der Valenz(bindung) erhält damit doch mehr linguistische Substanz, als ich ihm bei der Niederschrift des Vorangehenden zubilligen wollte. Er bezeichnet keine lose Sammlung von Phänomenen, sondern das Faktum der prototypischen und empirisch sehr häufigen Zusammenballung dieser Phänomene.

Auch die ursprüngliche Kritik am Kriterium der „Subklassenspezifität“ (das hinter seinen Dimensionen der formalen und inhaltlichen Spezifität steht) wird weitgehend zurückgenommen. Beibehalten wird indes die These von der weitgehenden Unabhängigkeit der verschiedenen mit dem Valenzbegriff verbundenen Phänomene (und „Dimensionen“).

Genau dies ist aber der strittige Punkt: Bei aller Anerkennung der mit der Valenz verbundenen unterschiedlichen Dimensionen (die in der Tat bei der Differenzierung in E und A seit Tesnière meist eine zentrale, aber unterschiedlich gewichtete Rolle gespielt haben) scheint es kaum gerechtfertigt, aus ihrer partiellen Nicht-Kongruenz auf die geringe Erklärungskraft oder gar auf die Unbrauchbarkeit des Valenzbegriffes zu schließen. Im Gegenteil: Wenn man von einer anderen Perspektive ausgeht (d.h. die unterschiedlichen Dimensionen nicht als völlig unabhängig voneinander versteht, sondern als Aspekte oder Ebenen *eines* komplexen und mehrschichtigen Phänomens), hätte die programmatische Schrift von Jacobs wohl ebenso gut den umgekehrten Titel „Pro Valenz“ tragen können. Deshalb ist Jacobs weniger als „Destrukteur“, eher als ein „Mitkonstrukteur“ der Valenztheorie anzusehen, kann man seinen „Valenzdimensionen“ durchaus auch die für die Unterscheidung von E und A entwickelten verschiedenen operationellen Tests zuordnen (vgl. auch Ágel 2000, 167ff., 203).

5.9 Literatur

- Admoni, Wladimir G. (1960): Der deutsche Sprachbau. Leningrad
- Admoni, Wladimir G. (1972): Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. In: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch (= Sprache der Gegenwart XX). Düsseldorf, 55-76
- Ágel, Vilmos (2000): Valenztheorie (= narr studienbücher). Tübingen
- Askedal, John Ole (1984): Über die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben in der Valenzgrammatik. In: Arbeitsberichte des Germanistischen Instituts der Universität Oslo
- Ballweg, Joachim/Hacker, Hans-Jürgen/Schumacher, Helmut (1972): Valenzgebundene Elemente und logisch-semantische Tiefenstruktur. In: Linguistische Studien II (= Sprache der Gegenwart 33), Düsseldorf, 100-146
- Baum, Richard (1976): „Dependenzgrammatik“. Tesnières Modell der Sprachbeschreibung in wissenschaftsgeschichtlicher und kritischer Sicht. Tübingen
- Baumgärtner, Klaus (1970): Konstituenz und Dependenz. Zur Integration der beiden grammatischen Prinzipien. In: H. Steger (Hg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt, 52-77
- Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Bd. II. Heidelberg
- Bierwisch, Manfred (1966): Aufgaben und Form der Grammatik. In: Zeichen und System der Sprache. III. Bd. Berlin, 28-69
- Bondzio, Wilhelm (1969): Das Wesen der Valenz und ihre Stellung im Rahmen der Satzstruktur. In: WZ der Humboldt-Universität Berlin, GSR 18/2, 233-240

- Bondzio, Wilhelm (1971): Valenz, Bedeutung und Satzmodelle. In: G. Helbig (Hg.): Beiträge zur Valenztheorie (= LS). Halle (Saale), 85-103
- Bondzio, Wilhelm (1976; 1977; 1978): Abriß der semantischen Valenztheorie als Grundlage der Syntax. In: ZPSK 4/1976, 254-263; 3/1977, 261-273; 1/1978, 20-33
- Brinkmann, Hennig (1962): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Jena
- Chomsky, Noam (1969): Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt/M./Berlin
- Engel, Ulrich (1972): Bemerkungen zur Dependenzgrammatik. In: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch (= Sprache der Gegenwart XX). Düsseldorf, 111-155
- Engel, Ulrich (1977): Syntax der deutschen Gegenwartssprache (= Grundlagen der Germanistik 22). Berlin
- Engel, Ulrich/Schumacher, Helmut (1976): Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. Tübingen
- Erben, Johannes (1958): Abriß der deutschen Grammatik. Berlin
- Fillmore, Charles J. (1977): Scenes-and-frames semantics. In: A. Zampolli (Hg.): Linguistic Structures Processing. Amsterdam/New York/Oxford, 55-81
- Flämig, Walter (1971): Valenztheorie und Schulgrammatik. In: G. Helbig (Hg.): Beiträge zur Valenztheorie. Halle (Saale), 105-121
- Flämig, Walter u.a. (1972): Skizze der deutschen Grammatik. Berlin
- Fourquet, Jean (1965): Aufbau der Mitteilung und Gliederung der gesprochenen Kette. In: ZPSK 18/2, 173-179; auch in: J. Fourquet: Prolegomena zu einer deutschen Grammatik. Düsseldorf 1973, 106-135
- Fries, Charles C. (1963): The Structure of English. London
- Gaifman, H. (1961): Dependency Theory and Phrase Structure Systems. Santa Monica
- Glinz, Hans (1961): Die innere Form des Deutschen. Bern
- Hays, David G. (1964): Dependency Theory. In: Language 40/4, 511-525
- Heger, Klaus (1966): Valenz, Diathese und Kasus. In: ZRPh 82, 138-170
- Heidolph, Karl Erich (1977): Syntaktische Funktionen und semantische Rollen (I). In: LS/ZISW/A 35. Berlin, 54-84
- Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin
- Helbig, Gerhard (1966): Untersuchungen zur Valenz und Distribution deutscher Verben. In: DaF 3, 1-11; 4, 12-19
- Helbig, Gerhard (1969): Zum Funktionsbegriff in der modernen Linguistik. In: WZ der Humboldt-Universität Berlin, GSR 2, 241-249
- Helbig, Gerhard (Hg.) (1971a): Beiträge zur Valenztheorie (= LS). Halle (Saale); The Hague/Paris
- Helbig, Gerhard (1971b): Theoretische und praktische Aspekte eines Valenzmodells. In: G. Helbig (Hg.): Beiträge zur Valenztheorie. Halle (Saale); The Hague/Paris, 31-49

- Helbig, Gerhard (1973): Die Funktionen der substantivischen Kasus in der deutschen Gegenwartssprache. Halle (Saale)
- Helbig, Gerhard (1975): Zu Problemen der linguistischen Beschreibung des Dialogs im Deutschen. In: DaF 2, 65-80
- Helbig, Gerhard (1976): Valenz, Semantik und Satzmodelle. In: DaF 2, 99-106
- Helbig, Gerhard (Hg.) (1978a): Beiträge zu Problemen der Satzglieder (= LS). Leipzig
- Helbig, Gerhard (1978b): Zum Problem der „verallgemeinerten grammatischen Bedeutung“ und der Semantik morphosyntaktischer Formen. In: LAB 23. Leipzig, 31-49
- Helbig, Gerhard (1979): Zum Status der Valenz und der semantischen Kasus. In: DaF 2, 65-78
- Helbig, Gerhard (1982a): Valenz – Satzglieder – semantische Kasus – Satzmodelle. Leipzig
- Helbig, Gerhard (1982b): Valenz und Sprachebenen. In: ZfG 1, 68-84
- Helbig, Gerhard (1992): Probleme der Valenz- und Kasustheorie. Tübingen
- Helbig, Gerhard (1995): Erweiterungen des Valenzmodells? In: L.M. Eichinger/H.-W. Eroms (Hg.): Valenz und Dependenz. Hamburg, 259-274
- Helbig, Gerhard (1996): Zur Rezeption und Weiterentwicklung des Tesnière'schen Valenzkonzepts. In: G. Gréciano/H. Schumacher (Hg.): Lucien Tesnière – Syntaxe structurale et opérations mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages (Strasbourg 1993) (= LA 348): Tübingen, 41-51
- Helbig, Gerhard (1997): Grammatik und Lexikon. Als: Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse. Bd. 135, Heft 5. Stuttgart/Leipzig
- Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang (¹1969; ²1973): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig (⁸1991 Tübingen)
- Heringer, Hans Jürgen (1970): Theorie der deutschen Syntax. München
- Heringer, Hans Jürgen (1984): Neues von der Verbszene. In: G. Stickel (Hg.): Pragmatik in der Grammatik (= Sprache der Gegenwart 60). Düsseldorf, 34-64
- Heyse, Joh. Christian August (1908): Deutsche Grammatik. Hannover/Leipzig
- Hockett, Charles (1959): A Course in Modern Linguistics. New York
- Itälä, Marja-Leena (1986): Verbvalenz – Valenzsemantik. Turku
- Jacobs, Joachim (1994): Kontra Valenz (= Fokus. Linguistisch-Philosophische Studien, 12). Trier
- Koller, Erwin (1985): Lokale Angaben und Ergänzungen. Ein deutsch-japanischer Vergleich. In: W. Kürschner/R. Vogt (Hg.): Grammatik, Semantik, Textlinguistik. Bd. 1 (= LA 156): Tübingen, 161-172
- Kuryłowicz, Jerzy (1949): Linguistique et théorie du signe. In: Psychologie normale et pathologique 2
- Meiner, Johann Werner (1781): Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre. Stuttgart/Bad Cannstatt
- Nikula, Henrik (1978): Kontextuell und lexikalisch bedingte Ellipse. Åbo/Turku

- Nikula, Henrik (1985): Pragmatik und Valenz. In: K. Nyholm (Hg.): Grammatik im Unterricht. Åbo, 159-183
- Pasch, Renate (1977): Zum Status der Valenz. In: LS/ZISW/A/42. Berlin, 1-50
- Polenz, Peter von (1985): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York
- Růžicka, Rudolf (1978): Three aspects of valency. In: LAB 23. Leipzig, 20-24; auch in: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 47-53
- Sadziński, Roman (1989): Statische und dynamische Valenz. Probleme einer kontrastiven Valenzgrammatik Deutsch-Polnisch. Hamburg
- Schwitalla, Johannes (1988): Kommunikative Bedingungen für Ergänzungsrealisierungen. In: G. Helbig (Hg.): Valenz, semantische Kasus und/oder „Szenen“ (= LS/ZISW/A 180). Berlin, 74-84
- Somers, Harold L. (1984): On the validity of the complement-adjunct distinction in valency grammar. In: Linguistics 22, 507-530
- Somers, Harold L. (1987): Valency and Case in Computational Linguistics. Edinburgh
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Herbert (1974): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Adjektive. Leipzig
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Herbert (1977): Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive. Leipzig
- Steinitz, Renate (1969): Adverbial-Syntax (= SG X). Berlin
- Stepanova, Maria D. (1967): Die Zusammensetzung und die „innere Valenz“ des Wortes. In: DaF 6, 335-339
- Stepanova, Maria D. (1968): Metody sinchronnogo analiza leksiki. Moskva
- Stepanova, Maria D./Helbig, Gerhard (1978): Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig/Moskva
- Tesnière, Lucien (1953): Esquisse d'une syntaxe structurale. Paris
- Tesnière, Lucien (1959): Éléments de syntaxe structurale. Paris
- Tesnière, Lucien (1980): Grundzüge der strukturalen Syntax. Hg. und übersetzt von U. Engel. Stuttgart
- Vater, Heinz (1978): On the Possibility of Distinguishing between Complements and Adjuncts. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 21-45
- Viehweger, Dieter (1977): Probleme der semantischen Analyse (= SG XV). Berlin
- Welke, Klaus (1988): Einführung in die Valenz- und Kasustheorie. Leipzig
- Welke, Klaus (1988/89): Pragmatische Valenz. In: DAS WORT. GJ DDR-UdSSR. Moskau, 46-56
- Welke, Klaus (1989): Pragmatische Valenz. Verben des Besitzwechsels. In: ZfG 10/1, 5-18
- Zassorina, L.N./Berkov, V.P. (1961): Ponjatie valentnosti v jazyke. In: Vestnik Leningradskogo Universiteta. Serija istorii, jazyka i literatury 8. Vyp. 2

6.1 Die Transformationsebene bei Harris

Die Nachteile der Distributionsanalyse (vgl. 3.4.4) waren der Grund, weshalb sie allein zu relativ wenigen praktischen Ergebnissen geführt hat. Harris geht deshalb selbst einen Schritt weiter von der *Distributions-* zur *Transformationsanalyse* und bahnt damit den Weg zur dritten Entwicklungsphase des amerikanischen Strukturalismus, die die *generative Transformationsgrammatik* umfaßt und vor allem an den Namen Chomsky geknüpft ist.

Den ersten bedeutenden Versuch zur Entwicklung von Transformationen unternahm Harris, am deutlichsten in seinem Aufsatz „Co-occurrence and Transformation in Linguistic Structure“ (1957). Er geht dabei (wie schon der Titel sagt) von der Distribution, dem „Co-occurrence“ sprachlicher Elemente aus: *Transformationen* sind formale Beziehungen zwischen zwei Strukturen, die denselben Satz von individuellen Kookkurrenzen (d.h. Umgebungen) haben (vgl. Harris 1957, 283). Da es unmöglich ist, für jedes Morphem die individuellen Umgebungen festzulegen, benutzt man die Umgebungen von Klassen und Konstruktionen: So erscheinen in der Umgebung *the () is* zwar *cloth* und *paper*, aber nicht *diminish*; umgekehrt erscheinen in der Umgebung *it will ()* zwar *diminish* und *grow*, aber nicht *cloth* und *paper*. Deshalb gehören *cloth* und *paper* zu einer Klasse (N), *diminish* und *grow* zu einer anderen Klasse (V). Neben diesen Klassen der Substantive (N) und der Verben (V) nimmt Harris die Klassen A (Adjektive), T (Artikel), C (Konjunktionen), P (Präpositionen), D (Adverbien) und v (Tempus- und Auxiliarmorpheme wie z.B. *-ed, will, can*) an.

Eine Konstruktion kann nur dann als Transformation einer anderen gelten, wenn beide Konstruktionen den gleichen Bestand an Elementen haben (1957, 288, 324). Das trifft zu für den Fall $N \ V \ v \ N \rightarrow N's \ Ving \ N$ (*He met us \rightarrow his meeting us*); denn beide Konstruktionen enthalten die drei Elemente *he, meet, we*. Eine solche Transformation ist *umkehrbar* und kann geschrieben werden: $N_1 \ v \ V \ N_2 \leftrightarrow N_1's \ Ving \ N_2$. Manche Transformationen dagegen sind *nicht umkehrbar*: So kann die Passivtransformation nur in *einer* Richtung, und zwar von $N_1 \ v \ V \ N_2 \rightarrow N_2 \ v \ be \ Ven \ by \ N_1$ vorgenommen werden (*The wreck was seen by the boy* hat ein entsprechendes Aktiv [*The boy saw the wreck*], nicht aber *The wreck was seen by the seashore*, obwohl der gleiche Satz von Elementen vorliegt).

Grundsätzlich muß bei Transformationen der semantische Informationsgehalt des Satzes gleichbleiben; was sich ändern kann, ist der grammatische Status (und der Stilwert). Der invariante semantische Inhalt ist nicht an das Vorkommen bestimmter Morpheme im Satz allein geknüpft: Die beiden Sätze *Die Katze frißt die Maus* ($N_1 \vee V N_2$) und *Die Maus frißt die Katze* ($N_2 \vee V N_1$) enthalten zwar die gleichen Morpheme, beschreiben aber eine völlig verschiedene Situation und können deshalb nicht als Transformationen voneinander betrachtet werden.

Im einzelnen stellt Harris (1957, 324ff.) eine ganze Liste von Transformationen für das Englische vor, z.B.

- 1) Passivtransformation: $N_1 \vee V N_2 \rightarrow N_2 \vee \text{be Ven by } N_1$
(*The children were drinking milk.* \rightarrow *Milk was being drunk by the children.*)
- 2) Einleitungstransformation: $S \leftrightarrow \text{Introducer} + S$
Etwa: $N \vee V \leftrightarrow \text{There } \vee V N$
(*A boy came.* \leftrightarrow *There came a boy.*)
- 3) Wortstellungstransformationen, etwa $N_1 \vee V N_2 X \leftrightarrow N_1 \vee V X N_2$
(*He threw the door open.* \leftrightarrow *He threw open the door.*)
- 4) Nominalisierungstransformationen, etwa
 - a) $N_1 \vee V (N_2) \leftrightarrow N_1\text{'s Ving ([of]) } N_2$
 $\leftrightarrow \text{Ving ([of]) } N_2 \text{ by } N_1$
(*You read these things.* \leftrightarrow *Your reading (of) these things*
 \leftrightarrow *reading (of) these things by you*)
 - b) $N \vee V \leftrightarrow \text{Ving } N$ (*The dogs bark.* \leftrightarrow *barking dogs*)
 - c) $N \vee V \leftrightarrow \text{Ving of } N$ (*The dogs bark.* \leftrightarrow *the barking of dogs*)
- 5) Adjektivtransformation: $N \text{ is } A \leftrightarrow A N$
(*The storm is distant.* \leftrightarrow *the distant storm*)

Die bisher genannten Transformationen haben ein 1:1-Verhältnis in dem Sinne, daß jeder Satz eine individuelle Transformation hat und umgekehrt. Das ist anders in folgenden Fällen:

- 6) Pronominalisierungstransformation: $N_1 \vee V \rightarrow \text{He (she, it) } \vee V$
(*The friend came.* \rightarrow *He came.*)
Diese Transformation ist nicht umkehrbar. Bei dieser *Substitution* (Substitutionen erweisen sich als Spezialfälle von Transformationen) entsprechen dem Transform mehrere Ausgangskonstruktionen.
- 7) Eliminierungstransformation, z.B. Weglassung des Subjekts
(*Milk was being drunk by the children.* \rightarrow *Milk was being drunk.*)

Keine echten Transformationen, sondern *Quasi-Transformationen* liegen nach Harris (1957, 288, 330ff.) vor, wenn zwar viele, aber nicht alle Elemente der einen Konstruktion in der anderen vorkommen (etwa bei der Negationstransformation).

Jede Transformation, die nicht als Wirkung einfacherer Transformationen betrachtet werden kann, nennt Harris eine *elementare* Transforma-

tion. Alle Transformationen entstehen aus der Zusammenfügung von elementaren Transformationen in Form einer *Algebra der Transformationen* (1957, 332ff.): Die Transformationen sind nur in bestimmter, festgelegter Reihenfolge anwendbar. So muß etwa der Satz *Kann da das Buch gekauft werden?* durch die aufeinanderfolgende Anwendung der Transformationen T_p , T_d , T_i und T_q abgeleitet werden:

- 1) Ausgangssatz S: *Er kann das Buch kaufen.*
- 2) $S T_p$ durch Passivtransformation: *Das Buch kann gekauft werden von X.*
- 3) $S T_p T_d$ durch Eliminierungstransformation: *Das Buch kann gekauft werden.*
- 4) $S T_p T_d T_i$ durch Einleitungstransformation: *Da kann das Buch gekauft werden.*
- 5) $S T_p T_d T_i T_q$ durch Fragetransformation: *Kann da das Buch gekauft werden?*

Bei der Erzeugung jedes Satzes haben wir zugrunde liegende elementare Sätze (die Harris den *Kern* der Grammatik nennt) und Transformationen. *Kernsätze* sind für Harris (1957, 283) die Sätze, deren Struktur die Struktur anderer Sätze erklärt, die aber nicht aus der Struktur anderer Sätze erklärt werden können. Man kann alle Sätze einer Sprache mit Hilfe von Transformationen aus einem oder mehreren Kernsätzen erhalten. Für das Englische nimmt Harris folgende Kernkonstruktionen an: 1) $N v V$; 2) $N v V P N$; 3) $N v V N$; 4) $N is N$; 5) $N is A$; 6) $N is P N$; 7) $N is D$.

Diese Kernkonstruktionen dürften auch für andere Sprachen weitgehende Gültigkeit haben. Sie tauchen in den Grammatiken vielfach unter den Namen „Satzmodelle“, „Satztypen“ oder „Satzbaupläne“ auf, allerdings – namentlich in deutschen Grammatiken – mehrfach bereits in fragwürdiger Weise semantisch etikettiert.

In den Kernsätzen von Harris sind schon die Beschränkungen der Kookkurrenzen enthalten. Da die Umgebungen durch die Transformationen nicht verändert werden, sind die Umgebungen aller Sätze einer Sprache die der Kernsätze. Die Transformationen machen es möglich, eine unbeschränkte Anzahl von Sätzen aus einer begrenzten Anzahl von Kernsätzen herzuleiten (vgl. Harris 1957, 336ff.). Die linguistische Struktur wird beschrieben mit Hilfe der Umgebungen *und* der Transformationen. Die Analyse der unmittelbaren Konstituenten (immediate constituents = IC) ist nicht mehr für alle Sätze einer Sprache nötig – wie bisher in der deskriptiven Linguistik –, sondern nur noch für die Kernsätze. Die Transformationen bilden eine neue Äquivalenzbeziehung, die in der deskriptiven Linguistik bisher nicht vorkam: Transformationen sind für Harris (im Unterschied zu Chomsky) Äquivalenzbeziehungen zwischen zwei Strukturen mit gleichen Kookkurrenzen.

6.2 Die erste Phase der generativen Grammatik Chomskys

6.2.1 Zielstellung der generativen Grammatik

Chomsky sieht es in seinem ersten Hauptwerk „Syntactic Structures“ (1957; 1963) als Ziel der linguistischen Analyse an, daß sie die grammatischen Sätze der betreffenden Sprache von den ungrammatischen trennt und die Struktur der grammatischen Sätze aufweist. Die Grammatik einer Sprache ist also ein Mittel, das alle grammatischen Sätze – und nur diese – generiert (deshalb: *generative Grammatik*). Die Grammatik ist damit nichts anderes als eine exakte Spezifizierung des Begriffes „grammatisch richtiger Satz der Sprache L“ (vgl. Bierwisch 1963, 6).

An anderer Stelle bestimmt Chomsky (Chomsky/Miller 1963, 277, 285) das Wesen seiner generativen Grammatik durch die Fähigkeit, alle Sätze und keine Nicht-Sätze der betreffenden Sprache zu erzeugen und ihnen strukturelle Beschreibungen zuzuweisen. Die Grammatik erzeugt *alle* grammatischen Sätze einer Sprache und *nur* diese; sie erzeugt sie nicht nur, sondern spezifiziert sie auch mit Hilfe der Strukturbeschreibung und sagt sie voraus. Für einige Äußerungen zeigt die Strukturbeschreibung, daß sie „perfectly well-formed sentences“ sind; diese bilden „the language generated by the grammar“. Auch den anderen Sätzen schreibt die Grammatik strukturelle Beschreibungen zu, die die Art der Abweichung „from perfect well-formedness“ deutlich werden lassen (vgl. Chomsky 1964b, 9). Ein solcher Zweck der Grammatik steht von Anfang an im Gegensatz zur strukturell-taxonomischen Grammatik, die in erster Linie Techniken zur Entdeckung und Klassifizierung sprachlicher Elemente ausarbeitete und letztlich zu einem Inventar dieser Elemente und Klassen führte (vgl. Chomsky 1965b, 245).

Ein Weg, um die Adäquatheit dieser Grammatik zu prüfen, um festzustellen, ob die generierten Sätze wirklich grammatisch sind, ist die Probe, ob sie von einem Informanten akzeptiert werden. Dabei darf der Begriff „grammatischer Satz“ in keiner Weise identifiziert werden mit „bedeutungsvoll“ oder „sinnvoll“ im semantischen Sinne. Das zeigt Chomsky (1963, 15ff.) an folgenden (immer wieder diskutierten) Beispielen:

- (1) *Colorless green ideas sleep furiously.*
- (2) **Furiously sleep ideas green colorless.*
- (3) *Have you a book on modern music?*
- (4) *The book seems interesting.*
- (5) **Read you a book on modern music?*
- (6) **The child seems sleeping.*

Die Sätze (1) und (2) sind in gleicher Weise sinnlos, aber (1) ist grammatisch, (2) nicht. Die Sätze (3) und (5) sind semantisch klar, aber nur (3) ist

grammatisch. Ebenso stehen (4) und (6) semantisch auf gleicher Ebene, aber nur (4) ist grammatisch. Die Grammatikalität eines Satzes darf nach Chomsky weder nach semantischen Gesichtspunkten bestimmt werden noch nach der statistischen Häufigkeit des Vorkommens; denn weder (1) noch (2) kommen im tatsächlichen Englisch vor. Die Grammatikalität hat keine Beziehung zur Häufigkeit des Vorkommens; die Grammatik ist autonom und unabhängig von „meaning“.

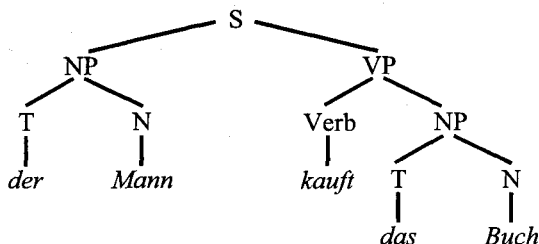
Es sei angemerkt, daß Hill (1964, 163ff.) eigene Versuche unternommen hat, um die Grammatikalität der Beispielsätze Chomskys von 10 Informanten (darunter 3 Linguisten) prüfen zu lassen, und dabei zu verblüffend uneinheitlichen Ergebnissen gekommen ist. Die Sätze (5) und (6) wurden von einigen Informanten als grammatisch, Satz (2) wurde von einem sogar als gute Poesie bewertet. Diese Kritik besagt aber im Grunde nur wenig, da der Begriff der Grammatikalität den Informanten offensichtlich nicht völlig klar war (vgl. auch Chomsky 1964d, 73ff.). Überdies ist es notwendig, zwischen verschiedenen Graden der Grammatikalität zu unterscheiden (darum bemüht sich Chomsky in seinen späteren Schriften; vgl. 6.3.3). Außerdem wird von Chomsky selbst später (1965a, 8) die Grammatikalität eines Satzes nicht mehr ohne weiteres mit seiner Akzeptabilität gleichgesetzt (vgl. 6.3.6).

6.2.2 *Phrasenstruktur- und Transformationsebene*

Chomsky (1963, 18ff.) prüft verschiedene linguistische Modelle unter dem Gesichtspunkt, welches Modell für das generative Ziel geeignet und notwendig ist. Geeigneter als das lineare, nur auf Sprachen mit endlichen Stadien anwendbare kommunikationstheoretische Modell erscheint ihm das (auf der IC-Analyse basierende) Phrasenstrukturmodell, das für einen Satz *Der Mann kauft das Buch* wie folgt dargestellt werden kann:

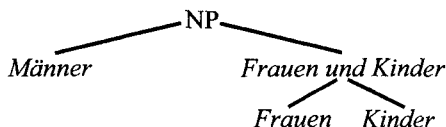
- | | | | | |
|----|-------|-------------|---------|----------------------------------|
| I. | 1) S | → NP + VP | 4) T | → <i>der, das</i> |
| | 2) NP | → T + N | 5) N | → <i>Mann, Buch</i> usw. |
| | 3) VP | → Verb + NP | 6) Verb | → <i>kauft, sieht, nahm</i> usw. |
- II. Satz
- 1) NP + VP
 - 2) T + N + VP
 - 3) T + N + Verb + NP
 - 4) *der* + N + Verb + NP
 - 5) *der* + *Mann* + Verb + NP
 - 6) *der* + *Mann* + *kauft* + NP
 - 7) *der* + *Mann* + *kauft* + T + N
 - 8) *der* + *Mann* + *kauft* + *das* + N
 - 9) *der* + *Mann* + *kauft* + *das* + *Buch*

III. Schließlich kann die Struktur in folgendem PS-Stammbaum (oder P-Marker) dargestellt werden:



Bei der Ableitung II durch „rewriting rules“ darf in jeder Zeile nur ein einziges Element neu geschrieben werden; die letzte Ableitung heißt terminale Ableitung, die letzte Zeile terminale Kette. Zwei Ableitungen sind äquivalent, wenn sie sich auf dasselbe Stammbaumdiagramm zurückführen lassen. Konstruktionelle Homonymie liegt vor, wenn einem Satz mehrere nicht-äquivalente Ableitungen zugeordnet werden können (vgl. 1963, 28ff.). Zusätzlich zu diesen Phrasenstrukturregeln muß die phonetische Struktur in einer Morphonemik angegeben werden (etwa: *nehmen* + Vergangenheit → *nahm*).

Aber auch dieses PS-Modell ist für Chomsky noch nicht voll adäquat, schon deshalb nicht, weil es zu komplex ist. Die Inadäquatheit des PS-Modells zeigt sich bereits bei der Darstellung der Konjunktion (der Koordination gleichartiger Satzglieder), die für die Äußerung *Männer, Frauen und Kinder* nach dem üblichen PS-Stammbaum (binär) wie folgt dargestellt werden müßte:



Da die Unterordnung schon rein intuitiv den Sachverhalt nicht richtig wiedergibt, entwickelt Chomsky (1963, 35ff.) eine *Konjunktionstransformation*: Wenn in den beiden Sätzen $Z + X + W$ und $Z + Y + W$ X und Y Konstituenten des gleichen Typs sind, ist ein neuer Satz möglich in der Form $(Z + (X + \text{and} + Y) + W)$:

(7) *The scene – of the movie – was in Chicago.*

(8) *The scene – of the play – was in Chicago.*

(9) *The scene – of the movie and the play – was in Chicago.*

Aber nicht (da die Konstituenten nicht von gleichem Typ sind):

(10) *The scene – of the movie – was in Chicago.*

(11) *The scene – that I wrote – was in Chicago.*

(12) **The scene – of the movie and that I wrote – was in Chicago.*

Eine solche Regel kann nicht in eine PS-Grammatik eingebaut werden.

Als weiteres Beispiel für die Inadäquatheit der PS-Konzeption nennt Chomsky die Aktiv-Passiv-Beziehung, die bei der IC-Analyse zu einer uneleganten Duplikation führt (Uneleganz bedeutet in der generativen Grammatik soviel wie fehlende „simplicity“) (vgl. 1963, 42ff.). Mit Hilfe einer *Passivtransformation* können beide Formen im Zusammenhang miteinander dargestellt werden: Wenn S_1 ein grammatischer Satz ist von der Form $NP_1 - Aux - V - NP_2$, dann ist auch S_2 von der Form $NP_2 - Aux + be + en - V - by + NP_1$ ein grammatischer Satz (*John - C - admire - sincerity* → *sincerity - C + be + en - admire - by + John*). Auf der Grundlage morphophonemischer Regeln ergibt sich der Satz *Sincerity is admired by John*.

Die Darstellung dieser Erscheinungen verlangt eine neue Konzeption der linguistischen Struktur, die Chomsky „grammatische Transformation“ nennt: Eine grammatische Transformation operiert mit einer gegebenen Konstituentenstruktur, verwandelt diese in eine neue Kette mit einer abgeleiteten Konstituentenstruktur und ermöglicht somit eine „algebra of transformations“.

Eine *Transformation* ist definiert durch die Strukturanalyse der Ausgangskette und den Strukturwechsel, den sie bewirkt. Chomsky (1963, 45) unterscheidet zwischen *obligatorischen* und *fakultativen* („optional“) Transformationen: Die Numerus- oder die Auxiliartransformation z.B. *muß* angewendet werden, weil ohne sie kein grammatischer Satz entsteht. Die Passivtransformation dagegen ist nicht obligatorisch, denn ein grammatischer Satz entsteht auch, wenn sie nicht angewendet wird. Wir erhalten den *Kern* einer Sprache, wenn wir auf die terminalen Ketten der PS-Grammatik nur obligatorische Transformationen anwenden. Der Transformationsteil entsteht, wenn wir Transformationen auf Kernsätze oder vorherige Transformationen anwenden. Auf diese Weise wird jeder Satz der Sprache entweder zum Kern gehören oder vom Kern durch Transformationen abgeleitet werden können. Im Unterschied zu Harris setzen also die Kernsätze bei Chomsky bereits Transformationen voraus, und zwar obligatorische. Kernsätze sind bei Chomsky folglich nicht untransformierte Ketten des Formationsteiles (wie bei Harris), sondern sind Sätze, die durch PS-Regeln (Formationsregeln) *und* durch obligatorische Transformationen ableitbar sind.

Die Grammatik hat bei Chomsky (1963, 46ff.) – in dieser ersten Phase seiner Entwicklung – einen dreifachen Aufbau: In ihren drei „Repräsentation-

tionsebenen“ umschließt sie Phrasenstrukturregeln, Transformationsregeln und morphophonemische Regeln (die die Morphem- in Phonemsequenzen umsetzen). Die Transformationen können dabei – wieder im Unterschied zu Harris – die Ketten verändern, können auch Morpheme einfügen oder weglassen. Die Transformationen leiten die Äußerungen letztlich von Kernsätzen ab. Mit Hilfe der Transformationen wird die Grammatik wesentlich vereinfacht, weil wir Phrasenstrukturen nur noch von Kernsätzen zu entwickeln brauchen.

Wie jede wissenschaftliche Theorie, so fußt auch die Grammatik auf einer beschränkten Menge von Beobachtungen. Sie setzt diese Beobachtungen zueinander in Beziehung und konstruiert allgemeine Gesetze, zunächst in Form von Hypothesen, die am Original der Sprache verifiziert werden müssen. Auf Grund dieser Gesetze ist sie in der Lage, neue Phänomene vorherzusagen, eine unbeschränkte Anzahl von Sätzen über die beschränkten Beobachtungen hinaus zu erzeugen. Darin besteht die „predictive power“ der generativen Grammatik.

6.2.3 *Entwicklung einzelner Transformationen*

Chomsky (1963, 61f., 112f.) stellt eine große Anzahl von Transformationen für das Englische vor – mit dem Ziel, die Anzahl der Kernsätze zu beschränken. Dazu gehört u.a. die fakultative *Negationstransformation* (die im Grunde nur die Negationspartikel nach dem zweiten Segment einfügt, sich aber kompliziert, wenn kein Auxiliarkomplex vorkommt und zusätzlich eine obligatorische *do-Transformation* vorgenommen werden muß, bei der *do* als Träger eines bisher trägerlosen Affixes eingeführt wird). Dazu gehören auch einige *Nominalisierungstransformationen* (1963, 72ff.), etwa

T – N – is – Adj → T + Adj + N
 (the boy is tall) → (the tall boy)

Da die Transformation in Pfeilrichtung durchgeführt wird, vereinfacht sie die Grammatik, indem sie alle Adjektiv-Substantiv-Verbindungen aus dem Kern ausschließt. Allerdings müssen folgende Fälle unterschieden werden:

- (13) *The child is sleeping.* (← *The child sleeps.*)
 (14) *The book is interesting.* (← **The book interests.*)

Beide Fälle unterscheiden sich auch in der Steigerung durch *very*, für die Chomsky eine besondere Regel in die PS-Grammatik einschließen will (Adj → very + Adj):

- (15) **The child is very sleeping.*
 (16) *The book is very interesting.*

Deshalb wird nur *interesting*, nicht *sleeping* in die Liste der Adjektive aufgenommen. Das verschiedene Verhalten von *sleeping* und *interesting* spiegelt sich in einem verschiedenen Resultat; da nur *seem* + Adj möglich ist, gibt es zwar *The book seems interesting*, nicht aber **The child seems sleeping*. Auf diese Weise werden zunächst intuitiv getroffene Entscheidungen über Grammatikalität oder Ungrammatikalität durch die Transformationsgrammatik auf ihren strukturellen Ursprung zurückgeführt. Von den anfangs (vgl. 6.2.1) genannten 6 Beispielsätzen Chomskys ([1] bis [6]) erweisen sich (3) und (4) als grammatisch, (5) und (6) als ungrammatisch.

Im Zusammenhang mit den Transformationen ergeben sich für Chomsky einige Probleme. Bei der Passivtransformation muß z.B. geklärt werden, ob die Notwendigkeit besteht, die beiden Nominalphrasen zu vertauschen. Bestünde sie nicht, wäre $NP_1 - Aux - V - NP_2$ zu transformieren in $NP_1 - Aux + be + en - by + NP_2$ (*John loves Mary* → *John is loved by Mary*). Diese Transformation muß ausgeschlossen werden, bei Chomsky (1963, 78ff.) aus folgenden Gründen:

- (17) *John admires sincerity.*
- (18) *Sincerity is admired by John.*
- (19) **Sincerity admires John.*
- (20) **John is admired by sincerity.*

(17) und (18) sind grammatisch, (19) und (20) ungrammatisch, oder besser: (17) und (18) sind mehr grammatisch als (19) und (20), und diese wieder sind mehr grammatisch als etwa *sincerity admires eat*. Es muß folglich eine Stufenfolge der Grammatikalität ausgewiesen werden: Schon eine Grammatik, die in der Lage ist, Abstrakta von Eigennamen zu unterscheiden, kann den Unterschied zwischen (17) und (18) einerseits und (19) und (20) andererseits motivieren.

Die Frage, warum das Aktiv und nicht das Passiv als Kernsatz und Ausgangsstruktur dient, beantwortet Chomsky völlig asemantisch, indem er die Unmöglichkeit des entgegengesetzten Weges zeigt:

- (21) *The wine was drunk by the guests.*
- (22) *John was drunk by midnight.*

Ähnlich auch im Deutschen:

- (23) *Das Bild wurde von dem Kunden genommen.*
- (24) *Das Bild wurde von der Wand genommen.*

Beide Sätze wären – als Kernsätze aufgefaßt – strukturell nicht zu unterscheiden; aber eine Transformation von (22) und (24) ins Aktiv ergibt einen ungrammatischen Satz. Folglich müssen die Aktivsätze als Kern aufgefaßt werden, wenn man die einfachste Grammatik konstruieren will.

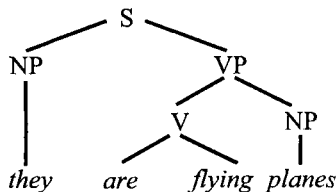
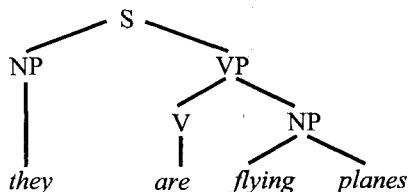
Dabei ist eine gewisse Uneinheitlichkeit im methodischen Vorgehen Chomskys nicht zu übersehen: Auf der einen Seite definiert er Transformationen in Termini der Phrasenstruktur, auf der anderen Seite benutzt er zuweilen die Transformationen für die Zuschreibung der Phrasenstruktur.

Chomsky ist sich dieses Widerspruchs durchaus bewußt, nimmt ihn aber in Kauf um der „simplicity“ (des höchsten Ziels der Grammatik) willen. Die „Einfachheit“ gehört neben der formalen Expliziertheit zu den Hauptforderungen, die die generative Grammatik an sich selbst stellt (vgl. bereits 3.3.4). Dabei ist unter „Einfachheit“ nicht etwa pädagogische Eingängigkeit zu verstehen, sondern die Fähigkeit, mit einem geringen begrifflichen Apparat möglichst viele Erscheinungen zu erklären (vgl. auch Bach 1964, 10f., 28, 50, 178f.). Der Wert einer grammatischen Beschreibung wird daran gemessen, ob sie in der Lage ist, die „facts of linguistic structure“ aufzuhellen und durch eine kleine Anzahl von Regeln eine große Zahl von Daten zu erklären (vgl. Chomsky 1961, 226).

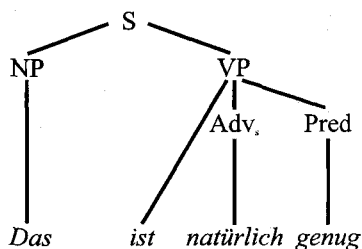
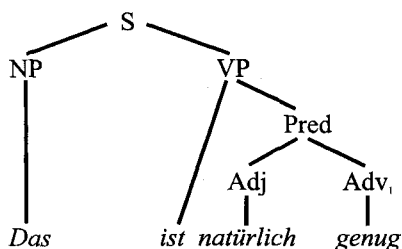
6.2.4 Die „erklärende Kraft“ der generativen Grammatik

Die erklärende Kraft der generativen Grammatik besteht nach Chomsky (1963, 86) darin, daß sie in der Lage sein muß, konstruktionelle Homonymien zu erklären; diese liegen vor, wenn eine Phonemsequenz auf einer Ebene in mehr als einer Art analysiert werden kann. Diese Fähigkeit zur Aufklärung solcher Homonymien muß als Kriterium für die Adäquatheit einer Grammatik angesehen werden.

Freilich gibt es Fälle, in denen bereits die PS-Grammatik die konstruktionelle Homonymie erklären kann. Dem Satz *they are flying planes* etwa können bereits in der PS-Grammatik zwei verschiedene P-Marker zugeschrieben werden (vgl. Chomsky 1956, 123f.):



Dasselbe gilt auch für den deutschen Satz *Das ist natürlich genug* (vgl. Bach 1964, 40f.):



Eine konstruktionelle Homonymie, die nicht auf der PS-Ebene erklärt werden kann, liegt vor im Satz (25), der interpretiert werden kann wie (26) oder wie (27) (vgl. Chomsky 1956, 123f.):

(25) *the shooting of the hunters*

(26) *the growling of the lions*

(27) *the raising of the flowers*

Die PS-Grammatik muß allen drei Sätzen die gleiche Struktur zuweisen: *the* – V + *ing* – *of* + NP. Aber transformationell werden (26) und (27) auf verschiedene Weise erklärt (vgl. Chomsky 1963, 88f.):

(26) NP – C – V (*the lions growl*) → *the* – V + *ing* – *of* + *lions*

(27) NP – C – V – NP₂ (*John raises the flowers*) → *the* – V + *ing* – *of* + NP₂

Der Satz (25) ist zweideutig, da er die beiden verschiedenen Transformationen (von [26] und von [27]) zuläßt. Die Sätze (26) und (27) dagegen sind nicht zweideutig, da **they growl lions* und **flowers raise* ungrammatisch sind. Hinter diesen Problemen verbirgt sich die alte Problematik des genitivus subjectivus und objectivus, bei deren Unterscheidung freilich auch in der traditionellen Grammatik schon Transformationen im Spiele waren (vgl. z.B. die Mehrdeutigkeit von *der Besuch des Arztes* im Deutschen). Diese Intuitionen werden jetzt explizit und formal erklärt.

6.2.5 Verhältnis von Syntax und Semantik

Die Tatsache, daß manche zweideutigen Sätze auf der Transformations-ebene eine verschiedene Darstellung erfahren, rechtfertigt für Chomsky eine unabhängige Beschreibung der Sprache in Begriffen der Transformationsstruktur. Um einen Satz zu verstehen, muß man den Kernsatz und die Transformationsgeschichte des gegebenen Satzes aus den Kernsätzen kennen. Der Prozeß des inhaltlichen Verstehens reduziert sich also auf die Erklärung der Kernsätze, aus denen sich die konkreten Sätze durch Transformationen herleiten.

Diese Theorie will Chomsky (1963, 93) verstanden wissen als vollkommen formal und asemantisch. Es sei viel unnötige Kraft verschwendet worden auf die – eo ipso falsch gestellte – Frage, ob man eine Gram-

matik *ohne* Bezug auf „meaning“ konstruieren könne. Diese Frage schließe schon die falsche Voraussetzung ein, daß man eine Grammatik *mit* Bezug auf „meaning“ konstruieren könne.

Putnam (1965, 1121) hat diese Frage Chomskys nach einer Grammatikbeschreibung unabhängig von der Bedeutung mit der ähnlich gelagerten Frage verglichen, ob man den Beruf eines Menschen herausfinden könne, ohne ihn bei der Arbeit zu sehen. Er hat auf beide Fragen die gleiche Antwort gegeben: „Das hängt davon ab, ein wie guter Detektiv Sie sind.“ Damit wird die Möglichkeit einer asemantischen Beschreibung von der Schärfe der anzuwendenden Methoden abhängig gemacht.

Es ist nicht zu leugnen, daß Intuitionen über die sprachliche Form für den Beschreibenden wertvoll sind; das Hauptziel der grammatischen Theorie ist es aber, diese Intuitionen zu ersetzen durch eine rigoros-objektive Methode. Dabei sind Intuitionen über „meaning“ nicht hilfreich.

Chomsky (1963, 94ff.) stellt noch einmal wichtige Argumente derer zusammen, die Grammatik von „meaning“ abhängig machen wollen:

- 1) Zwei Äußerungen sind phonetisch verschieden, wenn – und nur wenn – sie in der Bedeutung differenzieren.
- 2) Morpheme sind die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten.
- 3) Grammatische Sätze sind diejenigen, die semantische Bedeutung haben.
- 4) Die grammatische Beziehung Subjekt – Verb entspricht einer allgemeinen „strukturellen Bedeutung“ („structural meaning“) von Handlungsträger – Handlung („actor“ – „action“).
- 5) Die grammatische Beziehung Verb – Objekt entspricht einer allgemeinen „strukturellen Bedeutung“ von Handlung – Ziel („action“ – „goal“).

Chomsky versucht, diese Thesen zu widerlegen. 1) ist leicht zu widerlegen durch die Existenz von Synonymen und Homonymen, 2) durch die Existenz solcher Morpheme wie *do* (*Do you come?*) oder *to* (*I want to go.*), 3) ist bereits widerlegt worden (vgl. 6.2.1). Bei der Widerlegung von 4) und 5) hat Chomsky offensichtliche Schwierigkeiten. Als Gegenargument gegen 4) nennt er Sätze wie *Er empfing einen Brief* oder *Der Kampf hörte auf*, die zeigen sollen, daß die grammatische Beziehung Subjekt – Verb keineswegs immer die strukturelle Bedeutung „actor - action“ ausdrückt, „if meaning is taken seriously as a concept independent of grammar“ (1963, 100). Hier zeigt sich ein Mißverständnis des Begriffes „structural meaning“, der ja gerade *nicht* unabhängig von der Grammatik konzipiert worden ist – sowohl bei Fries (1963) für das Englische als auch bei Glinz (1961) für das Deutsche. In den von Chomsky genann-

ten Fällen besteht zwar keine semantische Beziehung actor – action, wohl aber eine strukturelle Beziehung dieser Art. Dasselbe gilt für die These 5), die Chomsky widerlegen will mit Sätzen wie *Ich mißachte seine Inkompetenz* oder *Ich verpaßte den Zug*, die – nach seiner Meinung – keine strukturelle Bedeutung Handlung – Ziel ausdrücken.

Abgesehen von diesen Detailfragen ist Chomskys grundsätzliche Argumentation gegen die genannten Thesen zwar paradox, aber doch wohl richtig. Ihre Verteidiger werfen den Gegnern vor, daß sie „meaning“ mißachten. In Wahrheit – so meint Chomsky (1963, 99ff.) – ist es gerade umgekehrt: Wer eine Variante der genannten Thesen akzeptiert, versteht unter „meaning“ jede Antwort auf sprachliche Impulse (im Sinne von Bloomfield), so daß der so weit gefaßte Begriff von „meaning“ völlig bedeutungslos und uninteressant wird. Wer dagegen etwas von „meaning“ hält, muß diese Deutung von „meaning“ und die genannten Thesen ablehnen.

Natürlich will Chomsky nicht leugnen, daß gewisse Beziehungen zwischen den grammatischen und den semantischen Zügen einer Sprache bestehen. Die genannten Thesen nennt er sogar „very nearly true“. Aber weil die Korrespondenzen nicht exakt genug sind, schlußfolgert Chomsky, daß „meaning“ relativ nutzlos für eine grammatische Beschreibung ist. Er betont ausdrücklich, daß man – im Sinne von Jakobson – nach der Erforschung der formalen Mittel deren semantische Funktionen untersuchen müsse, daß man aber keineswegs semantische Begriffe benutzen dürfe, um die Objekte der Grammatik zu determinieren. Die Grammatik soll vielmehr *asemantisch* bestimmt werden von der Phrasenstruktur und der Transformationsstruktur und zusätzlich morphophonemische Regeln erhalten (1963, 106f.). Chomskys Grammatik soll als asemantisch-strukturelle Neuformulierung des Teiles von „meaning“ verstanden werden, der sich auf die „structural meanings“ richtet. Damit wird der Begriff „meaning“ weitgehend vermieden, ist er doch – wie Chomsky meint – ohnehin zum Auffangbecken für alles das in der Sprache geworden, worüber wir wenig wissen. Er hält es für fragwürdig (1963, 103f., 108), den grammatischen Kategorien „structural meanings“ zuzusprechen, weil das eine völlig systematische Verwendung der grammatischen Mittel, gleichsam eine 1:1-Entsprechung von Form und Funktion voraussetzt.

6.2.6 Zusammenfassung

Zur ersten Phase der generativen Transformationsgrammatik Chomskys läßt sich zusammenfassend sagen:

- 1) Die generative Grammatik Chomskys ist keine bloße Kollektion von Fakten, sondern geht über ein solches vorwissenschaftliches Stadium

hinaus wie im Grunde jede Wissenschaft, die abstrakte Theorien einführen und ihre verallgemeinernde und vorhersagende Kraft an den Fakten beweisen muß. Chomsky hat selbst betont (1964d, 174f.), daß seine generative Grammatik mehr sei als ein bloß distributionalistisches Verzeichnis von Phonemen, Morphemen usw., daß sie vielmehr ein System von expliziten Regeln darstelle, die jeder Phonemfolge einer gegebenen Sprache (nicht nur den zusammengetragenen Beispielen aus einem Text) eine strukturelle Beschreibung auf verschiedenen Ebenen zuweisen, die ein Maximum an Information vor allem über die Grammatikalität eines Satzes und die Abweichungen von dieser Grammatikalität garantieren.

- 2) Die generative Grammatik steht damit im Gegensatz zu den taxonomisch-distributionalistischen Grammatiken, die nur Fakten katalogisieren. Sie ist eine rigorose Explizierung unserer Intuitionen über die Sprache in einem axiomatischen System, das in der Lage sein muß, nicht nur bestimmte Texte eines gegebenen Textes zu interpretieren, sondern *alle* Sätze einer Sprache zu generieren einschließlich derer, die bisher nicht geäußert worden sind, aber geäußert werden können. Somit stellt sich die generative Grammatik als eine Art Maschine dar, die *alle* und *nur* die grammatischen Sätze einer Sprache generiert. Sie beschreibt nicht die schon gegebenen Sprech- oder Schreibereignisse (wie das die traditionelle Philologie mit gegebenen Texten und die modernen Deskriptivisten mit Tonbandaufnahmen tun), sondern sie beschreibt die intuitiven Auffassungen der Sprecher über die Form von grammatisch richtigen Sätzen, die jenen Sprech- und Schreibeignissen zugrunde liegen. Eine Sammlung möglichst vieler „belegter“ Stellen – oft sogar als Hauptbestandteil linguistischer Arbeiten – kann dazu nur wenig beitragen, da die Bereitstellung von solchen Sammlungen im Grunde nichts erklärt, keine Zusammenhänge einsichtig macht und keinerlei Feststellungen über Grammatikalität oder bestimmte Regularitäten enthält (vgl. auch Bierwisch 1963, 5, 9ff.). Es sei ein Irrtum zu glauben, eine wissenschaftliche Theorie in den Fakten selbst finden zu können.
- 3) Im allgemeinsten Sinne ist die generative Grammatik eine „hypothesis about the principles of sentence formation in this language“ (Chomsky 1964c, 173). Während die strukturell-distributionalistischen Grammatiken analytisch-induktiv verfahren, d.h. ein System nach bestimmten Regeln aus einem Text induzieren, arbeitet die generative Grammatik eher synthetisch-deduktiv (vgl. auch Růžicka 1964, 207f.): Das System wird nicht aus einem Text induziert, die Texte werden viel-

mehr aus dem System deduziert. Der Satz ist nicht nur das Objekt, sondern zugleich auch das Ergebnis der generativen Grammatik.

- 4) Damit kann die Rolle von „Syntactic Structures“ in der Entwicklung des amerikanischen Strukturalismus bestimmt werden. Lees (1964, 137ff.) hat betont, daß der Hauptbeitrag des Bloomfieldschen Strukturalismus darin bestand, vage semantische Definitionen durch präzise formale Definitionen (z.B. der Wortklassen) ersetzt zu haben. Dieser erste Schritt genügte bald nicht mehr, weil mit dem bloßen Segmentieren und Klassifizieren nicht viel gewonnen war. Im zweiten Schritt bildete sich die IC-Analyse heraus, die aber ihrerseits (z.B. zur Erklärung von Homonymien) nicht ausreichte. Es entwickelte sich folgerichtig – im dritten Schritt – neben der Formations- eine Transformationsgrammatik.

Auf diese Weise erweist sich die Transformationsgrammatik Chomskys als eine notwendige *Folge* des Bloomfieldschen Strukturalismus. Sie ist aber zugleich auch dessen *Aufhebung*. Davon zeugt nicht nur die Absage an die katalogisierenden distributionellen Methoden, sondern auch der noch grundsätzlichere Unterschied zwischen amerikanischen Strukturalisten und Transformationalisten. Folgerichtig hat dann Katz (1964, 124ff.) ein Tabu des amerikanischen Strukturalismus gebrochen und den von Bloomfield aus der Sprachbeschreibung ausgeschlossenen *Mentalismus* nicht nur rehabilitiert, sondern sogar als leistungsfähiger angesehen als den Bloomfieldschen Physikalismus (der sich in den taxonomischen Grammatiken niedergeschlagen hatte). Chomsky (1963, 327f.) hat gezeigt, daß die antimentalistischen Argumente der Bloomfield-Schule sich im Grunde gegen jede erklärende Theorie wenden (und zur Eliminierung der Wissenschaft überhaupt führen können).

- 5) Chomsky stellt folgende Bedingungen an seine Grammatik (vgl. auch Lees 1957, 382ff.): Die erste Bedingung ist die der „simplicity“, d.h. die Benutzung eines Minimums an Symbolen zur Erklärung eines Maximums an sprachlichen Daten. Die zweite Bedingung besteht in der generativen Kraft: Eine Grammatik ist nur dann leistungsfähig, wenn sie automatisch alle grammatischen Sätze einer Sprache – und nur diese – zu generieren vermag. Drittens schließlich muß die Grammatik unser intuitives Verständnis sprachlicher Erscheinungen explizieren, also z.B. mehrdeutigen Sätzen unterschiedliche Beschreibungen zuweisen.
- 6) Das wesentlichste Ergebnis von „Syntactic Structures“ ist die „Entdeckung“ einer neuen Ebene der linguistischen Struktur – der Transformationsebene, auf der manche Probleme lösbar sind, die auf Phra-

senstrukturebene nicht zu lösen sind. Die PS-Regeln brauchen nur noch auf ein Zentrum von wenigen Kernsätzen angewandt zu werden, aus denen mit Hilfe von Transformationen alle anderen Sätze mit abgeleiteten Konstituentenstrukturen entwickelt werden. Freilich ist die Transformationsebene nicht völlig neu; denn einmal knüpft Chomsky an Harris an, und zum anderen hat es – wenn auch nicht in systematischer Anwendung – Transformationen auch schon in der traditionellen Grammatik gegeben. Aber die von Chomsky entwickelten Transformationen sind ein systematisches, formalisiertes Regelwerk und stehen grundsätzlich unter generativem Aspekt.

- 7) Dabei muß einem verbreiteten Mißverständnis vorgebeugt werden: Transformationsgrammatik und generative Grammatik sind nicht völlig dasselbe. Das Transformationsmodell ist bei Chomsky nur *eine* Möglichkeit der generativen Grammatik (neben dem kommunikationstheoretischen und dem PS-Modell), seine generative Grammatik umfaßt nicht nur Transformationsregeln, sondern auch PS-Regeln und morphophonemische Regeln. Auf der anderen Seite ist mit Transformationen auch gearbeitet worden außerhalb der generativen Grammatik: So lassen sich auch die „Verschiebe-“ und „Weglaßprobe“ von Glinz (1961) als Transformationen ansprechen ebenso wie „Testtransformationen“ jeglicher Art (als wertvolles Mittel zur Erkenntnis sprachlicher Regularitäten). Noch deutlicher ausgedrückt: Die generative Grammatik und die Transformationsmethode dürfen nicht verwechselt werden, weil einerseits generative Grammatiken (z.B. Šaumjan 1965) auch ohne Transformationsregeln möglich sind und eine Transformationsanalyse zur Aufdeckung syntaktischer Beziehungen fähig ist, auch ohne daß sie im Rahmen eines generativen Modells stehen müßte.
- 8) Auch zwischen dem Transformationsbegriff bei Harris und dem bei Chomsky bestehen wesentliche Unterschiede (vgl. auch Lees 1961a; 1961b): Für Harris ist die Transformation eine Äquivalenzbeziehung zwischen zwei Sätzen mit gleichen syntaktischen Umgebungen; diese Transformationen sind meist umkehrbar. Chomskys Transformationen dagegen sind abstrakte Regeln innerhalb der generativen Grammatik, mit deren Hilfe alle grammatischen Sätze einer Sprache generiert werden können; sie sind deshalb auch nicht umkehrbar. Daraus folgt, daß bei Chomsky – im Unterschied zu Harris – bereits Transformationen (obligatorischer Art) in den Kernsätzen enthalten sind. Bei Harris dagegen sind die Transformationen Äquivalenzbeziehungen zwischen bereits vorhandenen, konkreten, gleichsam „fertigen“ Sätzen der Sprache (zwischen den Endketten des Formationsteils), die es nicht

zulassen, Elemente hinzuzufügen oder wegzulassen, die also den gleichen Satz von Kookkurrenzen haben. Wenn aber Chomsky etwa von einer Numerustransformation spricht (ohne die es keinen konkreten Satz in der Sprache gibt), erhebt sich unwillkürlich die Frage, ob es überhaupt Kernsätze ohne obligatorische Transformationen gibt, ob der Begriff „Kernsatz“ überhaupt noch einen exakten Sinn hat (vgl. auch Heidolph 1964, 97f., 108f.).

6.3 Die zweite Phase der generativen Grammatik Chomskys („Standardtheorie“)

6.3.1 Überblick und grundlegende Veränderungen

In seiner zweiten Phase hat sich Chomsky erheblich von seiner asemantischen Theorie der syntaktischen Struktur entfernt. Die neue Version seiner generativen Grammatik bahnte sich an mit seinem Vortrag „The Logical Basis of Linguistic Theory“ (auf dem IX. Internationalen Linguistenkongreß 1962 in Cambridge/Mass.; vgl. 1964c), der später etwas modifiziert in seinem Buch „Current Issues in Linguistic Theory“ (1964b) erschienen ist. Einen weiteren Ausbau erfuhren diese Gedanken in dem Referat Chomskys über „Categories and Relations in Syntactic Theory“ (auf dem II. Internationalen Symposium „Zeichen und System der Sprache“ 1964 in Magdeburg; vgl. 1964a), das Teil des größeren Buches „Aspects of the Theory of Syntax“ (1965a) ist. Dieses umfassendere Werk gilt als die geschlossenste Darstellung der *Standardtheorie* der generativen Grammatik Chomskys.

Die syntaktische Komponente der Grammatik wird jetzt spezifiziert in eine Tiefenstruktur – als Grundlage für die semantische Interpretation – und in eine Oberflächenstruktur – als Grundlage für die phonologische Interpretation. Chomsky wirft der strukturell-taxonomischen Grammatik vor, daß sie die Oberflächen- und Tiefenstruktur gleichsetzt. Damit wird die Differenzierung Hocketts (1959, 249) zwischen „deep grammar“ und „surface grammar“ für die generative Grammatik fruchtbar gemacht. Diese neue Unterscheidung deckt sich nicht mit der alten Unterscheidung zwischen Phrasenstruktur- und Transformationsgrammatik, sondern überschneidet sich mit ihr. Auf Grund dieser Unterscheidung bestimmt jetzt Chomsky – und mit ihm Katz/Postal (1964) – die Rolle der Transformationen neu: Während die IC-Analyse nur der Oberflächenstruktur gerecht wird, leiten die Transformationen die Oberflächen- aus der Tiefenstruktur ab.

Dabei wird die Tiefenstruktur mit Hilfe von „base phrase markers“ beschrieben; aus dieser werden mit Hilfe von Transformationen die abgeleiteten P-Marker gewonnen. Die „base phrase markers“ sind die Basis

der Grammatik und konstituieren die Tiefenstruktur. Jedem Satz liegt eine Reihe von solchen Basis-P-Markern zugrunde, aus denen mit Hilfe von Transformationen die Oberflächenstruktur der Sätze generiert wird. Unter den Sätzen, die nur einen einzigen Basis-P-Marker haben, gibt es eine Teilmenge, die nur ein Minimum an Transformationen für ihre Generierung fordert. Diese Teilmenge sind die Kernsätze, die aber – wie Chomsky nun selbst eingesteht – rein intuitiv abgegrenzt werden. Damit verliert der Begriff des „Kernsatzes“ seine beherrschende Rolle. Wesentlich dagegen wird – neben der ersten Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur – die zweite Unterscheidung zwischen Satz und P-Marker und – damit verbunden – die neue Rolle der Transformationen in der generativen Grammatik.

Nach diesen Unterscheidungen prüft Chomsky (1964a, 4ff.) den Informationswert der traditionellen Grammatik, den er nun für recht hoch ansieht, da sie folgende Informationen enthält:

- 1) kategoriale Information (Aufgliederung eines Satzes in NP, VP, V usw.);
- 2) funktionale Interpretation (ein Glied fungiert als Subjekt von, als Objekt von ...);
- 3) semantische Information (abstrakt, zählbar, belebt usw.).

Funktionen dürfen nicht verwechselt werden mit den grammatischen *Kategorien*; sie sind für Chomsky grundsätzlich *Relationen* der Tiefenstruktur: Im Satz *A wurde von B überredet zu gehen* wäre also B Subjekt von *überreden*, A Objekt von *überreden* und Subjekt von *gehen*. Wesentlich ist,

- 1) daß diese Funktionen semantisch interpretierbar sind und keinen Oberflächencharakter haben (im Unterschied z.B. zu Fries, Glinz);
- 2) daß diese Funktionen immer Relationen sind; deshalb muß – vor allem bei verwickelteren Beziehungen – immer angegeben werden: Subjekt *von*, Objekt *von* usw.

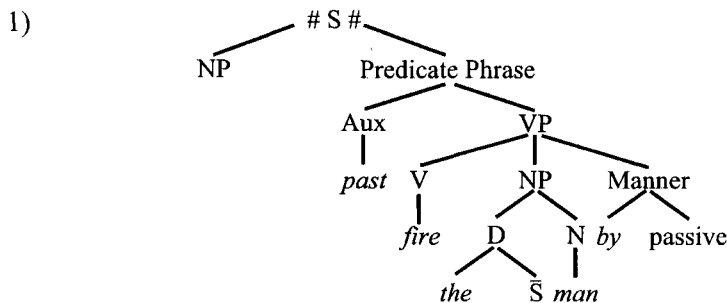
Solche grammatischen Funktionen sind etwa „Subject-of“ (definiert als [NP, S], d.h. als Beziehung einer NP zum ganzen Satz), „Object-of“ (definiert als [NP, VP], d.h. als Beziehung einer NP zu der unmittelbar übergeordneten VP). Der Funktionsbegriff Chomskys weist damit zwar auf Relationen, aber es handelt sich nicht – im Gegensatz zu Bloomfield, Harris und Fries, die die Funktion eines sprachlichen Elements mit dessen Position in der Oberflächenstruktur identifizieren – um Relationen der Oberflächenstruktur, sondern um semantisch interpretierbare Relationen der Tiefenstruktur. Die Tatsache, daß die Tiefenstruktur (mit den grammatischen Funktionen) von der Oberflächenstruktur verschieden ist,

ist für Chomsky die primäre Motivation und Rechtfertigung für die neue Version der Standardtheorie.

6.3.2 Neue Rolle der Transformationen; Verzweigungsregeln, Subkategorisierungsregeln und Lexikon

Es ist die Aufgabe von *Transformationen* in dieser zweiten Phase der generativen Grammatik, „to convert an abstract deep structure that expresses the content of a sentence into a fairly concrete surface structure that indicates its form“ (Chomsky 1964a, 76). Eine grammatische Transformation wird verstanden als Regel, die auf den gesamten P-Marker angewendet wird (nicht nur auf bestimmte Endketten); sie ist ein “mapping of P-markers into P-markers” (Chomsky/Miller 1963, 301; Chomsky 1964b, 13). Die syntaktische Beschreibung liefert einen Satz von zugrunde liegenden P-Markern (= die Tiefenstruktur), einen abgeleiteten P-Marker (= die Konstituenten- oder Oberflächenstruktur) und einen T-(Transformations-)Marker, der die Ableitung selbst kennzeichnet. Auf diese Weise wird eine größere erklärende Kraft erreicht als im taxonomischen Modell, das für jede Äußerung nur einen einzigen P-Marker vorgesehen hatte, der sowohl als Oberflächen- als auch als Tiefenstruktur dienen mußte.

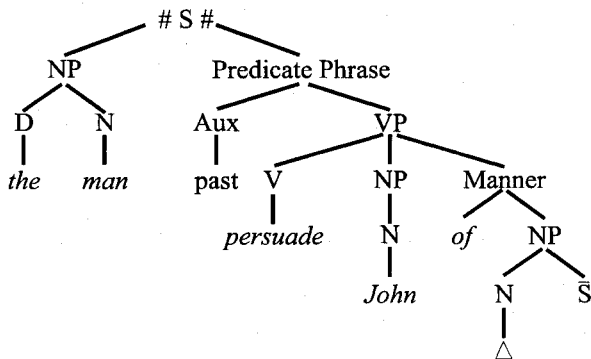
Als Beispiel für die neue Rolle der Transformation wählen wir den Satz *The man who persuaded John to be examined by a specialist was fired* (vgl. Chomsky 1964a, 67ff.), der 3 Basis-P-Marker enthält:



D.h.: *The man (who ...) was fired by ...*

NP (als Subjekt von *fire*) ist nicht ausgedrückt; \bar{S} ist ein potentieller Satz, der an der angegebenen Stelle substituiert werden muß.

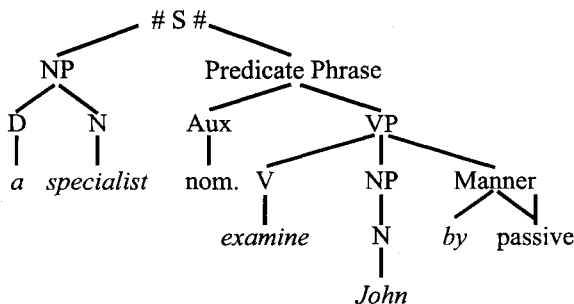
2)



D.h.: *The man persuaded John (of ...)*

Δ bedeutet ein unspezifiziertes Element (hier: *John*), das später ohnehin durch Transformation eliminiert wird.

3)



D.h.: *A specialist examined John.*

nom. charakterisiert den Zeit- bzw. Modalbezug, hier die Nominalform des Inf. Pass. (*be examined*).

Die Transformationsgeschichte des gesamten Satzes wird in Form eines T-Markers (im Unterschied zum P-Marker) festgehalten:

- 1) _____ T_E — T_R — T_P — T_{AD}
- 2) _____ T_E — T_D — T_{io} /
- 3) — T_P /

Der T-Marker enthält sämtliche Schritte, die bei der Generierung der Oberflächenstruktur des Gesamtsatzes aus der Tiefenstruktur (der Basis-P-Marker) gegangen werden müssen:

- 1) Auf den P-Marker 3) ist die Passivtransformation (T_P) anzuwenden.
- 2) Das gewonnene Resultat ist durch Substitutions- bzw. Einbettungstransformation (T_E) in den P-Marker 2), und zwar für \bar{S} einzubetten. Wir erhalten: *The man persuaded John of John being examined by a specialist.*

- 3) Im gewonnenen Resultat muß das wiederholte *John* eliminiert werden durch T_D (Eliminierungs- bzw. „Deleting-Transformation“).
- 4) Im gewonnenen Satz wird *of Δ nom* ersetzt durch *to* (T_{10}). Wir erhalten: *The man persuaded John to be examined by a specialist*.
- 5) Dieser Satz wird eingebettet in die Position von \bar{S} in den P-Marker 1) (T_E).
- 6) Eine Relativtransformation T_R ersetzt *the man* durch *who*, so daß an dieser Stelle entsteht: *Δ fired the man who persuaded John to be examined by a specialist (by passive)*.
- 7) Auf diesen Satz wird die Passivtransformation T_P angewendet.
- 8) Schließlich wird das Agens eliminiert (T_{AD}).

Im Unterschied zu „Syntactic Structures“ hält Chomsky nun (1964a, 27ff., 31ff.) die Phrasenstrukturgrammatik als Grundlage für die Transformationsgrammatik nicht mehr für geeignet. Die Syntax soll vielmehr jetzt folgende Komponenten enthalten:

- 1) Verzweigungsregeln ($S \rightarrow NP + Aux + VP \dots$)
- 2) Subkategorisierungsregeln ($N \rightarrow [+N, \pm Count, \pm Common \dots]$)
- 3) Lexikon (*sincerity* $\rightarrow [+N, -Count, +Abstract \dots]$)

Im Unterschied zur taxonomischen Grammatik werden komplexe Symbole eingeführt. Eine Grammatik mit solchen komplexen Symbolen ist jedoch keine PS-Grammatik mehr. Chomsky hält es nun für einen Irrtum, daß man früher angenommen hatte, die Basis der Transformationsgrammatik solle sich auf ein System von PS-Regeln beschränken.

Innerhalb der Subkategorisierungsregeln unterscheidet Chomsky (1964, 38f., 55) zwei Arten:

- 1) strenge Subkategorisierungsregeln (die für jedes Wort die syntaktisch-kategoriale Umgebung festlegen – etwa: $[-Adj]$, $[-that]$, $[-Sn]$);
- 2) Selektionsregeln (die für jedes Wort die Umgebung in Begriffen wie $[-belebt]$, $[-abstrakt]$, $[-zählbar]$ festlegen).

Die strengen Subkategorisierungsregeln operieren mit kategorialen Symbolen:

look $[+V + \text{Präp. Phrase}, +Adj, +like + \text{Präd.-Nomen}]$
 (z.B.: *he looks at the book, he looks sad, he looks like my friend*)
believe $[+V + NP, +that \bar{S}]$
 (z.B.: *he believes him, he believes that she comes*)

Im Unterschied zur ersten Phase seiner generativen Grammatik hält es Chomsky jetzt für unmöglich, syntaktische und semantische Beschreibung in der Weise streng voneinander zu trennen, daß bestimmte Probleme als „rein semantisch“ einfach aus der Grammatik ausgeschlossen werden. Eine Unterscheidung zwischen *Colorless green ideas sleep furiously* und *Revolutionary new ideas appear infrequently* müsse – im Gegensatz zu „Syn-

tactic Structures“ (vgl. 6.2.1) – sehr wohl syntaktisch motiviert werden können; andernfalls würde sich die Syntax auf Erscheinungen wie Flexion und Rektion reduzieren (vgl. 1964b, 7f.). Eben deshalb enthält seine Syntax jetzt Subkategorisierungsregeln, führt sie mit den Selektionsbeschränkungen Elemente in die syntaktische Komponente seiner Grammatik ein, die er früher als „semantisch“ ausgeschlossen hätte.

Die Tiefenstrukturen werden von Chomsky (1964a, 75ff.) definiert als „structures generated by the base component“, die Oberflächenstrukturen bestimmen die Form des Satzes. Während früher die Transformationen generativ waren (d.h. aus einer beschränkten Anzahl von Kernsätzen alle Sätze ableiten sollten), sind sie jetzt nur noch interpretativ: Sie interpretieren die Oberflächenstrukturen, indem sie diese auf Tiefenstrukturen zurückführen. Sie sind damit nicht eigentlich ein Schöpfer, sondern eher ein Filter, durch den nur bestimmte P-Marker als Tiefenstrukturen sichtbar gemacht werden.

6.3.3 *Grade der Grammatikalität*

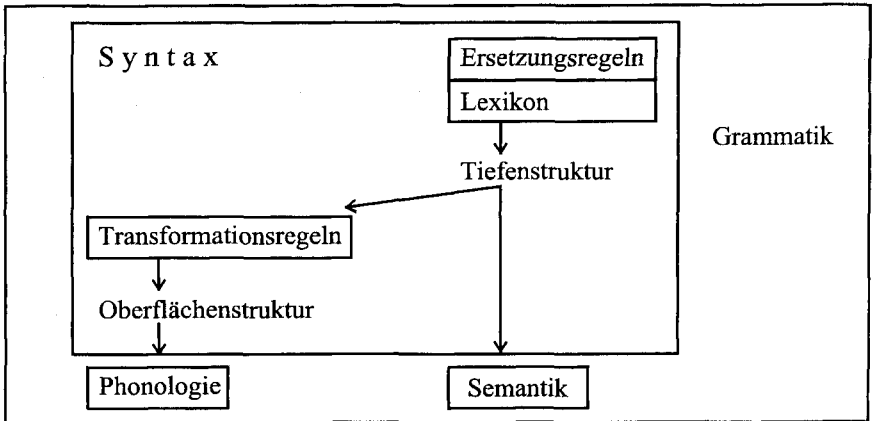
Damit im Zusammenhang steht die Einsicht in verschiedene Grade der Grammatikalität. Chomsky (1964a, 85ff.) unterscheidet – entsprechend den in die syntaktische Komponente neu eingebauten Regeln – beim Normalsatz *Sincerity may frighten the boy* drei Stufen der Verletzung der Grammatikalität:

- 1) Verletzung der grammatischen Kategorie:
*Sincerity may **virtue** the boy.* (Das Verb ist durch ein Nicht-Verb ersetzt.)
- 2) Verletzung der strengen Subkategorisierungsregeln:
*Sincerity may **ellapse** the boy.* (Das transitive Verb ist durch ein intransitives ersetzt.)
- 3) Verletzung der Selektionsregeln:
*Sincerity may **admire** the boy.* (Das transitive Verb ist durch ein anderes transitives Verb ersetzt, das aber kein abstraktes Subjekt zuläßt.)

Die Abweichung von der Grammatikalität ist bei 1) am größten, bei 2) weniger groß, bei 3) noch geringer (sie bleibt aber ein Verstoß gegen die Grammatikalität). Darum erscheint es Chomsky (1964a, 101f.; anders etwa Katz 1966) besser, die Selektionsregeln nicht in die semantische, sondern in die syntaktische Komponente einzubeziehen. Damit ist die (frühere) strikte Gegenüberstellung grammatisch vs. ungrammatisch aufgehoben und spezifiziert.

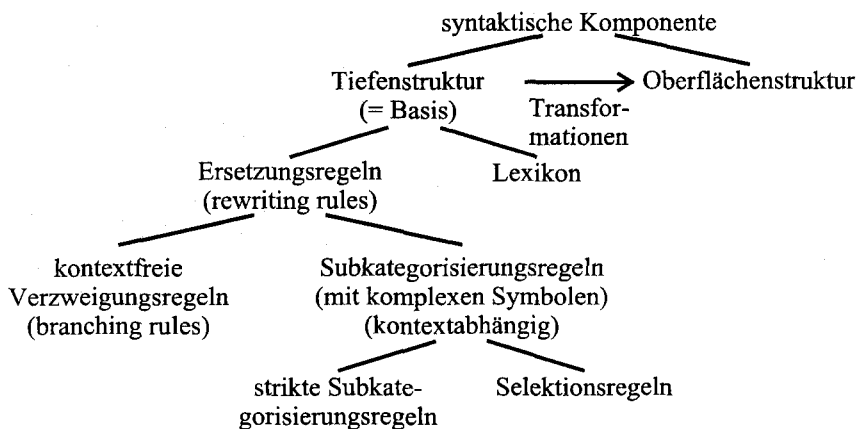
6.3.4 Aufbau und Komponenten der Grammatik

Nach Chomskys Konzeption stellt sich der Aufbau der generativen Grammatik nun etwa wie folgt dar (vgl. auch Bierwisch 1966, 53):



Die Grammatik insgesamt enthält eine syntaktische, eine semantische und eine phonologische Komponente, von denen die letzteren beiden rein interpretativ sind und keine Rolle spielen bei der Generierung von Satzstrukturen. Die syntaktische Komponente ihrerseits enthält einen Basis-Teil (bestehend aus einem Lexikon und den Ersetzungsregeln), der die Tiefenstrukturen generiert, und einem Transformationsteil, der die Tiefenstruktur in die Oberflächenstruktur verwandelt. Die Tiefenstruktur erhält in der semantischen Komponente eine semantische, die Oberflächenstruktur in der phonologischen Komponente eine phonologische Interpretation (vgl. vor allem Chomsky 1965, 16, 137f.; 1966a, 7). Wesentlich an dieser neuen Konzeption ist nicht nur die Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur sowie die neue Rolle der Transformationen, sondern auch die Tatsache, daß die Basis der Grammatik ein Lexikon enthält und die Semantik auf der Voraussetzung der Syntax beruht.

Die syntaktische Komponente der generativen Grammatik umfaßt nach dieser Version folgenden Regelapparat (vgl. auch Steube 1966, 57ff., 80ff.):



Dieses Schema macht deutlich, daß die Basis der Syntax keine Phrasenstrukturgrammatik mehr ist; denn sie enthält nicht nur ein Lexikon, sondern auch – neben den schon vorher bekannten kontextfreien kategorialen Verzweigungsregeln – *Subkategorisierungsregeln* mit komplexen Symbolen. Bei Chomsky (1965a, 90ff., 112f.) wird das Substantiv kontextfrei – nach inhärenten Merkmalen – subkategorisiert, das Verb jedoch abhängig vom Kontext. Unter den kontextabhängigen Subkategorisierungsregeln werden *strikte Subkategorisierungsregeln* – die die lexikalische Einheit mit Hilfe von kategorialen Begriffen subkategorisieren – unterschieden von *Selektionsregeln*, die den möglichen Rahmen des lexikalischen Elements in nicht-kategorialen Merkmalen wie z.B. [\pm abstract], [\pm animate] usw. festlegen (die anderswo eher als „semantisch“ verstanden werden). Die Ersetzungsregeln generieren Vorendketten (= preterminal strings), aus denen die Endketten der syntaktischen Komponente (= terminal strings) gebildet werden durch Einsetzung einer Lexikoneintragung nach den entsprechenden Lexikonregeln. Nur solche lexikalischen Formative können in die Vorendketten eingesetzt werden, deren Merkmale mit dem gegebenen P-Marker verträglich sind; anderenfalls wird die Einsetzung blockiert, weil sonst ein ungrammatischer Satz entstünde.

6.3.5 Ebenen der Adäquatheit

Einen weiteren Diskussionsgegenstand stellt auch die Stufenfolge der *Adäquatheitsebenen* dar, wie sie von Chomsky (1964b, 28f.) entwickelt worden ist. Auf der niedrigsten Stufe der *Beobachtungsadäquatheit* gibt die Grammatik die beobachteten primären Daten (d.h. die unmittelbaren Gegebenheiten eines Textes) korrekt wieder. Schon diese Stufe verlangt eine Entscheidung darüber, welche Eigenschaften eines Textes relevant

bzw. signifikant sind, da das nicht aus dem Text selbst unmittelbar hervorgeht (sondern z.T. von der linguistischen Theorie abhängt); deshalb sind die Daten eines Textes nicht identisch mit den linguistischen Fakten (vgl. Chomsky 1961, 219). Die zweite Stufe der *Beschreibungsadäquatheit* gibt darüber hinaus einen korrekten Bericht der linguistischen Intuitionen des Muttersprachlers *über* diese Daten. Damit werden nicht nur die relevanten Daten wiedergegeben, sondern auch die diesen Daten zugrunde liegenden Regularitäten, die jedoch nur gefunden werden können durch Berufung auf die linguistischen Intuitionen des Muttersprachlers. Die dritte und höchste Stufe der *erklärenden* Adäquatheit wird erreicht, wenn die linguistische Theorie nicht nur einen *Bericht* über die linguistischen Intuitionen liefert, sondern zugleich eine *Erklärung* dieser Intuitionen bereitstellt und auf diese Weise die prinzipielle Basis für die Selektion einer – im Verhältnis zu den beobachteten Daten – deskriptiv adäquaten Grammatik schafft. Eine Grammatik ist dann explanativ adäquat, wenn sie in der Lage ist, die inneren Fähigkeiten des Sprechers zu erklären, die es ihm ermöglichen, für sich selbst eine Grammatik aufzubauen.

Chomsky (1964b, 29f.) hat diese Reihenfolge der Adäquatheitsebenen mit einer Wertung verbunden: Während sich die strukturalistische Distributionsgrammatik auf der niedrigsten Stufe der Beobachtungsadäquatheit befindet, erreicht die traditionelle Grammatik meist die Stufe der beschreibenden Adäquatheit. Damit wird eine deutliche Rückwendung der generativen Grammatik – in ihrer zweiten Phase – zur traditionellen Linguistik und ein noch deutlicherer Gegensatz zum deskriptiven Strukturalismus sichtbar. Chomsky begreift seine generative Grammatik jetzt gleichsam als Aufhebung der strukturellen Linguistik deskriptivistischer Prägung.

Beispielhaft sei dafür die kontroverse Deutung zweier Genitive (*the doctor's house* – *the doctor's arrival*) genannt. Der traditionelle Grammatiker Jespersen hatte diese beiden Genitive unterschiedlich gedeutet, war aber von dem Strukturalisten Nida dafür angegriffen worden, weil die beiden Genitive strukturell – d.h. in der Oberflächenstruktur – gleich seien. Chomsky (1964c, 924f.) ergreift jetzt die Partei Jespersens gegen Nida, da die Analyse Jespersens mehr Information enthalte. Die Interpretation Jespersens sei vom Standpunkt der beschreibenden Adäquatheit korrekt, wenn auch innerlich noch unmotiviert, d.h. für die Stufe der erklärenden Adäquatheit noch nicht ausreichend.

6.3.6 *Kompetenz und Performanz, Mentalismus und Physikalismus, Grammatikalität und Akzeptabilität*

Im Anschluß an die fundamentale Unterscheidung de Saussures zwischen „*langue*“ und „*parole*“ differenziert die neue Version der generativen Grammatik zwischen *Kompetenz* und *Performanz*. In der deskriptiven Linguistik behavioristischer Provenienz war nicht nur der Unterschied zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur unbemerkt geblieben, sondern war auch die Saussuresche Trennung weitgehend eingeebnet worden: Wenn Fries (1945, 6) ausdrücklich sagt, „*the speech is the language*“, wird die Sprache – im behavioristischen Sinne – auf das Sprechen, auf das tatsächliche Verhalten reduziert.

Demgegenüber betont die generative Grammatik den fundamentalen Unterschied zwischen „*language*“ und „*speech*“, zwischen Kompetenz und Performanz. Die Kompetenz meint das implizite *Wissen* des Sprechers/Hörers von seiner Sprache, die Performanz den tatsächlichen *Gebrauch* der Sprache in konkreten Situationen. Die Kompetenz ist das, was der Sprecher einer Sprache implizit *weiß*, die Performanz das, was er *tut* (vgl. Chomsky 1965a, 4). Das Problem für den Linguisten (ebenso wie für das eine Sprache lernende Kind) besteht folglich darin, aus den beobachtbaren Daten der Sprachverwendung die Kompetenz, d.h. das zugrunde liegende System der Regeln zu determinieren, das der Sprecher/Hörer beherrscht und in der aktuellen Performanz gebraucht. Eine Grammatik muß deshalb ein Bericht über die Kompetenz sein, wenn sie die Fähigkeit des Sprechers erklären will, beliebige Sätze der betreffenden Sprache zu verstehen und zu produzieren. Dieses Interesse an der Kompetenz bedeutet keineswegs ein Desinteresse an der Verwendung; aber die Verwendung kann ernsthaft nur studiert werden auf der Grundlage einer expliziten Theorie der zugrunde liegenden Kompetenz.

Die Kompetenz ist ein System abstrakter Objekte wie eine Symphonie (als Gesamtkomposition), die Performanz dagegen als aktuelles „*behavior*“ gleicht eher den Aufführungen einer Symphonie (vgl. Katz/Postal 1964, IX). Wie die Aufführungen einer Symphonie keine invarianten Realisationen der Symphonie selbst sind, so sind auch die „*speech performances*“ keine invarianten Realisationen der abstrakten Objekte der „*language*“. Zur Verwendung gehören außer der Kompetenz noch andere Parameter (Fähigkeiten, Kontexte, Publikum usw.). Aber wie die Aufführungen einer Symphonie gemessen werden sollten an der Symphonie selbst, so muß auch die Verwendung auf der Basis der Kompetenz studiert werden.

Die neue Unterscheidung von Kompetenz und Performanz entspricht damit weitgehend der Saussureschen Unterscheidung von *langue* und *pa-*

role. Aber die *langue* wird nicht mehr verstanden – wie bei de Saussure (vgl. 2.2) – als statisch-systematisches Inventar von Zeichen, als „store-house of signs“, weil damit im Grunde die Syntax aus dem Bereich der *langue* ausgeschlossen und der *parole* zugewiesen wird. Die *langue* wird vielmehr – im Sinne von Humboldt – dynamisch als generativer Prozeß aufgefaßt, mehr als Erzeugung denn als Erzeugtes. Deshalb orientiert sich die generative Grammatik (vgl. Chomsky 1964b, 17ff., 22ff.) nun stärker an Humboldt als an de Saussure.

Diese Orientierung auf Humboldt ist jedoch eine grundsätzlich andere als die Wiedergeburt Humboldts in der inhaltbezogenen Grammatik Weisgerberscher Prägung: Während dort die Begriffe „innere Sprachform“ und „Weltansicht der Sprache“ in neuromantischem Sinne neu belebt werden, betont die generative Grammatik den kreativen Aspekt der Sprache, den Humboldt als Repräsentant der „cartesischen“ Linguistik besonders deutlich akzentuiert hatte. Chomsky (1966b, 19ff.) hat selbst mehrfach betont, daß der Gedanke, die Sprache determiniere den Erkenntnisprozeß sowie das Weltbild des Menschen und bilde eine „Zwischenwelt“ zwischen dem Menschen und der Wirklichkeit, nicht nur romantisch ist, sondern auch im Gegensatz zur cartesianischen Linguistik (und damit auch zur generativen Grammatik) steht: Während in der romantischen (und neuromantischen) Konzeption Humboldts (und Weisgerbers) das Empfinden und Handeln des Menschen weitgehend als von seiner Sprache determiniert angesehen wird, hinter Sprachverschiedenheiten immer geistige Verschiedenheiten vermutet werden, sind für den cartesianischen (und generativen) Standpunkt im Gegensatz dazu geistige Prozesse allen Menschen gemeinsam und universal.

Mit der Unterscheidung von Kompetenz und Performanz verbunden ist die Alternative zwischen *Mentalismus* und *Physikalismus*. Weil hinter der Verwendung immer die Kompetenz steht, ist die neue linguistische Theorie der generativen Grammatik grundsätzlich mentalistisch – im Gegensatz zu Bloomfield und zum deskriptiven Strukturalismus, der den Mentalismus ein für allemal aus der Linguistik ausgeschlossen zu haben schien. Mit der Kompetenz wird eine geistige Realität erforscht, die allem aktuellen Behavior zugrunde liegt.

Die behavioristische Konzeption beschränkte sich indes auf die Beschreibung eines Corpus von Daten und mißachtete das Urteil des Informanten, ohne das – wie Chomsky (1965a, 193f.) meint – gegenwärtig das Sprachstudium überhaupt zur Sterilität verurteilt sei. Die deskriptive Linguistik verwirft den Begriff der Grammatikalität, auf dem jedoch jede grammatische Beschreibung gegründet ist, gleichgültig, ob sie traditionell, strukturalistisch oder generativ orientiert ist (vgl. Chomsky 1966b,

17ff.). Da sich die deskriptive Linguistik auf die Beschreibung eines Corpus beschränkte, konnte sie nicht in der Lage sein, etwas über die diesem Corpus zugrunde liegenden Regularitäten auszusagen. Die intuitiv gegebene Unterscheidung zwischen grammatischen und ungrammatischen Sätzen – auf der jede echte grammatische Beschreibung basiert – werde auch nicht in Frage gestellt durch den Umstand, daß man bisher noch keine völlig eindeutigen Tests für die Grammatikalität entwickeln konnte.

Diese Modifikation ist insofern bemerkenswert, als Chomsky noch in „Syntactic Structures“ (1963, 15f.) die *Akzeptabilität* als Kriterium für die *Grammatikalität* angesehen hatte. Nun (1965a, 195) werden beide Begriffe unterschieden: Der Begriff „akzeptabel“ gehört zur Performanz, der Begriff „grammatisch“ dagegen zur Kompetenz. Sowohl die Akzeptabilität als auch die Grammatikalität ist eine Sache des Grades, aber beide Skalen stimmen nicht überein. Die Grammatikalität ist nur *ein* Faktor zur Bestimmung der Akzeptabilität. Operationelle Tests sind zwar für die Akzeptabilität, nicht aber für die – abstraktere – Grammatikalität möglich. Ein grammatischer Satz kann – obwohl er grammatisch ist – nicht akzeptabel sein. Wenn etwa bei der Einbettung von Konstituentensätzen in einen Matrixsatz mit der Menge der eingebetteten Infinitive die entstehenden Sätze immer verwickelter werden, so nimmt nicht ihre Grammatikalität ab, sondern ihre Akzeptabilität. *Akzeptabel* ist ein Satz, wenn er wahrscheinlicher produziert und leichter verstanden wird, wenn er „natürlich“ ist (vgl. Chomsky 1965a, 11). *Grammatisch* dagegen ist ein Satz, wenn er dem Regelwerk der Grammatik genügt.

Die Grammatik ist ein Bericht über die Kompetenz des Sprechers/Hörers von seiner Sprache, über sein Wissen von der Sprache. Diese Information ist weder zu erhalten aus direkter Beobachtung noch aus den gegebenen Daten durch rein induktive Prozeduren. Gewiß können die aktuellen Daten der Verwendung manches über die Korrektheit von Hypothesen der Grammatik aussagen (so wird in der Praxis auch meist verfahren); die Grammatik aber ist „a theory of linguistic intuition“ und muß in ihrer Adäquatheit geprüft werden am Standard des stillschweigenden Wissens des Muttersprachlers, an seiner Kompetenz. Jeder Sprecher einer Sprache beherrscht eine generative Grammatik der betreffenden Sprache, die seinem Wissen von der Sprache entspricht; er braucht sich dabei der Regeln der Grammatik keineswegs bewußt zu sein. Die generative Grammatik beschäftigt sich mit diesen inneren Prozessen, die unterhalb der Ebene der aktuellen oder sogar potentiellen Bewußtheit liegen. Sie versucht zu spezifizieren, was der Sprecher/Hörer implizit *weiß*, nicht, was er über sein Wissen *berichten kann* (vgl. Chomsky 1965a, 8).

Deshalb ist die generative Grammatik auch nicht – wie es manchmal mißverstanden worden ist – ein Modell für den Sprecher, um nach dessen Regeln richtige aktuelle Sätze zu produzieren. Sie ist weder ein Modell für den Sprecher noch ein Modell für den Hörer; sie verhält sich vielmehr neutral zu diesen Performanzmodellen. Sie liegt diesen Performanzmodellen zugrunde, indem sie das implizite Wissen von der Sprache darstellt, das die eigentliche Basis für den aktuellen Gebrauch der Sprache durch den Sprecher/Hörer ist (vgl. Chomsky 1965a, 9, 140). Die linguistische Beschreibung spezifiziert das Wissen von der linguistischen Struktur, das den Sprecher befähigt, jeden Satz der betreffenden Sprache zu produzieren und zu verstehen; sie beschreibt *nicht*, wie der Sprecher tatsächlich dieses Wissen benutzt, um Sätze zu produzieren und zu verstehen (vgl. auch Katz/Postal 1964, 166).

Dieses Wissen kann – wie Chomsky meint – gut untersucht werden, obwohl es zweifelhaft ist, ob es jemals verlässliche Kriterien für die tieferen Begriffe der linguistischen Kompetenz (etwa der Grammatikalität) geben wird. Das kritische Problem der grammatischen Theorie von heute sei nicht der Mangel an Evidenz, sondern vielmehr die Inadäquatheit der gegenwärtigen Theorien zur Erklärung der Fülle der Evidenz.

Gegen eine solche Konzeption haben einige Linguisten – besonders von strukturalistischer Seite (z.B. Reichling/Uhlenbeck 1964; Reichling 1961; Uhlenbeck 1967; Dixon 1963; Harmann 1963) – Bedenken angemeldet, vor allem zu dem „objektiven“ Charakter dieser Art von Linguistik (vgl. dagegen Chomsky 1966a). Es wurde die Frage aufgeworfen, ob die Berufung auf die introspektive Evidenz und die linguistische Intuition des Muttersprachlers die Grammatik nicht aus dem Bereich der strengen Wissenschaft wieder ausschließt, ob sie nicht jenen Platz wieder verliert, den sie sich durch Bloomfield und die strukturelle Linguistik erobert hatte.

Chomsky (1965a, 19ff.) hat diese Zweifel zurückgeführt auf die Frage, ob das hauptsächliche Anliegen der Wissenschaft *Einsicht* oder *Objektivität* ist. In den Geisteswissenschaften könne die Objektivität meist nur erreicht werden mit einem geringen Gewinn an Einsicht; in den Naturwissenschaften diene die Objektivität primär als Mittel, um bestimmte Einsichten zu gewinnen. Objektivität könne deshalb nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zur Einsicht sein. In der derzeitigen Situation der Linguistik erscheinen Chomsky objektiv-operationelle Tests für die zentralen Probleme (für die Beschreibung der Kompetenz) als nicht allzu bedeutungsvoll. Eine Grammatik ist für ihn (1965a, 24) dann deskriptiv adäquat, wenn sie „correctly describes the intrinsic competence of the idealized native speaker“.

6.3.7 Oberflächenstruktur und Tiefenstruktur

Die primäre Rechtfertigung für die grundsätzliche Unterscheidung von *Oberflächen-* und *Tiefenstruktur* liefern für Chomsky (1964b, 34f.; 1964c, 927f.) solche Sätze, deren Oberflächenstruktur gleich, deren Tiefenstruktur aber verschieden ist:

(28) *John is easy to please.*

(29) *John is eager to please.*

Auf der Ebene der Beobachtungsadäquatheit muß beiden Sätzen die gleiche strukturelle Beschreibung (in der Oberflächenstruktur) zugeschrieben werden. Eine Grammatik jedoch, die beschreibende Adäquatheit erreichen will, muß feststellen, daß in (28) *John* direktes Objekt von *please* ist (weil die grammatischen Beziehungen gleich sind wie in *This pleases John*), daß aber in (29) *John* Subjekt von *please* ist (weil die grammatischen Beziehungen in der Tiefenstruktur dem Satz *John pleases someone* entsprechen). Diese Informationen über die zugrunde liegenden grammatischen Beziehungen sind jedoch nur in der Tiefenstruktur enthalten; in der Oberflächenstruktur sind sie verdunkelt. Die Tiefenstruktur muß also von der Oberflächenstruktur verschieden sein, weil die Oberflächenstruktur die genannten Funktionen (Subjekt-von, Objekt-von) nicht ausdrückt und ambigen Sätzen nur *eine* Strukturbeschreibung zuweist (vgl. Chomsky 1965a, 23f.). Ein ambiger Satz muß aber mehrere Strukturbeschreibungen erhalten, die zumindest in der Tiefenstruktur differieren. Die Unfähigkeit der Oberflächenstruktur, für die semantische Interpretation bedeutsame Informationen über grammatische Relationen zu liefern, hat die Weiterentwicklung der generativen Grammatik und insbesondere die Unterscheidung von syntaktischer Oberflächen- und Tiefenstruktur motiviert.

Damit verbunden ist jedoch eine unverkennbare Annäherung der zweiten Version der generativen Grammatik an die traditionelle Grammatik. Chomsky (1965a, 194) sieht nun keinen Grund mehr für die strukturalistische Skepsis (Dixon, Uhlenbeck u.a.) gegen die traditionelle Grammatik und hält deren Einsichten im wesentlichen für korrekt. Auch die Einsicht, daß die grammatischen Relationen in der Tiefenstruktur liegen und in der Oberflächenstruktur verdunkelt sein können, sei intuitiv bereits enthalten in der „Grammaire générale et raisonnée“ von Port Royal (1660), die den Satz *Dieu invisible a créé le monde visible* auf die zugrunde liegenden drei Urteile zurückgeführt hat, die den semantischen Inhalt ausdrücken (vgl. Chomsky 1966a, 34, 4; 1964b, 15f.):

(30) *Dieu est invisible.*

(31) *Il a créé le monde.*

(32) *Le monde est visible.*

Damit seien im Grunde schon Tiefenstrukturen erkannt, von denen (31) das zugrunde liegende Urteil bildet (entsprechend dem Matrixsatz der generativen Grammatik), (30) und (32) die hinzugefügten Urteile (Konstituentensätze) sind. Deshalb betrachtet Chomsky jetzt sein Transformationsmodell als eine Formalisierung von Zügen, wie sie implizit in den meisten traditionellen Grammatiken enthalten sind, und bewertet die traditionellen Grammatiken als „inexplicit transformational generative grammars“. Gerade in dieser formalen Expliziertheit geht die generative Grammatik jedoch in fundamentaler Weise über die traditionellen Grammatiken hinaus: Sie verläßt sich nicht mehr auf die Intelligenz des Lesers, der aus den gegebenen Beispielen selbst die Grammatik determinieren mußte, sondern formuliert explizite Regeln.

6.3.8 *Universalien und Spracherlernungsprozeß*

Im Unterschied zur traditionellen Grammatik hat die moderne strukturalistische Grammatik (taxonomischer Prägung) nicht die Notwendigkeit erkannt, die speziellen Grammatiken der Einzelsprachen durch eine universale Grammatik zu ergänzen; nur so ist aber nach Chomsky (1965a, 5ff.) deskriptive Adäquatheit erreichbar. Deshalb kommt es der generativen Grammatik darauf an, die deskriptive Inadäquatheit der strukturalistischen Grammatiken zu überwinden und zugleich – im Unterschied zur traditionellen Grammatik – ein explizites System von rekursiven Regeln aufzubauen. Nur so könne die Einsicht Humboldts, daß die Sprache unbegrenzten Gebrauch von begrenzten Mitteln macht bzw. mit einer begrenzten Zahl von Regeln eine unbegrenzte Menge von Sätzen erzeugen kann, zu einer generativen Grammatik ausgebaut werden.

Diese generative Grammatik ist nach Chomsky adäquat oder gerechtfertigt aus *äußeren* Gründen, wenn sie ihr Objekt – die stillschweigende Kompetenz des Muttersprachlers – korrekt beschreibt. Sie ist *explantativ* adäquat oder gerechtfertigt aus *inneren* Gründen, wenn sie in der Lage ist, auf der Grundlage gegebener linguistischer Daten eine deskriptiv adäquate Grammatik vor anderen auszuwählen. Eine linguistische Theorie mit dem Anspruch auf erklärende Adäquatheit inkorporiert damit auch einen Bericht über *linguistische Universalien* und schreibt dem Kind die stillschweigende Kenntnis dieser Universalien zu (vgl. Chomsky 1965a, 26ff.). Deshalb tritt nun das Problem der linguistischen Universalien – der allen Sprachen gemeinsamen Züge – zunehmend in das Gesichtsfeld der generativen Grammatik.

Man unterscheidet *substantielle* und *formale Universalien*: Die substantiellen Universalien betreffen den Inhalt, die formalen Universalien

die Form der linguistischen Feststellungen. Substantielle Universalien der phonologischen Komponente sind etwa die „distinctive features“ von Jakobson, die als Matrix phonetischer Merkmale unabhängig von den Einzelsprachen sind. Substantielle Universalien der semantischen Komponente sind etwa Begriffe wie „maskulin“ oder „physisches Objekt“, solche der syntaktischen Komponente etwa „Nominalphrase“, „Verb“ usw. Die substantiellen Universalien betreffen das Vokabular zur Beschreibung der Sprache. Die formalen Universalien dagegen betreffen die Regeln, die in der Grammatik erscheinen, und die Art, wie sie miteinander verbunden sind. Zu den formalen Universalien gehört z.B. die Annahme, daß die syntaktische Komponente Transformationsregeln enthalten muß, um die semantisch zu interpretierenden Tiefenstrukturen in phonologisch zu interpretierende Oberflächenstrukturen zu verwandeln.

Mit solchen formalen und substantiellen Universalien muß sich eine Theorie der Sprache befassen, wenn sie – wie die generative Grammatik – eine Hypothese sein will über die angeborene Fähigkeit der Sprachbildung bei Menschen. Nach Meinung der generativen Grammatik hat auch das Kind eine angeborene Fähigkeit zu potentiellen Strukturbeschreibungen und weiß – wenn es sich eine Sprache aneignet – viel mehr, als es „gelernt“ hat. Seine Kenntnis der Sprache, die von der ihm innewohnenden Grammatik bestimmt ist, geht weit über die primären linguistischen Daten hinaus und stellt keine bloß induktive Generalisierung aus diesen Daten dar. Der Prozeß des Sprachenlernens entspricht der Arbeit des Linguisten, der eine Grammatik auf der Basis gegebener linguistischer Daten konstruiert (vgl. Chomsky 1965a, 32f., 201). Der Prozeß des Sprachenlernens erscheint als „a process of constructing a theory of the overall structure of the language“ (Katz/Postal 1964, 173).

Chomsky greift dabei die alte philosophische Alternative bei der Lösung der Frage der Wissens- und damit auch der *Sprachaneignung* auf, bei der es grundsätzlich einen *empiristischen* und einen *rationalistischen* Weg gibt: Die Empiristen (Locke u.a.) führten auf induktiv-generalisierendem Wege alles Wissen auf Sinneswahrnehmung zurück, die Rationalisten (Descartes u.a.) nahmen angeborene Ideen an, ohne die der Mensch weder Erfahrung haben noch der Beobachtung fähig sein könne. Chomsky (1965a, 47ff.) schlägt sich auf die Seite der rationalistischen Konzeption und vor allem Humboldts, der diesen rationalistischen Gesichtspunkt auf das Sprachenlernen angewandt habe. Das widerspricht der behavioristischen Vorstellung, daß die Sprache in erster Linie durch Erfahrung und Drill – ohne angeborene Fähigkeiten und Universalien – gelernt wird. Die empiristische und die rationalistische Konzeption bei der Erklärung der Wissensaneignung können danach verstanden werden als explizite Hypo-

thesen auch über die Struktur des Sprachaneignungs-Apparats: Die taxonomische Methode entspricht dem empiristischen Standpunkt, die Transformationsgrammatik dem rationalistischen Standpunkt. Die taxonomische Linguistik ist empiristisch in der Annahme, daß die linguistische Theorie nur aus einem Satz von Prozeduren besteht, die aus einem gegebenen Corpus von Daten die Grammatik einer Sprache herausarbeiten sollen. Im Gegensatz dazu sind in der generativen Grammatik die linguistischen Universalien wesentliche Eigenheiten des Sprachaneignungssystems und werden auf die Daten angewandt.

In diesem Sinne spricht Chomsky von einer „cartesianischen Linguistik“, die den kreativen Aspekt der Sprache als deren wesentlichsten Aspekt erkannt und ihren mächtigsten Ausdruck in der Formulierung Humboldts gefunden habe, daß die Sprache eher *Energeia* als *Ergon*, eher eine Erzeugung als ein Erzeugtes sei. Humboldts Begriff der „Form der Sprache“ – so unklar er ist – wird verstanden als ein generatives System von Regeln und Prinzipien, das invariant ist und die Mittel bereitstellt für eine unbegrenzte Zahl von „kreativen“ Akten, die den normalen Sprachgebrauch darstellen. Die fundamentale Eigenschaft der Sprache besteht nach Chomsky (1966b, 19ff., 29) in ihrer Fähigkeit, ihre begrenzten Mechanismen in unbegrenzter Weise einzusetzen, „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch zu machen“. Eben darin besteht das Wesen der cartesianischen Linguistik: Die menschliche Sprache ist nicht – im Gegensatz zur Pseudosprache der Tiere – völlig stimulus-gebunden, sondern kreativ; sie besteht zwar aus begrenzten Mitteln, hat aber unbegrenzte Ausdrucksmöglichkeiten, die nur eingeschränkt sind durch die Regeln der Begriffs- und Satzbildung. Diese zu spezifizierende begrenzte Form der Sprache ist ihre generative Grammatik, die allen individuellen – und der Zahl nach potentiell unbegrenzten – Manifestationen zugrunde liegt.

Chomsky (1965a, 57ff.) hält die taxonomische Konzeption für inadäquat, weil durch die stufenweise Anwendung induktiver Operationen (Segmentation, Klassifizierung, Substitution) allein niemals ein Wissen von der grammatischen Struktur entstehen kann. Die taxonomische Konzeption trägt auch nicht zur Erklärung der Tatsache bei, daß der Sprecher fähig ist, neue Sätze (die aus den bisher gehörten nicht generalisiert werden können) zu produzieren und zu verstehen. Die Sprachaneignung basiert vielmehr darauf, daß das Kind etwas „entdeckt“, was vom formalen Standpunkt aus eine abstrakte Theorie, eine generative Grammatik seiner Sprache ist, daß es in sich unbewußt eine Art generativer Grammatik konstruiert, um die ihm präsentierten Daten zu erklären, denen es begegnet.

Auf diese Weise entwickelt die generative Grammatik neben ihrer *Sprachtheorie* auch eine neue *Lerntheorie* – ausgehend von den offen-

sichtlichen Unzulänglichkeiten der behavioristischen Lerntheorie –, wie sie mit Chomskys Rezension von Skinners „Verbal Behavior“ (1965c) begonnen worden war. Es ist heuristisch möglich (und nötig), die Sprach- und die Lerntheorie der generativen Grammatik in der Betrachtung und Bewertung voneinander zu trennen. Ob die generative Grammatik tatsächlich eine weitgehende Entsprechung im Sprachlernprozeß hat (beim Kinde und beim Menschen überhaupt), bedarf sicher noch zahlreicher experimenteller Untersuchungen und Überprüfungen, für die nicht in erster Linie der Linguist, sondern vor allem Psycholinguistik und Psychologie kompetent sein dürften (vgl. Helbig 1969).

6.3.9 *Semantische Komponente*

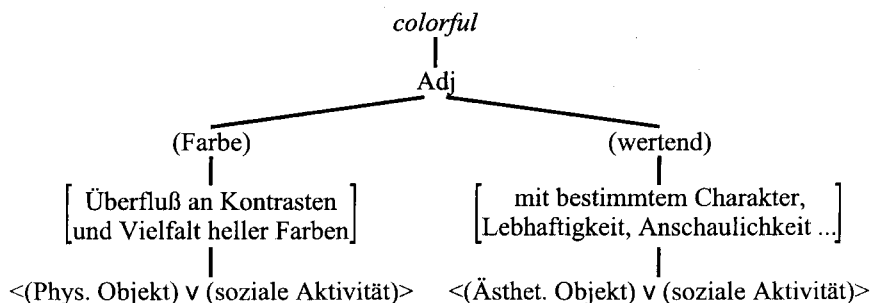
Es ist in der allgemeinen Entwicklung der strukturellen Linguistik begründet, daß sie sich zunächst mit der phonologischen Komponente befaßte (in der Prager Schule), daß sie sich danach der Grammatik (Syntax) zuwandte und sich erst später um die Semantik bemüht hat. Die generative Grammatik nimmt eine besondere semantische Komponente an, für deren Ausarbeitung Fodor/Katz (1963) die erste Konzeption geliefert haben. Auf dem II. Internationalen Symposium „Zeichen und System der Sprache“ (Magdeburg 1964) wurde die Arbeit von Katz über „The Semantic Component of a Linguistic Description“ (1966) vorgetragen. 1964 erschien die zusammenfassende Arbeit von Katz/Postal unter dem Titel „An Integrated Theory of Linguistic Descriptions“, die den Versuch macht, die generative Konzeption der Grammatik (von Chomsky) zu verbinden mit der neuen Version der Semantik (von Fodor und Katz), d.h. die Beschreibung der syntaktischen und der semantischen Komponente zu „integrieren“.

Prinzipiell setzt die semantische Komponente die syntaktische Komponente voraus und verleiht den zugrunde liegenden P-Markern der Tiefenstruktur eine semantische Interpretation. Der Output der syntaktischen Komponente ist somit der Input in die semantische Komponente (vgl. Katz/Postal, 1964, 1, 12f.): Die semantische Komponente rekonstruiert den Weg, auf dem der Sprecher in die Lage versetzt wird, die Bedeutung des ganzen Satzes aus der syntaktischen Struktur und aus den einzelnen lexikalischen Einheiten zu erhalten. Sie enthält ein *Lexikon*, das jedem Morphem eine elementare Bedeutung zuweist, und *Projektionsregeln*, die den Kombinationsmechanismus ausdrücken, mit dessen Hilfe die Bedeutung des ganzen Satzes aus der Bedeutung seiner Komponenten erschlossen wird. Das Lexikon besteht aus Lexikoneintragen, die die Bedeutung jeder lexikalischen Einheit in ihre elementarsten Begriffskomponen-

ten zerlegen. Zu diesem Zweck tauchen im Lexikon folgende Beschreibungsmerkmale auf:

- 1) syntaktische Marker (ohne Klammern): Subst., Verb ...
- 2) semantische Marker (runde Klammern): Hum., mask., Farbe ...
- 3) Distinguishers (eckige Klammern) (Spezifizierungen von 2)
- 4) Selektionsbeschränkungen (spitze Klammern) (nur in Termini von 2)

Als Beispiel sei das englische Adjektiv *colorful* (= *farbenreich*, *farbenprächtigt* ...) angeführt (vgl. Katz/Postal 1964, 22):



Die semantischen Marker haben eine ähnliche Allgemeingültigkeit wie die syntaktischen Marker und kommen in gleicher Weise bei vielen Eintragungen vor. Im Unterschied dazu geben die Distinguishers das Besondere und Spezifische in der Bedeutung an (und kommen im Lexikon meist nur einmal vor). Die Selektionsbeschränkungen legen die Bedingungen fest, unter denen eine semantische Interpretation mit einer anderen zu verbinden ist; sie werden formuliert als Funktionen der syntaktischen und der semantischen Marker (nicht der Distinguishers). So kann etwa ein Adjektiv wie *honest* (= *ehrbar*, *sittsam*) nur zu einem Substantiv hinzugefügt werden, das als semantische Merkmale [menschlich] und [weiblich] aufzuweisen hat, nicht etwa zu Substantiven wie *Blume* oder *Kind*. Die Lexikoneintragung würde folgendes enthalten (vgl. Katz/Postal 1964, 15):

honest → Adj → (wertend) → (moralisch) → [unschuldig im Hinblick auf illegitimen Geschlechtsverkehr] <(Human) ^ (Fem.)>

Solche Lexikoneintragungen zeigen, daß die Bedeutung einer lexikalischen Einheit kein undifferenziertes Ganzes ist, sondern in atomare Begriffselemente (Merkmale) zerlegt werden kann, die hier mit Hilfe von semantischen Markern und Distinguishers beschrieben werden.

Die Projektionsregeln orientieren über die Kombinierbarkeit der Bedeutungen auf Grund der Basis-P-Marker der syntaktischen Tiefenstruktur. Deshalb bestimmt die syntaktische Struktur im wesentlichen, wie die Lexikoneinheiten mit Hilfe der Projektionsregeln verbunden werden. So

läßt sich mit Projektionsregeln zeigen, daß *colorful* nur in der ersten Bedeutung mit einem Substantiv wie *ball* verbunden werden kann, wenn dieses die Lexikoneintragung → Subst. → (physisches Objekt) → (rund) ... hat, oder anders gesagt: *colorful* bekommt durch die Kombination mit *ball* von den Projektionsregeln die erste Bedeutung zugewiesen, weil „physisches Objekt“ die gemeinsame Lexikoneintragung von Adjektiv und Substantiv ist und somit die zweite Bedeutung von *colorful* ausgeschlossen wird. Die Projektionsregeln explizieren in diesem Falle den Prozeß der Attribution und produzieren semantisch interpretierte P-Marker. Sie operieren ausschließlich auf den zugrunde liegenden P-Markern (der Tiefenstruktur), nicht auf den abgeleiteten P-Markern (der Oberflächenstruktur).

6.4 Literatur

- Bach, Emmon (1964): An Introduction to Transformational Grammars. New York/Chicago/San Francisco
- Bierwisch, Manfred (1963): Grammatik des deutschen Verbs (= SG II). Berlin
- Bierwisch, Manfred (1966): Aufgaben und Form der Grammatik. In: Zeichen und System der Sprache. III. Bd. Berlin, 28-69
- Brinkmann, Hennig (1962): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf
- Chomsky, Noam (1956): Three Models for the Description of Language. In: IRE Transactions on Information Theory. Vol. IT – 2, 113-124
- Chomsky, Noam (1957; 1963): Syntactic Structures. 's Gravenhage ¹1957; The Hague ³1963
- Chomsky, Noam (1961): Some Methodological Remarks on Generative Grammar. In: Word 17, 219-239; auch enthalten in: H.B. Allen (Hg.): Readings in Applied English Linguistics. New York (1964d), 173-192
- Chomsky, Noam (1964a): Categories and Relations in Syntactic Theory. Cambridge (Mass.). (hekt., Vortrag auf Symposion „Zeichen und System der Sprache“ in Magdeburg [1964])
- Chomsky, Noam (1964b): Current Issues in Linguistic Theory. The Hague. Auch in: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.): The Structure of Language. New Jersey 1965, 50-118
- Chomsky, Noam (1964c): The Logical Basis of Linguistic Theory. In: Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists (Cambridge/Mass. 1962). The Hague, 914-978
- Chomsky, Noam (1965a): Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge (Mass.)
- Chomsky, Noam (1965b): A Transformational Approach to Syntax. In: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.): The Structure of Language. New Jersey, 211-245
- Chomsky, Noam (1965c): Review on Skinner – Verbal Behavior. In: Language 35/1, 26-58; auch in: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.): The Structure of Language. New Jersey, 547-578

- Chomsky, Noam (1966a): Topics in the Theory of Generative Grammar. In: Th.A. Sebeok (Hg.): Current Trends in Linguistics. Vol. III. The Hague/Paris, 1-60
- Chomsky, Noam (1966b): Cartesian Linguistics. New York/London
- Chomsky, Noam/Miller, George A. (1963): Introduction to the Formal Analysis of Natural Languages. In: Handbook of Mathematical Psychology. Vol. II, Chapter 11. New York/London, 269-321
- Dixon, R.M.W. (1963): Linguistic Science and Logic. The Hague
- Fries, Charles C. (1945): Teaching and Learning English as a Foreign Language. Ann Arbor
- Fries, Charles C. (1952; 1963): The Structure of English. New York 1952; London 1963
- Glinz, Hans (1952; 1961): Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Bern/München
- Harman, Gilbert H. (1963): Generative Grammar without Transformational Rules. In: Language 4, 597-616
- Harris, Zellig S. (1957): Co-occurrence and Transformation in Linguistic Structure. In: Language 33/3; 283-340; auch in: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.): The Structure of Language. New Jersey 1965, 155-210
- Heidolph, Karl Erich (1964): Einfacher Satz und Kernsatz im Deutschen. In: Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae 1-2. Budapest, 97-109
- Helbig, Gerhard (1969): Zur Applikation moderner linguistischer Theorien im Fremdsprachenunterricht. In: DaF 1, 15-27; auch in: STZ 32/1969, 287-305
- Hill, Archibald A. (1961): Grammaticality. In: Word 17, 1-10; auch in: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.): Readings in Applied English Linguistics. New York 1964, 163-172
- Hockett, Charles (1959): A Course in Modern Linguistics. New York
- Katz, Jerrold J. (1964): Mentalism in Linguistics. In: Language 2, 124-137
- Katz, Jerrold J. (1966): The Semantic Component of a Linguistic Description. In: Zeichen und System der Sprache. III. Bd. Berlin, 195-224
- Katz, Jerrold J./Fodor, Jerry A. (1963): The Structure of a Semantic Theory. In: Language 39/2, 170-210; auch in: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.): The Structure of Language. New Jersey 1965, 479-518
- Katz, Jerrold J./Postal, Paul M. (1964): An Integrated Theory of Linguistic Descriptions. Cambridge (Mass.)
- Lees, Robert B. (1957): Review on Chomsky – Syntactic Structures. In: Language III, 375-408
- Lees, Robert B. (1961a): Čto takoe transformatsija? In: VJa 1961/3, 69-77
- Lees, Robert B. (1961b): O pereformulirovanii transformatsionnykh grammatik. In: VJa 1961/6, 41-50
- Lees, Robert B. (1964): Transformation Grammar and the Fries Framework. In: H.B. Allen (Hg.): Readings in Applied English Linguistics. New York, 137-146
- Putnam, Hilary (1965): Zu einigen Problemen der theoretischen Grundlegung der Grammatik. In: STZ 14, 1109-1131

- Reichling, Anton (1961): Principles and Methods of Syntax: Cryptanalytical Formalism. In: *Lingua* X/1, 1-17
- Reichling, Anton/Uhlenbeck, E.M. (1964): Fundamentals of Syntax. In: Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists (Cambridge/Mass. 1962). The Hague, 166-171
- Růžička, Rudolf (1964): Zur Situation und Aufgabenstellung der wissenschaftlichen Grammatik. In: *FU* 4, 204-213
- Šaumjan, S.K. (1965): *Strukturnaja lingvistika*. Moskva
- Uhlenbeck, M. (1967): Some Further Remarks on Transformational Grammar. In: *Lingua* 3

7. Weiterentwicklungen der und Alternativen zur generativen Grammatik

7.1 Generative Semantik

Nachdem in der *ersten* Phase der generativen Grammatik (vgl. Chomsky 1957) das Modell für eine von der Semantik „autonome Syntax“ entwickelt worden war, wurde in ihrer *zweiten* Phase (ab 1963/65) die von Fodor und Katz (1963; 1965) entwickelte Semantiktheorie (mehr als Zusatzapparat) zu dieser autonomen Syntax in Beziehung gesetzt. Es entstand eine „integrierte Theorie“ für die linguistische Beschreibung (vgl. Katz/Postal 1964), in der die Syntax nach wie vor autonom blieb und als generative Basis für die semantische Interpretation angesehen wurde. Die Semantik erhielt zwar eine eigene Komponente, die jedoch interpretativ blieb (die Funktion hatte, die syntaktische Tiefenstruktur zu interpretieren). In dieser (zweiten) Phase blieb Chomsky die führende Figur der generativen Grammatik, seine „Aspects“ wurden zur „Standardtheorie“ der generativen Grammatik.

Dieses scheinbar geschlossene Bild ist nach 1965 – in einer *dritten* Phase der generativen Grammatik – wesentlich verdunkelt worden durch die Kritik an der Standardtheorie, die von verschiedenen Seiten her erfolgte: einerseits insbesondere durch die generative Semantik (vgl. 7.1) und durch die Kasustheorien (vgl. 7.2; vgl. auch Abraham 1979, VIIIf.), andererseits von Chomsky selbst indirekt durch Weiterentwicklungen seiner Standardtheorie (vgl. 7.3).

Für die *generative Semantik* war die „Revolution“ Chomskys gegen den klassischen Strukturalismus noch nicht „revolutionär“ genug, weil Chomsky die „strukturealistische“ Überzeugung beibehielt, die Syntax unabhängig von der Semantik beschreiben zu können, eine Überzeugung, die offenbar nicht nur aus seiner Vorliebe für syntaktische Erklärungen entsprang, sondern auch aus seiner philosophisch motivierten Auffassung vom Menschen als einer Art „syntactic animal“, wobei die Struktur der Syntax gleichsam als wichtigster Schlüssel zum menschlichen Geist angesehen wurde (vgl. Searle 1974, 14ff.). Es ist eine „Ironie der Chomskyschen Revolution“, daß er in dieser dritten Phase als ursprünglicher Autor der „Revolution“ durch seine Schüler – mindestens zeitweise – zu einer Minorität in einer Bewegung gemacht wird, die er selber geschaffen hat. Es versteht sich, daß die Strukturalisten, gegen die Chomsky angetreten war, frohlockten angesichts der auftretenden Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den genera-

tiven Semantikern. Aber sie (ebenso wie die Traditionalisten) irrten, wenn sie die Auseinandersetzungen zwischen generativer Grammatik und generativer Semantik als Unterstützung für ihre Position betrachteten. Es handelte sich vielmehr um eine Auseinandersetzung innerhalb eines konzeptionellen Systems, das Chomsky geschaffen hat.

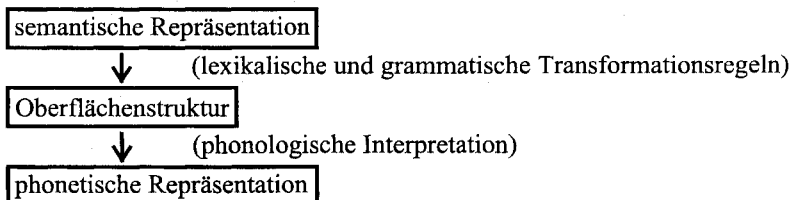
7.1.1 *Umbau des Systems: Semantik als generative Komponente*

Ausgangspunkt für die Entwicklung der generativen Semantik war die Kritik einiger seiner Schüler an Chomskys Begriff der *Tiefenstruktur* (vgl. Lakoff 1968; 1971; McCawley 1968). Es wurde die Frage gestellt, ob zwischen der semantischen Struktur einer Sprache und der syntaktischen Oberflächenstruktur überhaupt eine vermittelnde Ebene notwendig ist. Diese Frage wurde verneint, weil der Begriff der (bei Chomsky *syntaktischen*) Tiefenstruktur noch abstrakter gefaßt werden müsse und man dann ohnehin zur *semantischen* Struktur gelange. Die syntaktische „Tiefenstruktur“ reiche deshalb nicht aus, weil sie einerseits Informationen enthält, die für die semantische Interpretation nicht relevant sind, und andererseits nicht abstrakt genug ist, um alle für die Semantik notwendigen Beziehungen auszudrücken. Es gibt z.B. Fälle, in denen das „Subjekt-von“ – obwohl in der Tiefenstruktur gleich – nicht in der gleichen Weise semantisch interpretierbar ist; etwa: *Der Arzt ertrug die Schmerzen* – *Der Arzt verursachte die Schmerzen* (vgl. Motsch 1974, 129ff.; vgl. auch Helbig 1977, 45ff.).

Lakoff/Ross (1979, 66ff.) haben expressis verbis die Frage gestellt, ob die Tiefenstruktur notwendig ist, und diese Frage verneint. Eine Tiefenstruktur wäre nur dann eine kohärente Strukturebene, wenn sie (a) die einfachste Basis wäre, von der aus alle Transformationen operieren; (b) der Ort wäre, wo Kookkurrenz- und Selektionsbeschränkungen definiert werden; (c) der Ort wäre, wo grammatische Relationen definiert werden; (d) der Ort wäre, wo lexikalische Elemente aus dem Lexikon eingesetzt werden. Diese Bedingungen treffen nach Lakoff/Ross nicht zu: (d) nicht, weil lexikalische Elemente an verschiedenen Stellen einer Derivation eingesetzt werden; (b) nicht, weil Kookkurrenz- und Selektionsbeschränkungen semantischer Natur sind; (c) nicht, weil grammatische Relationen nicht von direkter Bedeutung für die semantische Interpretation sind (ein Subjekt-von kann Agens, Patiens, Instrumental u.a. sein); (a) nicht, weil es – obwohl damit eine Repräsentationsebene definiert ist – von dort her keine systematischen Beziehungen zu anderen Fakten der Sprache gibt.

Daraus wird die Schlußfolgerung gezogen, auf die Annahme einer Tiefenstruktur zu verzichten und einen Umbau des gesamten Systems

vorzunehmen, bei dem die Semantik nicht mehr (nur) interpretativ, sondern *generativ* ist (vgl. auch Abraham 1979, XII; Motsch 1974, 128):



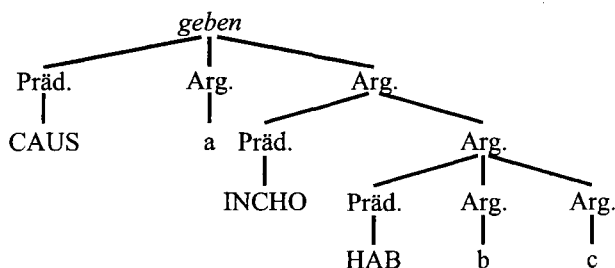
Von den angenommenen drei Ebenen ist die semantische Komponente generativ; ihrer Ausgabe werden die syntaktischen Oberflächenstrukturen zugeordnet, die durch die phonologische Interpretation mit den phonetischen Repräsentationen verbunden sind.

Weil die „Tiefenstruktur“ weit abstrakter ist, als sie von Chomsky verstanden wurde, sind für die generative Semantik semantische und syntaktische Repräsentationen nicht mehr fundamental verschieden. Die strenge Trennung zwischen Syntax und Semantik (wie bei Chomsky) wird aufgehoben, weil es zwischen den beiden verschiedenen Regelapparaten keinen grundsätzlichen Unterschied gäbe. Deshalb will die generative Semantik nachweisen, daß die Beziehungen zwischen der semantischen Repräsentation und der Oberflächenstruktur durch *einen* (homogenen) Regelapparat hergestellt werden, der dann besser als semantisch zu bezeichnen wäre. Gemeinsamkeiten zwischen der semantischen Repräsentation (sofern diese in Form eines Prädikatenkalküls verstanden wird) und der Tiefensyntax ergeben sich dadurch, daß sich tiefenstrukturelle Sätze als Propositionen, Verben als Funktoren (oder logische Prädikate) und Nominalphrasen als Argumente erweisen (vgl. McCawley 1979, 157f.; Lakoff/Ross 1979, 68; vgl. auch Motsch 1974, 131; Abraham 1979, VIIff.).

Da die Analysen zu einer zunehmenden Abstraktion und Semantiknähe der zugrunde liegenden Strukturen führten, wurden diese Strukturen, die die Satzbedeutung wiedergeben sollten, immer mehr den Logiksprachen angenähert. Für die Repräsentation der neuen (semantisch-syntaktischen) Grundstruktur werden von der generativen Semantik Mittel herangezogen, die von der *Prädikatenlogik* entwickelt und für die Zwecke der linguistischen Analyse verändert bzw. modifiziert worden sind. Lakoff (1970; 1971) spricht von einer „natürlichen Logik“, deren Gegenstand die semantisch-syntaktische Grundstruktur der Sätze ist. Diese „natürliche Logik“ enthält zwar alle Mittel der formalen Logik, muß aber zum Zwecke der Beschreibung natürlicher Sprachen eine Erweiterung erfahren,

damit die Semantik ihre Aufgabe erfüllen kann, die logische Struktur der Sätze natürlicher Sprachen aufzudecken (vgl. auch Motsch 1974, 131f.).

Der der Prädikatenlogik entlehnten Art der Darstellung der Semantik liegt die Auffassung zugrunde, daß die Proposition (Satz) aus einem (logischen) Prädikat (Verb) und einem oder mehreren Argumenten (Nominalphrasen) besteht, die wiederum eine Proposition enthalten können, d.h. aus einem Prädikat oder mehreren Prädikaten bestehen können. Auch lexikalische Einheiten werden nicht nur in semantische Merkmale dekomponiert – wie in der Semantiktheorie von Katz (vgl. 6.3.9) –, sondern stellen sich als Hierarchie von solchen Prädikaten dar, z.B. (vgl. auch Viehweger u.a., 1977, 232):



Verbal zu paraphrasieren etwa: a veranlaßt eine Veränderung, die zum Beginn eines Zustands führt, in dem b ein c hat. Auf diese Weise wird in der generativen Semantik die Annahme von „abstrakten Verben“ (d.h. semantischen Elementarprädikaten wie z.B. CAUS, INCHO) nötig, von unlexikalisierten semantischen Einheiten, die an der Oberfläche nicht lexikalisiert werden, sondern entweder getilgt werden oder in andere lexikalische Einheiten eingehen. Deshalb sind auch bestimmte Transformationen nötig, die schon vor der Eingabe der lexikalischen Elemente in den Stammbaum operieren (prälexikalische Transformationen). Überhaupt gibt es keinen eindeutig bestimmten Ort mehr, an dem die transformationelle Komponente ansetzt (so wie bei Chomsky). Die Transformationen können nicht nur syntaktische, sondern auch semantische Veränderungen bewirken. Schließlich führte der Umbau des Systems und die prädikatenlogische Darstellung der semantischen Struktur auch zur modifizierten Behandlung einzelner Kategorien (z.T. mit einer durch die zunehmende „Tiefe“ verbundenen Verringerung des Beschreibungsinventars): So erkannte z.B. Lakoff, daß das Adverbiale (in der Standardtheorie von der Verbalphrase dominiert) auf einer tieferen Stufe ein semantisches Prädikat ist, daß das Adjektiv auf einer tieferen Ebene den Status eines Verbs hat, daß „Adjektiv“ und „Verb“ folglich nur zwei Oberflächenskategorien seien (vgl. ausführlicher Binnick 1979, 5ff.).

7.1.2 *Interpretative vs. generative Semantik*

Es ist mehrfach versucht worden, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden auf der Basis der generativen Grammatik ausgearbeiteten Modellen der „interpretativen Semantik“ (in der Standardtheorie) und der „generativen Semantik“ herauszuarbeiten und auch auf ihre Erklärungskraft hin zu bewerten (vgl. Růžička 1980; 1983; Pasch/Zimmermann 1983). *Gemeinsam* ist beiden Modellen, daß Bedeutungs- und Lautstrukturen aufeinander bezogen werden, daß die Grammatik zugleich als linguistisches Abbild des Sprachsystems und als Beschreibung der Sprecherkompetenz aufgefaßt wird, daß das Lexikon und die Semantik in die Grammatik eingeschlossen werden (folglich nicht einfach der Grammatik „gegenüberstehen“), daß sie die Sprache unter semiotischen Abstraktionsgesichtspunkt betrachten (also von der Annahme eines idealen Sprechers/Hörers in einer homogenen Sprachgemeinschaft ausgehen) und daß sie den *Satz* als Orientierungspunkt für die Grammatik voraussetzen. *Unterschiedlich* wird in den beiden alternativen Modellen das Verhältnis von Syntax und Semantik aufgefaßt, wobei die Annahme oder Ablehnung einer spezifischen „syntaktischen Tiefenstruktur“ eine Schlüsselrolle spielt (und ihre zunehmende Semantisierung und Abstraktheit schließlich in der generativen Semantik zur Gleichsetzung mit einer prädikatenlogisch zu beschreibenden semantischen Struktur und auf diese Weise zu ihrer „Aufhebung“ führt) (vgl. auch Huck/Goldsmith 1995). Mit diesem grundsätzlichen Unterschied (in der interpretativen Semantik ist die Syntax, in der generativen Semantik ist die Semantik das Kernstück, d.h. die Komponente mit generativem Charakter) hängen weitere Unterschiede zusammen: In der interpretativen Semantik werden Syntax und Semantik prinzipiell unterschieden, ist die syntaktische Tiefenstruktur (der Standardtheorie) lexikalisch voll spezifiziert (sollen alle bedeutungstragenden Elemente in ihr verankert sein) und Angelpunkt für die semantische Interpretation, in der generativen Semantik dagegen wird die Tiefenstruktur mit der semantischen Struktur identifiziert, werden semantische Repräsentationen – die noch nicht lexikalisch belegt sind – durch ein einziges System von Transformationen in Oberflächenstrukturen überführt (ohne prinzipiellen Unterschied zwischen Syntax und Semantik).

Aus diesen Unterschieden ergeben sich die Bewertungen der beiden alternativen Theorien. Einerseits wird das Modell der generativen Semantik für eine weniger starke Hypothese als das der Standardtheorie gehalten, weil es nicht genau den Platz der lexikalischen Einfügung festlegt und eine semantische Analyse mit denselben Mitteln liefert wie eine syntaktische Analyse (vgl. Abraham 1979, XII). Andererseits wird angenommen, daß ein Modell mit einer generativen Semantik besser in ein

umfassenderes Modell der sprachlichen Interaktion eingeordnet werden kann als ein Modell mit einer interpretativen Semantik – vorausgesetzt allerdings, daß noch einige Fragen geklärt werden, vor allem in der Richtung, welche Beziehungen zwischen semantischen Systemen einer Sprache und Systemen der Interaktion und Kognition bestehen (vgl. Motsch 1974, 132; Růžička/Motsch 1983, 7ff.). Bei der Frage, inwieweit die weiter und systematischer elaborierten Modelle von der syntaktischen Autonomie (der interpretativen Semantik) genügend Erklärungskraft haben, kommt Růžička (1980; 1983, 15ff., 58) – auch auf Grund empirischer Untersuchungen – zu dem Resultat, daß die größere methodische Strenge des Konzepts der absoluten syntaktischen Autonomie erkaufte werden muß durch einen Verzicht auf Einsichten, die gewonnen werden können auf der Basis eines Konzepts der Interaktion (morpho-)syntaktischer, semantischer und pragmatischer Faktoren (was nicht eine Favorisierung des Modells der generativen Semantik bedeutet).

Darüber hinaus ist zu beachten, daß sich die sprachliche Bedeutung nicht in der propositionalen Semantik erschöpft (auf die sich beide Modelle weitgehend beschränken); diese bedarf vielmehr selbst einer Interpretation im Hinblick auf außersprachliche Gegebenheiten, auf die Erkenntnistätigkeit und das Handeln der Sprachträger unter konkreten situativen Bedingungen (vgl. dazu 7.1.3 und 7.1.4).

7.1.3 *Einbeziehung pragmatischer Sachverhalte durch die Performativitätshypothese*

Einen ersten Schritt, pragmatische Sachverhalte als Interpretationshintergrund sprachlicher Äußerungen in die Semantiktheorie der generativen Grammatik einzubeziehen, stellt die Performativitätshypothese von Ross (1970) dar: Im Anschluß an die in der Sprechakttheorie (vgl. 10.2) getroffene Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Sätzen bezieht Ross den „illokutionären Akt“ in die tiefenstrukturelle Repräsentation von Sätzen ein, indem er von der Annahme ausgeht, daß jeder geäußerte Satz in einer zugrunde liegenden Form Konstituenten enthalten muß, die seinen propositionalen Gehalt *und* seine illokutive Rolle repräsentieren. Er leitet folglich alle Sätze aus Tiefenstrukturen ab, die als obersten Satz einen „Performativsatz“ enthalten, der aus einem Subjekt der 1. Person (= Sprecher), einem performativen Verb und einem indirekten Objekt der 2. Person (= Adressat) besteht. Dieser übergeordnete performative Satz (der explizit performative Teil des Satzes) kann unter bestimmten Bedingungen durch eine Transformationsregel getilgt werden. So müßte ein konkreter Aussagesatz („Deklarativsatz“) in der Tiefen-

struktur einen performativen Hypersatz mit einem Verbum dicendi (z.B.: *sagen, erklären*), entsprechend ein konkreter Aufforderungssatz einen performativen Hypersatz mit einem Verb des Aufforderns und ein konkreter Fragesatz einen performativen Hypersatz mit einem Verb des Fragens enthalten:

- (1) *Du bist im Recht.*
← *Ich sage dir, daß du im Recht bist.*
- (2) *Komm pünktlich!*
← *Ich fordere dich auf, pünktlich zu kommen.*
- (3) *Kommst du morgen?*
← *Ich frage dich, ob du morgen kommst.*

Freilich hat dieser Versuch von Ross u.a., pragmatische Sachverhalte mit Hilfe von Performativsätzen zu syntaktifizieren, auch mancherlei Kritik hervorgerufen. Weil die explizite sprachliche Markierung des Sprechhandlungstyps nur ein Sonderfall der Verwendung von Sprache (und in manchen Fällen eine solche Performativformel unüblich) ist, hat Motsch (1975, 36ff., 40) daraus geschlossen, daß die Kenntnis der Beziehungen zwischen Sprechhandlungstypen und Äußerungstypen nicht an Performativformeln gebunden ist, daß die Performativformeln vielmehr nur eine unter bestimmten Bedingungen legitimierte Wiedergabe solcher Kenntnisse sind. Eine Syntaktifizierung mit Hilfe von Performativformeln sei deshalb inadäquat, weil die Formel erst syntaktisch entwickelt und dann – in den meisten Fällen – wieder eliminiert werden muß. Diese Inadäquatheit beruht theoretisch darauf, daß pragmatisch-kommunikative Sachverhalte überhaupt nicht auf syntaktischer Ebene erklärt werden können, weil zwischen Sprechhandlungstypen und Äußerungsformen keine direkten Beziehungen bestehen, weil illokutive Akte weitgehend unabhängig von ihrer syntaktischen Form sind und folglich kaum auf jeweils *einen* performativen Hypersatz reduziert werden können, weil es einerseits manche Äußerungen mit explizit performativen Verben gibt, mit denen *nicht* der illokutive Akt vollzogen wird, den das explizit performative Verb bezeichnet (z.B.: *Ich verspreche dir, daß du noch dein blaues Wunder erleben wirst.* – nicht Versprechen, sondern Drohung), und andererseits manche illokutiven Akte gar nicht explizit vollziehbar sind, da es kein geeignetes Verb dafür gibt (z.B.: **Ich beleidige dich hiermit, daß ...*) (vgl. Grewendorf 1972, 144ff., 162; Wunderlich 1972, 279ff.; Viehweger 1983, 154f.). Auf jeden Fall handelt es sich nicht um die pragmatischen Sachverhalte selbst, die mit den performativen Hypersätzen erfaßt werden, sondern um deren syntaktische Reflexe in Form von potentiellen Indikatoren (vgl. Helbig 1979a, 29ff.). Deshalb wird mit dieser Syntaktifizierung (bzw. syntaktischen Operationalisierung) von

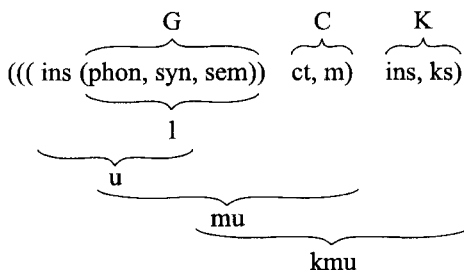
pragmatischen Eigenschaften noch nicht grundsätzlich die Orientierungsbasis verändert, noch nicht die eigentliche „kommunikativ-pragmatische Wende“ vollzogen. Wohl aber folgte dem vorherigen Versuch, die syntaktische Komponente durch eine semantische Komponente zu ergänzen (bei Katz u.a.), nun zunächst ein Versuch, pragmatische Erklärungen in der Syntax „einzubinden“.

7.1.4 *Von der sprachlichen Bedeutung zum kommunikativen Sinn*

Ein zweiter Zugang zur pragmatischen Dimension eröffnete sich über den Begriff der „Bedeutung“ durch die Versuche, die (systeminterne, grammatisch determinierte) „wörtliche Bedeutung“ in Beziehung zu setzen sowohl zur „referentiellen Bedeutung“ (in konkreten Kontexten und Situationen) als auch zu einer „Handlungsbedeutung“ (die sich aus der sozialen Interaktion ergibt). Eine solche Erweiterung und Einordnung der sprachlichen Bedeutung in übergreifende Zusammenhänge lag schon deshalb nahe, weil die Frage danach, was *Bedeutung* ist, nicht nur von verschiedenen Wissenschaften, sondern auch innerhalb der einzelnen Wissenschaften in unterschiedlicher Weise beantwortet wird. Daß jede mit semantischen Fragen befaßte Wissenschaft ihren eigenen Bedeutungsbegriff entwickelt hat, konnte nicht voll zufriedenstellen; daraus erklärt sich die Tendenz, eine *integrative* Theorie der Bedeutung zu erarbeiten, die nicht mehr ausschließlich innerlinguistisch ist, sondern die linguistische, soziologische, logische und psychologische Aspekte der Bedeutung in systematischer Weise aufeinander bezieht (vgl. Růžicka/Motsch 1983, 7ff.; Motsch/Viehweiger 1983, 7ff.).

Ein erster – noch primär von linguistischen Überlegungen ausgehender – Schritt in diese Richtung ist die Differenzierung zwischen „wörtlicher Bedeutung“, „kontextueller Äußerungsbedeutung“ und „kommunikativem Sinn“ (vgl. Bierwisch 1979, 54ff.; 1983a, 64ff.; 1983b, 33ff.). Die *wörtliche Bedeutung* – die Bedeutung im „Nullkontext“, etwa in der Situation eines anonymen Briefes (vgl. bereits Katz 1977, 14ff.) – ist eine innerlinguistische, grammatische Erscheinung, sieht vom Kontext ab und ist von der Theorie der Sprache zu erfassen. Durch die Verwendung der sprachlich strukturierten Äußerung in einem bestimmten Kontext entsteht die kontextuell bedingte *Äußerungsbedeutung*, die nicht mehr rein linguistisch ist, sondern zusätzlich von konzeptuellen Kenntnissystemen abhängig ist, die die perzeptive, kognitive und motorische Verarbeitung der Umwelt determinieren (und von einer psychologischen Theorie der Alltagskenntnis erfaßt werden muß). Aus dieser kontextuell bedingten Äußerungsbedeutung ergibt sich der *kommunikative Sinn* durch eine Interpreta-

tion der Äußerung im Hinblick auf die konkrete Interaktionssituation. Die Erfassung dieses kommunikativen Sinns ist weder von linguistischer noch von psychologischer Seite allein zu leisten, sondern setzt eine Theorie der sozialen Interaktion voraus, die die Strukturen interindividueller Handlungen zu erfassen hat, unter denen die kommunikativen Handlungen ein Teilsystem bilden. Unter diesem Aspekt stellt sich die Bedeutung einer kommunikativ verwendeten sprachlichen Äußerung wie folgt dar (vgl. Bierwisch 1983b, 33ff.):



Dabei bedeuten: G = Grammatik, C = konzeptuelles System, K = System von Kommunikationsregeln als Teil eines umfassenderen Systems von Interaktionsregeln, ins = physikalisches Signal der Äußerung u, phon, syn, sem = phonetische, morphosyntaktische und semantische Struktur der Äußerung u, l = Repräsentation der sprachlichen Struktur von u, ct = Kontext, auf den u bezogen wird, m = Bedeutung, die u in bezug auf ct annimmt, ins = Struktur der Interaktionssituation, in der die Äußerung interpretiert wird, ks = kommunikativer Sinn, mu = kontextuell interpretierte Äußerung, kmu = kommunikativ interpretierte Äußerung. (Vgl. dazu auch 13.1.)

Ein wesentlicher Schritt (nicht mehr rein linguistischer Art) resultiert aus dem Umstand, daß die Semantik mit anderen Disziplinen zusammenhängt (vor allem: der Psychologie und Logik), die auf die konzeptuelle Struktur von Umwelterfahrungen gerichtet sind. Da die „logische Form“ einer Sprache für die Charakterisierung der Bedeutung nicht ausreicht, da auch eine formale Theorie der Semantik und eine semantische Komponentenanalyse (etwa im Sinne von Katz) an ihre Grenzen stößt (wie wären etwa *schlafen*, *Hund*, *Katze*, *Pferd* auf diese Weise zu charakterisieren?), wirft Bierwisch (1983b, 47ff.) die entscheidende Frage auf, was die „semantische Kenntnis“ eigentlich ist, die der Durchschnittssprecher mit den einzelnen lexikalischen Einheiten verbindet. Diese Kenntnis ist offenbar weder durch „linguistische Arbeitsteilung“ an Urteile von Fachexperten (der einzelnen Gebiete) delegierbar und gebunden noch auf rein logische Art erfaßbar, sondern ist nach Bierwisch begründet in *konzeptuellen* Strukturen, die ein Gesamtsystem bilden, von den Sprechern als internes Bild von der Welt repräsentiert werden und ein Prinzip darstellen, das semantische

Repräsentationen fundiert sowie lexikalische Intensionen formulierbar macht, das aber – im Unterschied zu Jackendoff (1978) – mit der semantischen Struktur selbst nicht identifiziert werden darf. Auf diese Weise wird der Nachweis versucht, daß durch die Einordnung linguistischer Erscheinungen in den Bereich der *Psychologie* manche Probleme erst geklärt werden können, die von der formalen Logik ausgeblendet werden, daß konzeptuelle Strukturen von anderem Typ und von anderer Struktur sind als die semantischen Repräsentationen (deren Extensionen sie sind). Daraus ergeben sich auch wesentliche Uminterpretationen bisher oft erörterter Fragen (vgl. Bierwisch 1983b, 57ff.), z.B. bei der Analyse semantisch abweichender Sätze (Selektionsregeln – ursprünglich von Chomsky als syntaktische Regeln angenommen, später in der generativen Semantik als semantische Regeln aufgefaßt – werden in dieser Form überflüssig, da die Zulässigkeit von Kombinationen sprachlicher Einheiten durch Regeln konzeptioneller Strukturbildung determiniert ist).

Aber auch die konzeptuellen Strukturen werden in der Folge noch nicht als erschöpfend genug angesehen, um den vollständigen Bereich dessen zu erfassen, was intuitiv unter „Bedeutung“ verstanden wird. Ein weiterer Schritt bestand deshalb darin, von einem „intuitiven Bedeutungsbegriff“ auszugehen, der durch die „komplexe Verweiskfunktion eines sprachlichen Ausdrucks“ gekennzeichnet sei (Lang 1983, 70ff.): Der sprachliche Ausdruck „verweist“ über sich selbst hinaus einerseits sprachintern auf das System, andererseits sprachextern auf (mindestens) drei Bereiche, und zwar auf den Bereich der kognitiv-konzeptuellen Einheiten (Begriffsbezug), auf den Bereich der außersprachlichen Wirklichkeit (Sach- und Kontextbezug) und auf den Bereich der gesellschaftlichen Kommunikations- und Interaktionsprozesse (Situations- und Handlungsbezug). Für diesen komplexen intuitiven Bedeutungsbegriff gibt es (noch) kein theoretisches Pendant; deshalb ist eine linguistische Semantik vorerst nur als Aggregat verschiedener Theorien denkbar, wobei allerdings dieser intuitive Bedeutungsbegriff zugleich als Grundlage, Instrument und Explicandum dienen könnte (vgl. Lang 1983, 73ff.). Unter diesem Aspekt der komplexen Verweiskfunktion werden auch die Mängel und Einseitigkeiten der bisherigen Semantiktheorien und Bedeutungsexplikationen deutlich, die nicht die gesamte Verweiskfunktion abdecken. Auch die am besten elaborierten Vorstellungen (z.B. von der Dekomposition der Bedeutung, der semantischen Merkmalanalyse in der generativen Grammatik und Semantik sowie der „natürlichen Logik“) bleiben zumeist innerlinguistisch oder gar innergrammatisch, klammern die Referenzsemantik und die Wahrheitsbedingungen weitgehend aus. Aus diesen Unzulänglichkeiten erwuchs schon vorher der Vorwurf von Lewis (1972,

169), die semantische Theorie von Katz sei gar keine Semantik, sondern nur die Übersetzung aus einer natürlichen Sprache in ein „uninterpretiertes Markerese“ (d.h. eine künstliche Metasprache der semantischen Marker, deren Status nicht klar sei und die keinen Bezug zu Wahrheitsbedingungen hat), ausgehend von seinem Credo (als Logiker) „Semantics without truth conditions isn't semantics“. Aus der Komplexität der Verweiskfunktion der Bedeutung ergibt sich aber auch, daß die „logische Struktur“ des Satzes in Form von Wahrheitsbedingungen eine zwar notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die linguistische Rekonstruktion der komplexen Verweiskfunktion ist.

7.2 Kasustheorien

7.2.1 *Ausgangspunkt: Kasusgrammatiken vs. Subjekt-Objekt-Grammatiken*

Ausgangspunkt für die vor allem von Fillmore (1968a; 1969a; 1971a) begründete *Kasustheorie* war die Einsicht, daß die von Chomsky in dessen Standardtheorie angenommene syntaktische Tiefenstruktur mit ihren grammatischen Relationen (z.B.: Subjekt-von, Objekt-von) für die semantische Interpretation nicht ausreicht, daß statt dessen die Kasusrelationen Eingang in die Basiskomponente der Grammatik finden müssen (vgl. Fillmore 1971a, 1ff.). Es handelt sich dabei nicht um die herkömmlichen Kasus (z.B. Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ), die lediglich Oberflächenformen bzw. Oberflächenkasus sind, oft auch Neutralisierungen von zugrunde liegenden Relationen. Letzteres ist für den Genitiv oft gezeigt worden:

- (1) *die Belagerung der Feinde* (Genitiv als Agens)
- (2) *die Belagerung der Stadt* (Genitiv als Patiens)

Das gilt aber auch für die anderen herkömmlichen Kasus, auch für den Nominativ, dem man oftmals eine Sonderstellung zugesprochen hat (vgl. Fillmore 1971a, 8f.):

- (3) *Er warf den Ball.* (Nominativ als Agens)
- (4) *Er erhielt einen Schlag.* (Nominativ als Patiens)
- (5) *Er erhielt ein Geschenk.* (Nominativ als Benefaktor)

Daraus schließt Fillmore – im Gegensatz zu Chomsky –, daß die Satzglieder (Subjekt-von, Objekt-von) als grammatische Relationen nicht für die semantische Interpretation ausreichen (die Satzgliedschaft ist in (1) und (2) gleich, ebenso in (3) bis (5)), daß die Satzglieder nur Eigenschaften der Oberflächenstruktur sind, daß es „hinter“ ihnen noch primitivere, „tieferere“ Begriffe geben muß, die tatsächlich die Tiefenstruktur ausma-

chen und solche semantische Differenzierungen bloßlegen wie zwischen (1) und (2), zwischen (3), (4) und (5).

Solche semantischen Relationen nennt Fillmore *Kasusrelationen* und verwendet den Begriff „Kasus“ „in einem deutlich tiefenstrukturellen Sinne“ (1971a, 6, 28). Als solche Kasusrollen nennt er zunächst Agens (Agentiv), Instrumental, Dativ, Faktitiv, Lokativ und Objektiv (1971, 34f.) ohne daß dieses Inventar als vollständig und endgültig angesehen wird. Die Rechtfertigung für Fillmore, den „Subjekt-Objekt-Grammatiken“ seine Kasusgrammatik gegenüberzustellen, besteht darin, daß die von Chomsky angenommene syntaktische Tiefenstruktur noch nicht „tief“ genug sei und die in ihr angesiedelten grammatischen Relationen (Satzglieder) für die semantische Interpretation nicht ausreichen. Ausschlaggebend dafür sind vielmehr die Tiefenstruktur-Kasus. Die Basisstruktur eines Satzes enthält bei Fillmore (vgl. 1971a, 32ff., 38ff.) – neben der „Modalitätskomponente“ – eine „Proposition“, die sich zusammensetzt aus dem Verb und einer bestimmten Zahl und Art von Tiefenkasus, die in regulärer Weise miteinander verbunden sind und die entsprechenden „Satzrahmen“ bilden. Auf diese Weise ist – ähnlich wie in der Argumentation der generativen Semantik – der *syntaktische* Status der Tiefenstruktur (im Sinne Chomskys) fragwürdig geworden.

Bei Fillmore handelt es sich um eine *semantische* Tiefenstruktur (die nicht durch die Satzglieder, sondern durch die Tiefenkasus und ihre Beziehungen zum Verb charakterisiert ist). Daran knüpft Fillmore (1971a, 118) die grammatiktheoretische Hypothese, daß die syntaktische Tiefenstruktur nur „eine künstlich aufgestellte Zwischenstufe zwischen den empirisch auffindbaren ‚semantischen Tiefenstrukturen‘ und den durch Anschauung zugänglichen Oberflächenstrukturen“ sei, eine Ebene, „deren Eigenschaften mehr mit der methodologischen Verpflichtung einiger Grammatiker zu tun haben als mit der Natur der menschlichen Sprache“ und die möglicherweise das Schicksal des Phonems teilen werde (das sich ja auch als methodologisches Abstraktum herausgestellt hat).

7.2.2 *Verbindung von Kasustheorie und Valenztheorie*

Schon von diesem Ansatzpunkt her war es kein Zufall, daß die Kasustheorie – obwohl im Schoße der generativen Grammatik entstanden und „als mehr oder weniger gewolltes Kind der generativen Transformationsgrammatik geboren“ (Pleines 1978, 355) – eine Verbindung mit der Valenztheorie eingegangen ist. Diese Verbindung ist *seitens der Kasustheorie* von Fillmore selbst (1971a, 30) hergestellt worden, wenn er die von

ihm vorgeschlagene „grundlegende Modifikation der Theorie der Transformationsgrammatik“ darin sieht, daß

der Begriff der ‚logischen Valenz‘ für Kasussysteme wieder eingeführt wird – allerdings diesmal unter der expliziten Voraussetzung der Unterscheidung zwischen Tiefen- und Oberflächenstruktur. Danach besteht der Satz in seiner grundlegenden Struktur aus einem Verb und einer oder mehreren Nominalphrasen, von denen jede auf Grund einer bestimmten Kasusrelation an das Verb gebunden ist.

Dieses Konzept entspricht eher einer in Dependenzgrammatiken üblichen Repräsentation von Abhängigkeitsbeziehungen (etwa bei Tesnière) als den in Phrasenstrukturgrammatiken vorhandenen Konstituentenstrukturen (vgl. Fillmore 1971a, 116f.). Wenn Fillmore die Lexikoneintragungen für Verben auf der Basis der Tiefenstruktur-Kasus spezifiziert und seine „Kasusrahmen“ aus der Gruppierung von Tiefenkasus um ein bestimmtes Verb ableitet (vgl. 1968b; 1969a, 366ff.; 1971a, 38ff.), so leistet er auf der von ihm angenommenen Ebene der semantischen Tiefenstruktur etwas, was vergleichbar ist mit dem, was in der Valenztheorie auf syntaktischer Ebene zu Lexikoneintragungen für Verben und zu entsprechenden – auf der Basis der syntaktischen Valenz ermittelten – syntaktischen Satzmodellen geführt hat (vgl. Helbig/Schenkel 1973; Helbig/Buscha 1972, 548ff.). Fillmores Konzept läuft in der Tat darauf hinaus, „daß die Verbvalenz als Menge von Kasusbeziehungen spezifiziert wird“ (Abraham 1971, 204).

Die Verbindung zur Kasustheorie *seitens der Valenztheorie* ergab sich, seit die Valenz auch als – direkter oder indirekter – Ausdruck von semantischen Beziehungen im Satz aufgefaßt wurde, seit man immer deutlicher zwischen verschiedenen *Ebenen* der Valenz unterschieden, vor allem eine Differenzierung zwischen syntaktischer und (logisch-)semantischer Valenz vorgenommen hat (vgl. ausführlicher 5.5). Von diesen Ebenen her bot sich zur Beschreibung der semantischen Valenz das von den Kasustheorien entwickelte Inventar von semantischen Kasus geradezu an: Die semantische Valenz erweist sich dadurch als Festlegung von Zahl und Art der vom jeweiligen Valenzträger (vor allem Verb, aber auch Adjektiv und z.T. Substantiv) geforderten semantischen Kasus. Diese semantische Valenz darf weder identifiziert werden mit der ihr zugrunde liegenden semantischen Struktur (bestehend aus dem Verhältnis der logisch-semantischen Prädikate zu ihren Argumenten; vgl. 7.1.1) noch mit der von ihr abgeleiteten syntaktischen Valenz (bestehend aus dem Verhältnis des lexikalisierten Verbs zu seinen lexikalisierten Aktanten, die dessen konkrete Leerstellen besetzen können oder müssen; vgl. 5.5) (vgl. Viehweger 1977, 349ff.; Pasch 1977, 1ff.; Helbig 1979b, 68ff.; 1982, 13ff.).

7.2.3 *Vorzüge und Grenzen der Kasustheorien*

Die Vorzüge und Grenzen der Kasustheorien sind mehrfach erörtert worden (vgl. z.B. Zimmermann 1970a; 1970b; Arutjunova 1973; Helbig 1977, 51ff.; 1979b, 66f.; 1982, 54ff.). Zu den *Vorzügen* dürften folgende rechnen:

- 1) Mit Hilfe der semantischen Kasus können *alle* Satzglieder (nicht nur die Adverbialbestimmungen) semantisch charakterisiert werden – unabhängig von der Syntax und den syntaktischen Satzgliedern, ja gerade als Alternative dazu –, und zwar in einem als einheitlich gedachten System von semantischen Kasus, das nicht sekundär (als Appendix) angehängt wird, wie das der Fall war bei den Subklassen der Adverbialbestimmungen – denen im Unterschied zu den „semantisch unspezifizierten“ Satzgliedern schon traditionell semantische Charakteristika (Ort, Zeit usw.) zugesprochen worden sind (vgl. Heidolph 1977, 62ff.) – oder wie das bei der Festlegung „verallgemeinerter Bedeutungen“ der Kasus geschah (vgl. dazu Kaznelson 1974, 53ff.; Helbig 1978).
- 2) Unbestreitbar ist es als Verdienst der Kasustheorie anzusehen, deutlicher ins Bewußtsein gerückt zu haben, daß die herkömmlichen Kasus (Nominativ, Genitiv usw.) nur *Kasusformen*, nur *Oberflächenkasus* sind, die oft auch semantische Kasusrelationen (wie z.B. Agens, Patiens, Instrumental) neutralisieren und verdunkeln. Oberflächen- und Tiefenkasus können nicht in isomorpher Weise aufeinander abgebildet werden, weil sie nicht in 1:1-Entsprechung zueinander stehen. Dadurch wird die Annahme von invarianten Gesamtbedeutungen für die einzelnen Oberflächenkasus in Frage gestellt, wie überhaupt Oberflächenerscheinungen nicht in *direkter* Weise semantisch interpretiert werden können (vgl. auch Kaznelson 1974, 53ff.; Helbig 1973, 187ff.; 1978, 31ff.; Anderson 1971, 7).
- 3) Umgekehrt kann auf Grund eines Inventars von solchen semantischen Kasus eine *indirekte* Zuordnung der semantischen Kasus sowohl zu den Oberflächensatzgliedern als auch zu den Oberflächenkasus vorgenommen werden. Dabei läßt es sich leicht zeigen, daß *einem* semantischen Kasus *mehrere* Oberflächenkasus entsprechen können, daß umgekehrt auch *ein* Oberflächenkasus *mehrere* semantische Kasus repräsentieren kann. Ebenso ist es ohne Mühe nachweisbar, daß *einem* Satzglied (oder Satzgliedteil) *mehrere* semantische Kasus und umgekehrt auch *einem* semantischen Kasus *mehrere* Satzglieder entsprechen (vgl. dazu Abraham 1972; Heidolph 1977; Heidolph u.a. 1981, 172ff., 315ff.).

- 4) Dadurch ist es mit Hilfe der semantischen Kasus möglich, semantisch (nahezu) äquivalente Sätze so zu beschreiben, daß diese Äquivalenz auch in der Beschreibung reflektiert wird (was bekanntlich ein Kriterium für die erklärende Kraft einer grammatischen Theorie ist).

(6) *Der Lehrer trat in das Klassenzimmer.*

(7) *Der Lehrer betrat das Klassenzimmer.*

Das hervorgehobene Glied ist in (6) eine Präpositionalgruppe als Adverbialbestimmung, in (7) ein Akkusativ als Objekt. Die Bedeutungsähnlichkeit beider Sätze wird weder mit Hilfe der Oberflächensatzglieder noch mit Hilfe der Oberflächenkasus, sondern erst mit Hilfe der semantischen Kasus (in beiden Fällen: Lokativ) erklärbar.

- 5) Ein Inventar von semantischen Kasus erlaubt es, über die syntaktische Valenz (Angabe der Aktanten mit ihrer morphosyntaktischen Form und auch ihrer Satzgliedschaft) hinaus Eigenschaften einzufangen, die als *semantische Valenz* bezeichnet werden und lexikonartig für die Lexeme bestimmter Wortklassen zusammengestellt werden können, Eigenschaften, die angeben, *wieviele* und *welche* semantischen Kasus (Zahl und Art) bei einem bestimmten Valenzträger erforderlich sind. So würde z.B. ein Verb wie *geben* 3 semantische Kasus (Agens, Patiens, Adressat), ein Verb wie *töten* 2 semantische Kasus (Agens, Patiens) fordern (vgl. Helbig 1983, 137ff.).
- 6) Darüber hinaus ist es auf der Grundlage der semantischen Kasus möglich, ein Inventar von *semantischen Satzmodellen* zusammenzustellen (vgl. z.B. Moskal'skaja 1974). Diese semantischen Satzmodelle („Kasusraahmen“) liefern andere Informationen als die morphosyntaktischen Satzmodelle (wie sie sich auf der Basis der syntaktischen Valenz, der Oberflächenkasus und der Satzglieder ergeben), stehen nicht in uneindeutiger Entsprechung zu den syntaktischen Satzmodellen und stellen auch nicht deren direkte semantische Interpretation dar (so z.B. bei Admoni 1974). Sie werden zunächst unabhängig von der Syntax ermittelt, so daß (wie bei den semantischen Kasus selbst) eine Zuordnung zu den syntaktischen Satzmodellen möglich und nötig wird (vgl. Moskal'skaja 1973, 33f.; 1974, 38ff.; Helbig 1977, 70ff.; 1982, 76ff., 83ff.).

Diesen Vorzügen der Kasustheorien (vor allem im Hinblick auf die Beschreibung von Einzelsprachen) stehen jedoch auch einige *Nachteile* gegenüber (vor allem theoretischer Art), unter anderem:

- a) Es stellt sich die Frage, ob die Kasustheorien und die „Subjekt-Objekt-Grammatiken“ tatsächlich *alternative* Lösungen sind, die einander ausschließen. Dies wird von Fillmore (1971a, 67) angenommen

(indem er die Standardtheorie der generativen Grammatik durch seine Kasustheorie ersetzen will), von Chomsky (1972, 70ff.) wird diese Alternativität indes bezweifelt (beide werden eher als Äquivalente der gleichen Theorie angesehen). Es fragt sich, ob die Annahme von Tiefenkasus tatsächlich eine Lossagung von den Vorstellungen der traditionellen Syntax (damit auch von den Satzgliedern) notwendig macht (vgl. Zimmermann 1970b, II-4f.). Auch wenn die von Fillmore entwickelten semantischen Kasus zur semantischen Analyse besser geeignet sind als die Satzglieder (als grammatische Relationen der syntaktischen Tiefenstruktur), ergibt sich daraus noch nicht mit Notwendigkeit die Schlußfolgerung (von Fillmore), auf die Satzgliedbegriffe überhaupt zu verzichten oder sie als reine Oberflächenerscheinungen anzusehen. Diese Schlußfolgerung resultiert bei Fillmore methodologisch aus der Hypothese von einer *einheitlichen* Ebene der Tiefenstruktur, auf der – wenn es sich um eine *syntaktische* Tiefenstruktur handelt – *entweder* die relationalen Satzglieder (so wie bei Chomsky) *oder* – wenn es sich um eine *semantische* Tiefenstruktur handelt – die Tiefenkasus angesiedelt werden. Seither ist indes zunehmend deutlicher geworden, daß keine solche einheitliche Ebene der Tiefenstruktur existiert, daß vielmehr dasjenige, was ursprünglich als „Tiefenstruktur“ bezeichnet wurde, weiter stratifiziert werden muß (vgl. etwa Barčudarov 1972, 12; Helbig 1969, 163; später auch Chomsky 1976, 81ff.). Die Kasusgrammatiken würden dann bestimmte Fakten „direkter“ ausdrücken, die von der Standardtheorie nur „indirekt“ (vgl. Chomsky 1972, 73ff.) ausgedrückt werden konnten. Setzt man eine solche Mehrschichtigkeit der Tiefenstruktur voraus, gibt es kein undialektisches Entweder-Oder zwischen „Subjekt-Objekt-Grammatiken“ (Satzglieder als grammatische Relationen in einer syntaktischen Tiefenstruktur) und Kasustheorien (Tiefenkasus in einer semantischen Tiefenstruktur), sondern beide repräsentieren verschiedene (auch: verschieden „tief“) Ebenen im mehrstufigen System der Zuordnungen zwischen der Laut- und Bedeutungsseite sprachlicher Erscheinungen (vgl. Helbig 1977, 60ff.).

- b) In den Kasusgrammatiken wird etwas verselbständigt und in einseitig-ungerechtfertigter Weise in die nominale Umgebung des Prädikats verlegt, was in der semantischen Struktur des Prädikats bereits enthalten und von dort entscheidend determiniert ist (vgl. Arutjunova 1973, 120ff.; Zimmermann 1970a; 1970b). Es wurde bisher noch nicht überzeugend bewiesen, daß die Unterschiede der semantischen Kasus nicht einfach schon durch die lexikalische Bedeutung des Verbs vorgegeben sind. Wenn der 1. Aktant eines Tätigkeitsverbs als „Agens“,

der eines Wahrnehmungsverbs als „Experiencer“ charakterisiert wird, erhebt sich in der Tat die Frage (vgl. Sgall 1978, 225f.), ob durch diese semantischen Kasus etwas wesentlich Neues für die Sprachbeschreibung ausgesagt wird, ob nicht die entsprechenden Informationen bereits enthalten sind teils in den Aktanten als Satzgliedern, teils in der Bedeutungsstruktur des Verbs.

- c) Noch nicht geklärt ist auch das Problem, *wie weit* die semantischen Kasus reichen, ob z.B. auch Zeit, Grund, Ausgangspunkt als semantische Kasus anzusehen sind oder – eine solche Annahme scheint überzeugender – ob nicht außerhalb dieser Kasusrollen zusätzlich Modifikatoren (oder Definitoren) angesetzt werden sollten, deren Status ein anderer ist als der der semantischen Kasus, weil deren Beziehungen zum Prädikat nicht von der Bedeutung des Prädikats gestiftet werden (vgl. Arutjunova 1973, 119ff.). Manchmal wird zwischen „propositionalen Kasus“ (von der semantischen Valenz des Verbs gefordert) und „modalen Kasus“ (von der semantischen Valenz des Verbs nicht gefordert) unterschieden (vgl. Cook 1978, 299), manchmal werden letztere in Frage gestellt bzw. als „Satz-Modifikatoren“ oder „Satz-Spezifikatoren“ verstanden (vgl. Omamor 1978, 265f.).
- d) Damit hängen Unsicherheiten und Schwierigkeiten bei der Festlegung der *Zahl* und bei der *Abgrenzung* der einzelnen Kasus zusammen. Es ist nicht zufällig, daß die Liste der vorgeschlagenen Kasusrollen mehrfach modifiziert worden ist, daß Probleme der Zahl und der Abgrenzung der Kasus häufig diskutiert werden, ohne daß sie endgültig geklärt worden wären. Es geht dabei z.B. um die Fragen, wie Agens und Instrumental abzugrenzen sind, ob Naturkräfte (wie z.B. *Wind*, *Sturm*) noch als Agens aufzufassen oder als gesonderter Kasus (z.B. „Force“) anzusetzen sind, ob das Agens auf belebte Wesen (z.B. Fillmore 1971a, 34ff.) und der Instrumental auf intentional von einem Agens verwendete Mittel beschränkt werden kann (vgl. Lakoff 1968, 4ff.). Solche und ähnliche Fragen (vgl. ausführlicher Helbig 1977, 56ff., 73ff.) sind offenbar so lange nicht zu beantworten, bis nicht genauere Kriterien für die Annahme von semantischen Kasus herausgearbeitet worden sind, was wieder eine genauere Einsicht in den Status dieser Kasus voraussetzt (vgl. dazu 7.2.5).
- e) Die in den Kasusgrammatiken thematisierte Beziehung zwischen dem Verb und seinen semantischen Kasus ist keine Beziehung zwischen semantischen Einheiten (Argumenten) und anderen semantischen Einheiten (semantischen Prädikaten), sondern eine Beziehung zwischen semantischen Einheiten (Argumenten oder – genauer gesagt – Funktionen von ihnen) einerseits und bereits lexikalisierten (und da-

mit auch syntaktisch geformten) Einheiten (Verben) andererseits. Die Glieder der angenommenen Korrelation sind auf diese Weise nicht immer gleichwertig, weil die Verben als sprachliche (d.h. schon lexikalisierte und syntaktifizierte) Prädikate – mit denen die Kasustheorie arbeitet – keine elementaren (logisch-semantischen) Prädikate, sondern in der Regel schon *Komplexe* aus mehreren solchen logisch-semantischen Prädikaten sind, Komplexe, die schon in Verben oder prädikativen Adjektiven lexikalisiert sind. Die semantischen Kasus haben als Korrelat somit einen lexikalisierten und damit auch syntaktisch festgelegten Komplex von semantischen Prädikaten, der keinen rein semantischen Charakter mehr hat, vielmehr schon zu dem Mechanismus gehört, der semantische und syntaktische Struktur miteinander verbindet (vgl. vor allem Heidolph 1977, 55, 75).

- f) Damit wird deutlich, daß die semantischen Kasus keine *kategorialen*, sondern *funktionale* Begriffe sind, daß sie keine Einheiten, sondern Beziehungen zwischen Einheiten sind, daß sie (obwohl sie gegenüber den Satzgliedern als grammatischen Relationen bereits eine „tiefere“ Ebene repräsentieren) noch nicht „tief“ genug sind, sondern als Ableitungen von der semantischen Struktur begriffen werden müssen (vgl. Viehweger 1977, 232ff., 349ff.; Heidolph 1977; Pasch 1977; Helbig 1978, 43ff.; 1979b). Sie drücken weder die Bedeutung direkt aus noch sind sie eine Eigenschaft der Bedeutung selbst. Die Bedeutung ergibt sich durch die semantische Komponentenstruktur, d.h. durch die hierarchischen Beziehungen von semantischen Prädikaten (Funktoren) und Argumenten (vgl. Viehweger 1977, 136ff., 257ff.). Bei der Überführung dieser semantischen Struktur in die Tiefenkasus tritt nicht nur eine Linearisierung (Enthierarchisierung), sondern in der Regel auch eine Reduktion von semantischen Komponenten auf, weil nicht alle semantischen Komponenten lexikalisiert werden (vgl. bereits 5.5). Insgesamt betrachtet, erweisen sich die „semantischen“ Kasus als noch nicht eigentlich semantisch, sondern als eine von der semantischen Struktur erst abgeleitete Funktion. Dies wurde bei der Konstituierung der Kasusgrammatik nicht deutlich und führte deshalb auch bald zu der Kritik, daß Fillmores Kasus in *direkter* Weise auf Teilnehmer innerhalb der außersprachlichen Situation bezogen sind (vgl. Arutjunova 1973, 119ff.), daß in den Kasustheorien „ontologische Implikate“ enthalten seien (also zwischen „linguistischen“ und „ontologischen Aktanten“ nicht differenziert werde) (vgl. Finke 1977, 28ff.).

7.2.4 Weiterentwicklung und Divergenzen der Kasustheorien

Die relativ unformale und empirische Darstellung in Fillmores ersten Arbeiten (verbunden mit laufenden ad-hoc-Festlegungen von bestimmten Kasus) und die in der Folgezeit erkannten Probleme haben begreiflicherweise zur Weiterentwicklung der Kasustheorie im Anschluß an Fillmore provoziert (vgl. bereits Helbig 1982, 57ff.). Allerdings bietet diese Weiterentwicklung ein verwirrend uneinheitliches und divergierendes Bild. Schon äußerlich fällt auf, daß in ziemlich rascher Folge (und Leichtfertigkeit?) Kasuslisten erstellt, verändert und wieder verworfen werden (vgl. auch Pleines 1978, 358).

Diese Uneinheitlichkeit – das ist der erste, allerdings oberflächlichste Aspekt – spiegelt sich zunächst in der *Zahl* der semantischen Kasus, die nahezu von Autor zu Autor differiert (z.B. bei Fillmore [1971a] 6, bei Fillmore [1971b] später 8 bzw. 9, bei Chafe [1976, 147ff., 167ff.] 7). Es zeigt sich einerseits eine Tendenz zur Erhöhung, andererseits eine Tendenz zur Verminderung der Zahl der Kasus. Eine *Erhöhung* der Zahl der Kasus ergab sich, weil Fälle nachgewiesen werden konnten, die mit den von Fillmore ursprünglich angenommenen Tiefenkasus nicht beschreibbar waren: So haben z.B. Omamor (1978, 263ff.) als zusätzliche Kasus den „Kausativ“ (im Unterschied zum Agens) und den „Attribuanden“ (als eine Art „Zustandsträger“), Blansitt (1978, 311ff.) den „Stimulus“ als Aussonderung aus dem „Papierkorb-Kasus“ „Objektiv“ (vgl. Abraham 1971, 201), als „Wahrnehmungsgegenstand“ und somit Pendant zum „Experienter“, Radden (1978, 327ff.) einen Kasus „Area“ (als Inhalt bei Verben des Sagens) vorgeschlagen. Die Tendenz zur *Verringerung* der Zahl der Kasus wird erkennbar z.B. bei Cook (1978) in seinem „Case Grammar Matrix Model“, das die Vorzüge der Modelle von Fillmore (1971a), Chafe (1976) und Anderson (1971) vereinigen will und mit 5 propositionalen Kasus auskommt. Eine Verringerung der Zahl ist oft verbunden mit einer Hierarchisierung der Kasus (so erscheinen z.B. bei Rosengren [1978a, 193f.; 1978b, 377ff.] Angens und Patiens als übergeordnete Kasus, weil die anderen Kasusrelationen nur mit ihnen zusammen vorkommen können).

Die Zahl der angenommenen semantischen Kasus (als vordergründigster Aspekt) hängt wesentlich von den jeweiligen *Kriterien* für ihre Ermittlung ab. Insgesamt sind dabei *heterogene* Kriterien im Spiele gewesen, im wesentlichen folgende:

- a) Fillmore selbst (vgl. 1971a, 34ff.) hat ursprünglich semantische Merkmale der *Argumente*, d.h. lexikalisch-inhärente Merkmale der *Substantive* für die Abgrenzung seiner semantischen Kasus benutzt

(z.B. Aktiv und Dativ durch das Merkmal [+Anim], Instrumental und Objektiv durch das Merkmal [-Anim] bestimmt). Ein solches Kriterium war im Grunde nur so lange legitim, wie die Kasus nicht als Relationen, sondern als Kategorien aufgefaßt worden sind (vgl. Rosengren 1978a, 180f.).

- b) In den meisten Fällen werden die semantischen Kasus bestimmt mit Hilfe der semantischen Merkmale der *Prädikate*, d.h. der lexikalisch-inhärenten Merkmale der *Verben* (vgl. etwa Chafe 1976, 96ff., 103ff., 121ff., 147ff.; Cook 1978, 299ff.; Rosengren 1978a, 180f.; 1978b, 378f.). Damit ist allerdings die Frage nach der möglichen Redundanz der Kasus verbunden [vgl. 7.2.3 unter b)].
- c) Manchmal werden die Kasus abgegrenzt mit *relationalen Kasusmerkmalen* („case-features“) (vgl. Nilsen 1972, 33ff.; McCoy 1969; Ommor 1978, 261f.), und zwar mit dem Argument, die Wirkung der inhärenten Merkmale auf die Beziehungen zwischen den Verben und Substantiven sei nur indirekt. Es entstehen hierarchische Ordnungen von Kasusmerkmalen, bei deren Setzung jedoch subjektive Willkür nicht auszuschließen ist und manche Einheiten (z.B. „Source“ und „Goal“) sowohl als Kasusmerkmale als auch als Kasus selbst auftreten.
- d) Schließlich sind vereinzelt auch Merkmale der *lexikalisch-syntaktischen Oberfläche* als Kriterien für die semantischen Kasus benutzt worden (z.B. hat Fillmore [1971a, 44ff.] die Präpositionen als Kasusmarker angesehen, etwa *by* für Agens, *by/with* für Instrumental, *for* für Benefaktiv). Gegen eine solche Identifizierung ist mit Recht eingewandt worden, daß eine Indizierung der semantischen Kasus nicht auf Präpositionen begründet werden kann, da es keine 1:1-Entsprechung von Präposition und semantischem Kasus gibt (vgl. Nilsen 1972, 19ff.).

Mit dem Kriterien-Aspekt eng verbunden ist die entscheidende (dritte) Frage nach dem *Status* der semantischen Kasus, von der letztlich sowohl die Kriterien als auch die Zahl der Kasus abhängen. Diese Frage ist deshalb so grundlegend, weil damit weitreichende theoretische und methodologische Voraussetzungen verbunden sind: so die Fragen nach der Beziehung der semantischen Kasus einerseits zur syntaktischen Oberfläche (zu den Satzgliedern und zur syntaktischen Valenz), andererseits zur semantischen Komponentenstruktur und darüber hinaus zu kommunikativen, kognitiven und perzeptiven Gegebenheiten sowie zu außerlinguistischen Faktoren. In der Weiterentwicklung der ursprünglichen Kasustheorie Fillmores zeichnet sich die unverkennbare positive Tendenz ab, die semantischen Kasus aus ihrer empirischen Isolierung herauszuführen, in umfassendere sprachtheoretische Modellbildungen zu integrieren und

somit vor allem nach ihrem Status sowie ihren Beziehungen zu anderen linguistischen Ebenen zu fragen. Aber bei der Beantwortung dieser Fragen (das ist die Kehrseite) treten noch weiter reichende Divergenzen zu tage, die gegenwärtig noch kaum alternative Entscheidungen zulassen.

So versteht z.B. Potts (1978, 399ff., 416ff.) die Kasus als Teile der Bedeutungen des Verbs, benutzt die semantische Komponentenanalyse als Mittel zur Klassifizierung der Kasus und übt unter diesem Aspekt Kritik an Fillmore (dessen Kasus zwar als semantisch ausgegeben werden, in Wahrheit aber noch zu stark an der Oberfläche angesiedelt seien). Pleines (1978, 359ff.) möchte die Kasus in der pragmatischen Kommunikationsdimension verankern, wendet sich gegen alle „reduktionalistischen“ (autonomen und innerlinguistischen) Kasusauffassungen und fordert statt dessen eine Einbindung der semantischen Kasus in situative, kognitive und perzeptive Gegebenheiten (die in der Nachfolge Fillmores verlorengegangen sei).

Auf ganz entgegengesetzte Weise hat Starosta (1978, 459ff., 472ff., 519ff.) – in bewußtem Gegensatz zu „externen“ Definitionen der Kasus bei Fillmore und erst recht bei Potts (er übt an Fillmore Kritik, nicht weil dessen Kasus zu oberflächennah und zu syntaktisch, sondern weil sie umgekehrt zu semantisch und außersprachlich, d.h. gerade zu wenig syntaktisch seien) – ein „Lexicase“-Modell entwickelt, das „syntaktisch-semantische“ Definitionen für die Kasus anstrebt (wobei die syntaktischen gegenüber den semantischen Kriterien dominieren), eine recht konsistente, streng sprachinterne Definition der Kasus liefert und auf eine Bindung an außersprachliche Situationen und Faktoren verzichtet. Dabei entsteht freilich eine starke „Syntaktifizierung“ der semantischen Kasus, rücken semantische Interpretation und Tiefenkasus so nahe zusammen, daß sie auch für Starosta (1978, 522ff.) nicht mehr distinkt sind (weil für ihn die Tiefenkasus die semantische Interpretation der syntaktischen Tiefenstruktur *sind*). Da Tiefensubjekt und Agens, Tiefenobjekt und Patiens geradezu bis zur Identifizierung zusammenrücken, kann man nicht nur – mit Starosta – fragen, ob es außerhalb der Kasusebene noch eine semantische Ebene und eine Ebene der syntaktischen Tiefenstruktur geben muß, sondern kann man auch – im Gegensatz zu Starosta – fragen, ob es außerhalb der syntaktischen Tiefenstruktur und der semantischen Ebene noch einer spezifischen Ebene der semantischen Kasus bedarf.

7.2.5 *Status und Erklärungswert der semantischen Kasus*

- 1) Die Pole einer Semantisierung bzw. Pragmatisierung einerseits und ihrer Syntaktifizierung andererseits stecken gleichsam den Rahmen

ab, innerhalb dessen die semantischen Kasus in außerordentlich divergenter Weise angesiedelt werden. Mit seiner „Wiedereröffnung des Plädoyers für Kasus“ hat Fillmore (1977a; 1981) seinen ursprünglichen (ontologisch-situativen) Ansatz insofern modifiziert, als er über den Begriff „Szene“ eine Öffnung zur kommunikativen und kognitiven Dimension versucht: Die Kasus sind für ihn nun semantische *Relationen* (nicht mehr Kategorien), distinkt als Ebene sowohl von der semantischen Repräsentation als auch von der syntaktischen Oberflächen- und Tiefenstruktur. Da den Bedeutungen *Szenen* zugeordnet werden, der Sprecher aber aus der Menge der Sachverhalts-Mitspieler der Szene auf Grund seiner *Perspektive* (d.h. des Blickpunktes, unter dem er den Sachverhalt bzw. die Szene betrachtet) auswählt, werden zwei Erscheinungen deutlicher getrennt: die Rolle von Mitspielern in einem Sachverhalt selbst und die Bedingungen, nach denen der Sprecher die Wahl hat, bestimmte Sachverhalts-Mitspieler „in Perspektive zu bringen“ (1981, 30ff., 40f.). Damit bindet Fillmore zwar die semantischen Kasus nach wie vor an die Sachverhalte der außersprachlichen Situation und separiert sie von der syntaktischen Realisierung (etwa durch unterschiedliche Satzglieder), deutet aber – mit der Perspektive-Hervorhebung – die Richtung an, wie man Unterschiede erfassen kann, z.B. in (gerade zwischen Fillmore und Starosta) oft diskutierten Sätzen von der Art

- (1) *Er hat den Wagen mit Heu beladen.*
- (2) *Er hat Heu auf den Wagen geladen.*

Neben dem offenkundigen syntaktischen Unterschied beider Sätze (z.B.: *Wagen* in (1) als Objekt, in (2) als Adverbiale) wird ein Unterschied in der „Perspektive“ auf objektiv identische externe Situationen angenommen – etwa in der Weise, daß bei (1) von einer „holistischen“ Interpretation (der Wagen wird vollständig, als Ganzes vom Verbalgeschehen betroffen, d.h. „vollgeladen“), bei (2) dagegen von einer „partitiven“ Interpretation gesprochen wird (der Wagen wird nur partiell, nicht als Ganzes vom Verbalgeschehen betroffen, d.h. nicht notwendig „vollgeladen“). Während bei Fillmore jedoch diese unterschiedliche Perspektive zunächst nicht zu unterschiedlichen Kasus führt ((1) und (2) hätten also dieselbe Kasusstruktur: *Wagen* wäre in beiden Fällen Lokativ, *Heu* in beiden Fällen Patiens), müßten unter dem Aspekt einer „syntaktizistischen“ Interpretation für (1) und (2) unterschiedliche Kasusstrukturen angenommen werden (etwa: in (1) *Wagen* Patiens, *Heu* Instrumental; in (2) *Heu* Patiens, *Wagen* Lokativ), weil eine ausschließlich an der Situation festgemachte Kasus-

struktur die semantischen Kasus von der syntaktischen Realisierung isoliere, folglich die Kasusrollen für alle auf dieselbe Situation referierenden Paraphrasen gleichbleiben müßte. Starosta (1978, 46ff., 89ff.) plädiert für unterschiedliche Kasus, weil 2 unterschiedliche Verben (mit unterschiedlichen Kasusrahmen) vorhanden sind, die Wahl des jeweiligen Verbs (z.B. transitiv vs. intransitiv) zu den unterschiedlichen (holistischen vs. partitiven) Interpretationen, d.h. zu unterschiedlichen Perspektiven auf gleiche externe Situationen führe.

- 2) Angesichts dieser verwirrenden Situation (in der dieselben Sätze – auf Grund eines unterschiedlichen Status – im Hinblick auf die semantischen Kasus verschieden interpretiert werden), verwundert es nicht, daß sich die Kritik und die Skepsis an der Kasustheorie verstärkte, daß darüber hinaus auch die Frage nach dem *Erklärungswert* der Kasus schärfer gestellt wurde. Der früheren Kritik von Finke (1974, 35f.), die ursprüngliche Version der Kasustheorie sei mit einer ontologischen Faktorisierung der Wirklichkeit (als Grundlage für die „Kasustorte“) verbunden und setze eine Art „naive Ontologie“ voraus, konnte Fillmore damit begegnen, daß er seine Kasus nicht mehr (wie am Anfang) als Kategorien, sondern als Relationen interpretiert. Es blieb jedoch zunächst die genannte „Entzweiung“ der Kasustheorien in eine semantisch-pragmatische und eine „syntaktizistische“ Richtung und – damit verbunden – auch mancherorts der Eindruck, als ob es eine Alternative zwischen syntaktischen (satzgliedgebundenen) und ontologisch orientierten Kasusauffassungen und *nur* zwischen ihnen gebe (vgl. z.B. Fleischmann 1985, 41ff.). Mit den genannten Ansätzen (z.B. Potts einerseits, Starosta andererseits) waren Pole markiert, zwischen denen versuchte Statusbestimmungen für die Kasus hin- und heroszillieren. Sobald man sich den Extremwerten der Skala nähert (d.h. die Kasus entweder völlig in die semantische Komponentenstruktur (des Verbs) integriert oder sie nahezu in der Syntax aufgehen läßt), muß man Gefahr laufen, die Existenzberechtigung der Kasus als Zwischenebene in Frage zu stellen.

Deshalb ist die Frage nach dem Erklärungswert der semantischen Kasus, nach ihrem Pro und Contra, danach, ob sie überhaupt Erklärungswert haben, mehrfach und mit vollem Recht auch explizit gestellt worden – z.B. von Rosengren (1978a, 169ff.) unter folgenden Aspekten: Welchen Status haben die Tiefenkasus in einer semantischen Theorie, und wie verhalten sie sich zu den Aktanten und Satzgliedern? Welche Rolle spielt die semantische Struktur der Argumente und die semantische Struktur der Prädikate für die semantischen Kasus? Kann oder muß man die Kasus mit Hilfe der semantischen Struktur des Prädikats wieder „wegdefinieren“? Haben die semanti-

schen Kasus einen eigenen Status, bilden sie eine legitime „Zwischenebene“ zwischen der semantischen Komponentenstruktur und der syntaktischen Valenz, zwischen Semantik und Syntax?

Die Antworten auf diese Fragen haben einen doppelten Aspekt: Unter *theoretischem* Aspekt ist eine eindeutige Entscheidung über das Pro und Contra semantische Kasus wohl gegenwärtig noch kaum zu treffen. Sie hängt einerseits davon ab, inwieweit die semantischen Kasus relevante Informationen bereitstellen, die nicht bereits auf anderen Ebenen vorhanden sind und ohne die die Zuordnung zwischen semantischer Struktur und syntaktischer (Valenz- und Satzglied-)Struktur nicht oder nur unter Informationsverlust erklärbar ist (vgl. Helbig 1992, 36f.): Sie sind dann nötig, wenn sie für die Zuordnung von Syntax und Semantik erforderlich sind, aber redundant, wenn diese Zuordnung auch ohne sie erklärt werden kann (das müßte erst über empirische Untersuchungen nachgewiesen werden). Andererseits (und vor allem) hängt eine theoretische Entscheidung für Pro oder Contra semantische Kasus wesentlich von dem vertretenen Konzept über den Status der semantischen Kasus ab (auf das wir deshalb unter 3), 4) und 5) noch einmal zurückkommen müssen). Die bisherigen Argumentationen beziehen sich indes meist auf *ein* bestimmtes oder auf ein *undifferenziertes* Konzept von den semantischen Kasus (was eine spezifizierte Antwort erschwert oder gar unmöglich macht). Welchen Erklärungswert die Kasus unter theoretischem Aspekt haben, ob sie notwendig oder redundant sind, ob die Liaison von Valenz und semantischem Kasus einen wesentlichen Erkenntnisfortschritt oder eine „Mésalliance“ ist (so Heringer 1984a, 200ff.), ist erst auf der Basis mehrerer unterschiedlicher Kasuskonzepte differenzierter beantwortbar.

Unabhängig von diesen theoretischen Entscheidungen dürfte jedoch – unter *praktischem* Aspekt – ein Plädoyer für die semantischen Kasus sein: Der Wert von semantischen Kasus für bestimmte angewandte Zwecke (z.B. Lexikographie, Satzmodellierung) und für bestimmte Praxisbereiche (etwa: Fremdsprachenunterricht, Übersetzung) hat sich in vielfältiger Weise erwiesen. Die Berechtigung, ja Notwendigkeit der Abstraktion von semantischen Kasus ergibt sich in diesen Bereichen schon daraus, daß es für solche Zwecke praktisch nicht möglich und auch nicht nötig ist, in jedem Falle komplette semantische Komponentenstrukturen auszuarbeiten bzw. aufzuführen (vgl. auch Pasch 1977, 16f.).

- 3) Unter theoretischem Aspekt müssen wir noch einmal auf die Frage nach dem *Status* der semantischen Kasus zurückkommen und die Frage danach, *ob* sie Erklärungswert haben, spezifizieren zu der Frage,

mit *welchem Status* sie Erklärungswert haben. Dies ist schon deshalb erforderlich, weil die ursprüngliche Alternative von situativ-ontologischen vs. „syntaktizistischen“ Kasuskonzepten sich entscheidend modifiziert hat und inzwischen von einer Alternative zwischen einem „semantisch-syntaktischen“ Konzept (A) einerseits und einem „signifikativ-semantischen“ bzw. – noch umfassender – einem „pragmatisch-kognitiven“ Konzept (B) andererseits überlagert bzw. abgelöst worden ist.

Das *semantisch-syntaktische Kasuskonzept A* führt über die unechte Alternative zwischen einer ontologisch-situativen und einer syntaktizistischen Kasusauffassung hinaus und vermeidet eine vorschnelle Pragmatisierung. Grundlegend für dieses Kasuskonzept ist die Auffassung der semantischen Kasus nicht als primäre semantische Kategorien, sondern als (sekundäre) Funktionen und Relationen: als *Funktionen* deshalb, weil sie von primären Eigenschaften der Bedeutung (als Komponentenstruktur) ableitbar sind, als *Relationen* deshalb, weil sie nur über Relationen definierbar sind und deshalb in ihren Elementen auch nicht unabhängig vom Kontext „aufgezählt“ werden können (so kann man nicht die Aufgabe stellen, 3 Agentia oder Instrumentalia zu „nennen“, weil die betreffenden Substantive mit bestimmten inhärenten Merkmalen nicht die Kasusrolle von vornherein *haben*, sondern sie diese erst – in Abhängigkeit vom und in Relation zum Prädikat – *zugewiesen* bekommen; dasselbe trifft auf die Satzglieder wie Subjekt, Objekt u.a. zu, weil sie auf syntaktischer Ebene in gleicher Weise nicht Kategorien, sondern Funktionen und Relationen darstellen). Bei diesem Verständnis gehören die Kasus A zum Überführungsmechanismus zwischen Semantik und Syntax und stellen eine Art „Nahtstelle“ zwischen Semantik und Syntax dar. Im Prinzip erhalten die einzelnen syntaktisch und lexikalisch realisierten Argumente außer der semantischen Komponentenstruktur eine zusätzliche semantische Charakteristik (in Termen der semantischen Kasus) hinsichtlich der Rolle, die die bezeichneten Gegenstände in den bezeichneten Sachverhalten spielen (vgl. Zimmermann 1984, 10ff.) – unabhängig von verschiedenen Varianten dieses Ansatzes (vgl. Bresnan 1981; Jackendoff 1983, 50ff., 68ff., 163ff.; Steinitz 1984, 69ff.).

In diese Richtung weist auch die Interpretation von Heidolph (1985, 22f.; Heidolph u.a. 1981), die semantischen Rollen in konsequenter Weise als Funktionen von Argumenten der semantischen Struktur aufzufassen, d.h. sie in Beziehung zu setzen zu (elementaren) Prädikaten, zu denen sie gehören, so daß einer semantischen Rolle jeweils eine typische (Teil-)Konfiguration innerhalb der semantischen Struktur

entspricht (z.B.: X ist URSACHE von Y und Y ist WIRKUNG von X, wenn es eine Struktur XY gibt; ähnlich für AGENS, PATIENS usw.). Auf diese Weise entstehen *funktionale* Definitionen für die semantischen Rollen, die darüber hinaus auch eine *diagnostische* Funktion (indem sie der Identifikation von Teilen der semantischen Struktur dienen) und eine *applikative* Funktion haben (z.B. für lexikographische Zwecke oder für Zwecke der Übersetzung). Mit ihrer Hilfe ist es auch möglich, semantische Rollen und syntaktische Funktionen in indirekter Weise miteinander in Beziehung zu setzen.

- 4) Das aus der Kritik an den älteren (ontologischen und syntaktizistischen) Kasuskonzepten hervorgegangene *Kasuskonzept B* ist zunächst mancherorts als *semantisch-signifikatives* Konzept bezeichnet worden (vgl. ausführlicher Helbig 1992, 37ff.). Für die semantischen Kasus entscheidend sind danach nicht die Sachverhalte (und ihre Beziehungen untereinander) selbst, sondern ist ihre unterschiedliche Reflexion durch kognitive und perzeptuelle Strategien der Sprecher (vgl. etwa Pleines 1976; 1978), die unterschiedliche „Brechung“ der Wirklichkeit durch unterschiedliche „Perspektiven“ auf die Wirklichkeit. Auf diese Weise werden die semantischen Kasus von der ontologisch-denotativen Bedeutung abgekoppelt und auf signifikativ-semantischer Ebene angesiedelt (vgl. auch Fleischmann 1985). Sätze wie (1) und (2) hätten dann (bei annähernder Gleichheit der denotativen Bedeutung) eine *unterschiedliche* Kasusstruktur, nicht nur auf Grund ihrer unterschiedlichen Syntaktifizierung (wie bei Starosta), sondern auch und vor allem auf Grund ihrer unterschiedlichen *Perspektivierung* durch den *Sprecher*. Da es sich um die (subjektive) Perspektivierung durch den Sprecher handelt, ist in der Folge auch von „pragmatischer Valenz“ gesprochen worden (vgl. Welke 1988a, 85ff.; 1988/89). In Wahrheit handelt es sich um ein *pragmatisch-kognitives* Kasuskonzept: Die (ursprünglich in der Abhängigkeitsgrammatik entwickelte) syntaktische Valenz wurde erweitert (und vertieft) durch die semantische Valenz (in Termen der semantischen Kasus), und die semantischen Kasus ihrerseits wurden nun aufgefaßt im Sinne eines pragmatisch-kognitiven Konzepts. Diese Erklärungsvariante ordnet sich ganz offensichtlich in die allgemeine Wissenschaftsgeschichte der Linguistik ein, die ihren Schwerpunkt immer mehr verlagerte, zunächst von der Syntax auf die Semantik, dann vom Sprachsystem auf die kommunikativ-pragmatischen Funktionen und schließlich auf die kognitiven Grundlagen (eben dies verbirgt sich hinter Schlagwörtern wie „pragmatische Wende“ und „kognitive Wende“). Wesentlich für dieses Konzept ist die Einbindung der Kasus in situative Szenen und ko-

gnitive Perspektiven, die Annahme, daß die semantischen Kasus als von diesen Szenen (und der Perspektive auf sie) determiniert angesehen werden.

Angeregt wurden diese Versuche von Fillmore (1977b, 55f.), aber auch von anderen Seiten (z.B. Heringer 1984b). Ausgangspunkt war dabei das Unbehagen mit den bisherigen Kasustheorien. Nachdem Fillmore ursprünglich vom distributionalistischen Strukturalismus und von der generativen Grammatik geprägt war, konzentrierte er sich später (in seiner zweiten Phase) auf die lexikalische Semantik, entwickelte die Grundlagen seiner Kasustheorie und näherte sich dabei der Valenztheorie an, wobei die eigentliche „Liaison“ von Valenz- und Kasustheorie im Vordergrund stand. In einer dritten Phase (vgl. dazu Fillmore 1987, 28ff.; vgl. auch Somers 1987, 30ff.) distanzierte er sich nicht nur von der generativen Grammatik, sondern knüpfte an Fragestellungen der kognitiven Psychologie, der Künstlichen Intelligenz, der scenes-and-frames-semantics sowie der Prototypentheorie an. Aus diesen neuen Blickwinkeln erschienen ihm die bisherigen Kasusrahmen in ihrem Aussagewert beschränkt, da jede Prädikation, die einen Sachverhalt beschreibt, schon prinzipiell durch die *Perspektive* auf diesen Sachverhalt beschränkt und zugleich davon determiniert ist. Schon früher hatte Fillmore (1981, 30ff., 40ff.) differenziert zwischen der Rolle von „Mitspielern“ in einem Sachverhalt selbst und den Bedingungen, nach denen der Sprecher die Wahl hat, bestimmte Sachverhalts-Mitspieler „in Perspektive zu bringen“. Um die genannte Beschränkung auf diese Perspektive aufzuheben, hält er nun den Ausgang von umfassenderen *Szenen* – d.h. von prototypischen Handlungen, Ereignissen oder Zuständen – für nötig. Mit diesen Szenen werden *Rahmen* verbunden, d.h. Leerstellen als Erwartungen in Bezug auf Rollenverteilungen. Kasusrollen sind dann die Ergänzungen derjenigen Verben, die diese Szenen sprachlich realisieren können.

Als häufiges Illustrationsbeispiel wird dafür die *Kaufszene* benutzt (vgl. Fillmore 1977b, 58ff.), in der 4 Rollen nötig sind (Verkäufer, Käufer, Ware, Preis). Diese Szene werde jedoch – wie jede Szene – niemals direkt sprachlich wiedergegeben, sondern ist immer und notwendig durch eine unterschiedliche Perspektive gebrochen, also mit Hilfe unterschiedlicher Verben perspektiviert, die ihrerseits unterschiedliche Kasusrahmen haben:

- (3) *Peter kaufte das Brötchen (von Paul) (für 10 Pfennige).*
- (4) *Paul verkaufte das Brötchen (an Peter) (für 10 Pfennige).*
- (5) *Peter bezahlte (Paul) (für das Brötchen) 10 Pfennige.*
- (6) *Das Brötchen kostete (Peter) 10 Pfennige.*

Mit der Wahl des Verbs ändert sich also die Perspektive auf dieselbe „Szene“ der außersprachlichen Realität: Bei (3) ist die Aktivität des Käufers, bei (4) die des Verkäufers in die Perspektive gerückt, bei (5) sind Käufer und Preis, bei (6) Ware und Preis perspektiviert, der Verkäufer kann in diesem Falle im Deutschen gar nicht in den Rahmen eingeschlossen werden. Die Kasusrahmen setzen einerseits die vollständige Kenntnis der gesamten Aktivität in der Szene voraus, determinieren aber andererseits eine bestimmte Perspektive unter den „Mitspielern“ der Szene. Da sich mit der Wahl des Verbs die Perspektive (auf dieselbe Szene der außersprachlichen Realität) ändert und eine prototypische Kaufszene sprachlich nicht direkt („perspektivenlos“) wiedergegeben werden kann, müssen die beiden Ebenen deutlich unterschieden werden: einerseits die *allgemeine* Repräsentation *aller* Aspekte der *Szene*, andererseits die *spezifische Perspektive* auf die Szene, wie sie vom *Kasusrahmen* her vorgegeben ist. Sprachenlernen bedeutet unter diesem Aspekt letztlich die Assoziierung bestimmter sprachlicher Rahmen mit bestimmten kognitiven Szenen (wobei „Szenen“ und „Rahmen“ sehr weit gefaßt sind, unter „Szenen“ nicht nur visuelle Szenen, sondern alle kohärenten Segmente von Handlungen, Erfahrungen, Vorstellungen u.a. verstanden werden, mit „Rahmen“ das gesamte System der sprachlichen Mittel gemeint ist). Die Einbindung der Kasus(-Rahmen) in umfassendere kognitive Szenen (die breiteres Erfahrungswissen enthalten) war für Fillmore deshalb notwendig, weil nicht alle Informationen im sprachlichen Ausdruck kodiert sind, die Szenen nur teilweise in Termen der sprachlichen Rahmen beschrieben werden können (mit denen sie assoziiert sind bzw. werden).

Dabei stellte sich natürlich die Frage, wie Szenen ermittelt und abgegrenzt werden können (wenn nicht über Rahmen). Fillmore (1977b, 64ff.) weist auf die Möglichkeit von Fragen hin: So provoziere das Verb *schreiben* z.B. Fragen nach dem Produkt (*Was schreibst du?*), nach der Oberfläche (*Worauf schreibst du?*), nach dem Instrument (*Womit schreibst du?*), nach dem Agens (*Wer schreibt?*) und nach dem Adressaten (*An wen schreibst du?*), nicht aber nach dem Ort, der Zeit oder den Begleitumständen (z.B.: *Wo schreibst du? Wie spät ist es? Hast du Zahnschmerzen?*). Noch weiter geht Heringer (1984b, 45ff.), wenn er die Szenen benutzt, um – über Fragen – die Unterscheidung zwischen Ergänzungen und Angaben zu begründen, die bisher syntaktisch (durch operationelle Prozeduren) und/oder semantisch (durch die Prädikat-Argument-Struktur) begründet worden ist, nun aber funktional durch Szenen (d.h. auch durch „kommunikative Notwendigkeit“) motiviert werden soll (vgl. Heringer 1984b, 36ff., 62). Solche Fragen

würden vor allem nach Ergänzungen (nicht nach Angaben) gestellt, weil diese in der Bedeutung des Verbs präsupponiert seien.

- 5) Mit diesen Fragen sind bereits einige ungeklärte Probleme angedeutet, die mit der Annahme von (pragmatisch-kognitiven) Kasus B verbunden sind. So war vor allem zu erörtern, ob und inwieweit Kasus A und B identisch (wie der gemeinsame Terminus „semantische Kasus“ suggerieren könnte) oder verschieden sind und – für den Fall ihrer Verschiedenheit – welches Verhältnis zwischen den beiden Kasus-konzepten besteht.

Zunächst ist nicht leicht zu klären, wie die Szenen überhaupt voneinander abgegrenzt werden können (z.B. die Szene des Kaufens von anderen Szenen), welche Teilsachverhalte jeweils zu den Szenen gehören (warum gehören z.B. *anbieten* und *einpacken* nicht mehr zur Kaufszene?). In der Regel führt ein pragmatisch-kognitives Konzept der semantischen Kasus dazu, auch solche Glieder in die Kasus einzubeziehen, die syntaktisch als „freie Angaben“ (nicht-valenzgebundene Glieder) in Erscheinung treten (vgl. z.B. Fleischmann 1985, 69ff.). Solche Erweiterungen finden sich auch anderswo, z.B. bei Tarvainen (1983, 68f.), der ganz ausdrücklich zu den Tiefenkasus auch solche rechnet, die an der Oberfläche als freie Angaben realisiert werden (z.B. TEMPORATIV, KAUSATIV, MODATIV, KOMITATIV) und folglich auch die Annahme von kategorialen Kasus rechtfertigt (die notwendigerweise damit gekoppelt ist). Bei einer solchen Interpretation wird nicht nur die Grenze zwischen dem *relationalen* Charakter der Kasus (der weitgehend gesichert ist) und ihrem *kategorialen* Charakter (erneut) verwischt, sondern bleibt auch die Grenze zwischen Ergänzungen (E) und Angaben (A) unscharf (was bereits ein zentrales Problem der syntaktisch orientierten Valenztheorie war): Mit der semantischen Fundierung der syntaktischen Valenztheorie hoffte man zunächst, diese Grenze zwischen E und A durch Erklärung aus den Prädikat-Argument-Strukturen eindeutiger begründen zu können; es zeigte sich aber, daß man auch auf der Ebene dieser „semantischen Valenz“ ohne den Unterschied von E und A nicht auskommen konnte, der in dem Unterschied zwischen „Complements“ (E) und „Adjuncts“ (A) (vgl. Borsley 1997, 121ff.), zwischen Kasus und Nicht-Kasus, Nukleus-Kasus und Satelliten-Kasus o.ä. rekonstruiert worden ist (vgl. 7.2.3 unter c)). Bei der „Verschiebung“ der Valenz von der semantischen Ebene (Kasus A) auf die kognitive Ebene (Kasus B) wiederholte sich der Vorgang in ähnlicher Weise: Die Hoffnung, mit Hilfe eher psycholinguistischer Fragetests (so wie bei Fillmore oder Heringer; vgl. unter 4)) eine deutlich(er)e Grenze zu finden, erfüllte sich nicht (wurde nur –

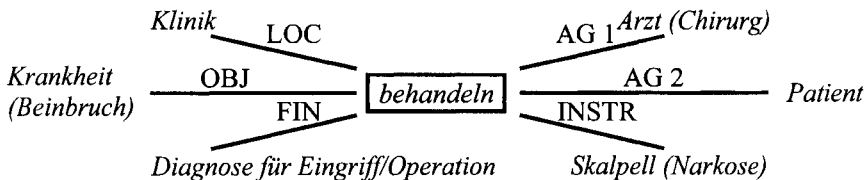
wiederum – auf eine andere Ebene verlagert). Am Beispiel von *schreiben* wird deutlich, daß durchaus nicht alle erfragten Glieder (etwa: Oberfläche oder Instrument) notwendigerweise zum Bereich der E (syntaktisch) oder der Komplemente (semantisch) gehören, sondern z.T. valenzunabhängig und nicht subklassenspezifisch sind (also nicht als Subkategorisierungsmerkmale für die Verben dienen können).

Die Kasuskonzepte A und B sind in der Tat nicht identisch, spiegeln nicht dieselben Sachverhalte wider und sind auch nicht ohne weiteres ersetzbar bzw. aufeinander reduzierbar. Die Kasus A stellen *abstrakte* Beziehungen in der Struktur sprachlicher Bedeutungen dar, also *invariante* Eigenschaften der Valenzträger, die Kasus B dagegen erfassen *prototypische* (also: *nicht* abstrakte, *nicht* invariante) Handlungen, Ereignisse, Zustände o.ä., betreffen also die *Realisierung* der Valenz- und Kasusstruktur in Texten und in der Kommunikation (vgl. Helbig 1992, 42). Nikula (1986, 266ff.) hat in diesem Sinne auch eine terminologische Differenzierung vorgeschlagen und die Kasus A als „Kasusfunktionen“, die Kasus B als „Kasusrollen“ bezeichnet. Für die Differenzierung spricht auch der Umstand, daß die für die Kasus B verwendeten Termini (z.B. *Ware*, *Käufer*) viel konkreter und „pragmatischer“ sind als die für die Kasus A verwendeten Termini (z.B. AGENS, PATIENS) (vgl. auch Nikula 1985, 116f.). Daraus resultiert die berechtigte Skepsis nicht nur gegen eine Gleichsetzung der Kasus A und B, sondern auch gegenüber einer direkten Ableitung/Erklärung der Kasus A aus den Kasus B, der Bedeutung aus kognitiven Wissensrepräsentationen (vgl. Daneš 1988; G. Wotjak 1988). Die Zurückweisung einer solchen kurzschlüssigen Verbindung zwischen Verbvalenz/Kasus A und Szenen/Kasus B bedeutet nicht, daß es zwischen ihnen keinerlei Beziehungen und keinerlei Gemeinsamkeiten gäbe, aber auch nicht, daß beide durcheinander ersetzbar wären.

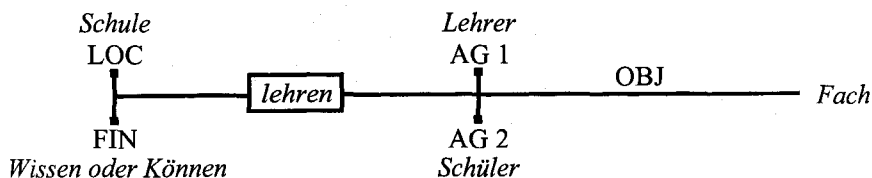
Es soll auch nicht bestritten werden, daß es Unterschiede in der Perspektive und in der „Brechung“ (der objektiv gleichen oder ähnlichen „Szene“) gibt, die – z.B. in den Beispielen (1) und (2) oder auch zwischen *stehlen* und *bestehlen* –, linguistisch beschrieben werden müssen. Die Frage ist jedoch, ob diese Unterschiede (in der Perspektivierung) zweckmäßigerweise in Termen semantischer Kasus erklärt werden sollten, ob die semantischen Kasus (im Sinne des Konzepts B) an dieser Perspektive (pragmatisch/kognitiv) festgemacht werden sollten oder ob sie bereits (im Sinne des Konzepts A) an die denotative Bedeutung gebunden werden sollten – weil die Brechung das zu Brechende, die Perspektive die (denotative) Bedeutung (als das zu Perspektivierende), das *Wie* immer das *Was* voraussetzt.

Mit diesen Einzelfragen hängt die generelle Frage zusammen, wie sich semantische und konzeptuelle Strukturen zueinander verhalten: Nachdem Jackendoff (1983, 3ff., 95ff.) ursprünglich beide für identisch gehalten hatte, ist diese Identität später in Frage gestellt worden und einer Differenzierung („Zwei-Ebenen-Semantik“) gewichen (vgl. Bierwisch 1983b, 55ff.). Diese Differenzierung hat auch zur Annahme von „konzeptuellen Kasus“ geführt (analog Konzept B), die nicht ohne weiteres mit den „linguistischen Kasus“ gleichgesetzt werden können. Dennoch können die Kasus als Versuch gewertet werden, eine Brücke zwischen den sprachlichen und den kognitiven Aspekten, zwischen Linguistik und Psychologie zu schlagen (vgl. Somers 1987, 214, 248ff.).

Eine solche Differenzierung wird auch nahegelegt bei den von der Psychologie entwickelten *Geschehenstypen* (oder *Situationstypen*) (vgl. z.B. Klix/Kukla/Kühn 1979; Klix 1984; 1987) – wenn man sie mit den üblichen (syntaktischen) Satzmodellen und den Kasusrahmen (als semantischen Satzmodellen) vergleicht. Ausgehend von der Vorstellung, daß Wissen über die Welt im Gedächtnis gespeichert ist und daß zur gedächtnismäßigen Speicherung auch immer Informationen über Kontexte gehören, in die die dem Begriff entsprechenden Objekte und Erscheinungen eingebettet sind, sind Geschehenstypen im Gedächtnis gespeicherte begriffliche Zusammenhänge, die Informationen über häufig wiederkehrende Ereignisse repräsentieren, die in ihrem Ablauf immer wieder denselben Typen folgen (z.B. Frühstück, Besuch einer Klinik, Halten einer Vorlesung) (vgl. Hoffmann 1986, 8, 125ff.). Jeder Geschehenstyp hat einen zentralen Begriff, einen „semantischen Kern“ (zumeist, aber nicht immer im Verb), der verbunden ist mit verschiedenen semantischen Relationen (wie z.B. Agens, Objekt, Rezipient, Instrument, Finalität u.a.) (vgl. Klix 1987, 115ff.):



Oder (vgl. Hoffmann 1986, 129):



Zwar werden diese semantischen Relationen zwischen Begriffen sprachlich in entsprechenden Kombinationen von Wörtern zu Sätzen (und/oder Satzfolgen) repräsentiert. Aber sie *müssen* nicht immer ausgedrückt werden, schon gar nicht in einer bestimmten syntaktischen Form (etwa in Gestalt bestimmter Satzglieder, die z.T. ähnliche Namen tragen – wie z.B. „Lokalbestimmung“, „Objekt“, „Finalbestimmung“). Diese Geschehenstypen unterscheiden sich deutlich von den syntaktischen Satzgliedern (und von der syntaktischen Valenz), erinnern aber – bis in die Termini hinein – an die semantischen Kasus. Bei allen Gemeinsamkeiten (der semantische Kern entspricht dem zentralen Valenzträger, die kognitiv-semantischen Relationen entsprechen den Kasusrollen) sind dennoch zwei Unterschiede nicht zu übersehen (vgl. Agricola u.a. 1987, 270ff., 367ff.; Starke 1986; 1988; Helbig 1992, 147f.): Auf der einen Seite (*quantitativ*) reichen die kognitiv-semantischen Relationen weit über das hinaus, was in der Regel als valenzgebundenes Glied (syntaktisch) bzw. als vom Prädikat geforderter (semantischer) Kasus erfaßt wird (z.B. haben LOC und FIN, erst recht COND kein direktes Korrelat im Valenz- und Kasusrahmen). Die Geschehenstypen umfassen darüber hinaus alle weiteren Elemente, die für die begriffliche Erfassung eines Ereignisses (einer „Szene“) eine Rolle spielen. Auf der anderen Seite (*qualitativ*) sind Geschehenstypen, da als latente Konstellationen im Gedächtnis gespeichert, *konzeptuelle* Wissensrepräsentationen (wie sie Gegenstand der Psychologie sind). Als solche sind sie nicht automatisch identisch mit *sprachlichen* Eigenschaften der Bedeutung und der Valenz, wohl aber kognitive Korrelate einer prototypischen Struktur des sprachlichen Kontextes. Bedeutung und Valenz sind Eigenschaften der *Sprache*, Wissensrepräsentationen beziehen sich auf kognitive Eigenschaften der *Sprecher*.

Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß die Beziehungen zwischen kognitiven Wissensrepräsentationen (beim Sprecher) und Bedeutungen (in der Sprache) *indirekt* sind, daß es sich auch bei den Kasus B und A nicht um Abbildungen derselben Sachverhalte handelt, auch nicht um Konzepte, die einfach durcheinander ersetzbar oder voneinander ableitbar wären. Das spricht gegen Versuche, unter Ver-

zucht auf Mehr-Ebenen-Modelle und (häufig) unter Berufung auf „funktionale Grammatiken“ die Valenz und die semantischen Kasus einseitig durch die „Perspektive“ funktional und pragmatisch zu begründen (so z.B. Welke 1988a, 85ff.; 1988/89). Auch wenn man vorerst einmal unterstellt – und in dieser Hinsicht den Protagonisten eines Kasuskonzepts B folgt –, daß die „Szenen“ und „Perspektiven“ unter pragmatischem Aspekt das Verhalten der Sprecher adäquater abbilden (als die semantischen Kasus und die Valenz im engeren Sinne), daß sie also „psychologisch realistischer“ seien, ist das noch keine Antwort auf die Frage, ob diese Beziehungen zwischen Kasus A und B *direkt* sind (im Sinne einer direkten Ableitung der semantischen Kasus – und damit auch der Valenz – aus den Szenen) oder nicht vielmehr *indirekt* und vermittelt.

Die „Öffnung“ der Valenz nach der semantischen und schließlich nach der kommunikativ-pragmatischen Dimension war und ist gewiß notwendig, führt auch zu beachtlichen Bereicherungen (u.a. zu einer stärkeren Begegnung mit der Psychologie). Es spricht ohne Zweifel für den Erklärungswert, die Reichweite und die Attraktivität der Valenz- und Kasus-theorie, daß eine solche Öffnung überhaupt möglich war. Sie bedeutet aber weder eine globale Erklärung aus *einem* Aspekt noch eine Postulierung globaler „Ableitungs“-Verhältnisse, die den Blick für die differenzierte Komplexität der Sachverhalte eher verstellen würde (vgl. Helbig 1992, 64f., 70f.). Die Annahme von *indirekten* Beziehungen zwischen den Kasus A und B verbietet u.E. eine kurzschlüssige und vorschnelle Lösung syntaktisch-semantischer Probleme (z.B. der Unterscheidung zwischen E und A) über pragmatisch-kognitive Szenen/Perspektiven (z.B. über Fragen und entsprechende psycholinguistische Tests). Vielmehr gilt offensichtlich das, was früher für die syntaktische und die semantische Valenz galt, nun entsprechend auch für die semantischen Kasus A und die kognitiven Kasus B: Wie damals die syntaktische Valenz zur semantischen Valenz erweitert wurde, dabei zwar in ein komplexeres Modell einging, aber gleichzeitig ihre relative Autonomie behielt (weil sich beide Ebenen nicht isomorph aufeinander abbilden lassen), so erweitert sich später die semantische Valenz (über das Kasuskonzept B) zur pragmatisch-kognitiven Szene, ohne dabei jedoch ihre relative Autonomie zu verlieren, ohne daß sie aus dieser restlos erklärt oder durch sie einfach ersetzt werden könnte (vgl. bereits Helbig 1987). Deshalb kann es nicht um eine schlichte Negation der syntaktischen und der semantischen Valenz durch pragmatisch-kognitive Szenen gehen, sondern vielmehr um ihre dialektische Aufhebung in einem komplexeren Modell mit verschiedenen Ebenen, die in modularer Weise interagieren.

7.3 Weiterentwicklung der generativen Grammatik durch Chomsky

7.3.1 Allgemeines

Es ist eine „Ironie der Entwicklung“, daß gerade Chomskys „Standardtheorie“ (1965) den Beginn einer Periode sehr schneller Änderungen in den Auslegungen der Theorie von seiten mehrerer Gruppen generativer Grammatiker markierte (vgl. Robins 1973, 134f.). Ausgangspunkt für diese unterschiedlichen Auslegungen und Veränderungen (in einer nunmehr dritten Phase der generativen Grammatik) blieb aber die Standardtheorie des „Aspects“-Modells.

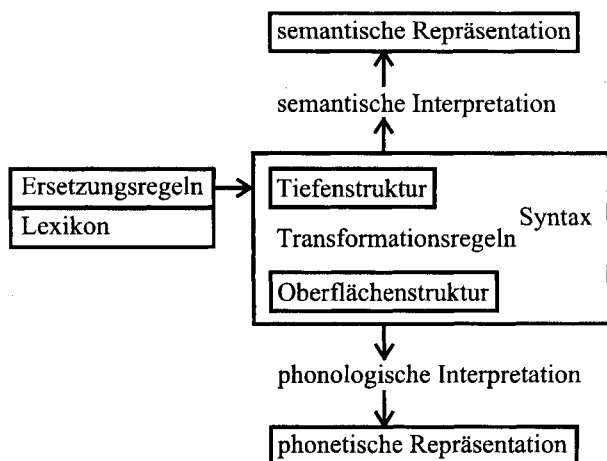
Die Überprüfung des „Aspects“-Modells führte jedoch (vor allem in der Frage nach dem Verhältnis von Syntax und Semantik) zu zwei Alternativen und damit auch zu einer bedeutsamen Spaltung *innerhalb* der generativen Grammatik (vgl. auch Abraham 1979, VII): Auf der *einen* Seite führte sie zu einer Kritik an der Standardtheorie, die nicht ihre Falsifizierung und Verwerfung zum Ziele hatte, sondern ihre Modifikation und Ergänzung. Vor allem Chomsky selbst überprüfte und erweiterte seine Standardtheorie, zunächst zu einer „Erweiterten Standardtheorie“ (vgl. 7.3.2) und einer „Spurentheorie“ (vgl. 7.3.3) mit einer – nach wie vor – interpretativen Semantikkomponente. Auf der *anderen* Seite führte sie zu einer Kritik, die eine Verwerfung der Standardtheorie anstrebte und nach neuen Ansätzen strebte (dabei der Semantik nicht nur eine interpretative Rolle zuschrieb). Diese Ansätze waren von unterschiedlicher Art, teils unter dem Stichwort „generative Semantik“ (vgl. 7.1), teils unter dem Stichwort „Kasustheorie“ (vgl. 7.2) zu subsumieren. Beide sind als „*interne* Kritik“ der generativen Grammatik anzusehen (weil sie im Rahmen eines gemeinsamen Konzepts entstanden sind). Im Unterschied dazu wird von einer „*externen* Kritik“ der generativen Grammatik gesprochen, wenn sie von einem anderen Paradigma (dem kommunikativ-pragmatischen Paradigma) ausgeht (vgl. 8.). Bei der im folgenden Abschnitt reflektierten „internen Kritik“ handelt es sich vornehmlich nicht um Modifikationen im sprachtheoretischen Hintergrund, sondern um solche im inneren Aufbau des Sprachsystems (in Veränderungen zwischen den Komponenten) sowie in der Darstellungsart.

7.3.2 Erweiterte Standardtheorie (EST)

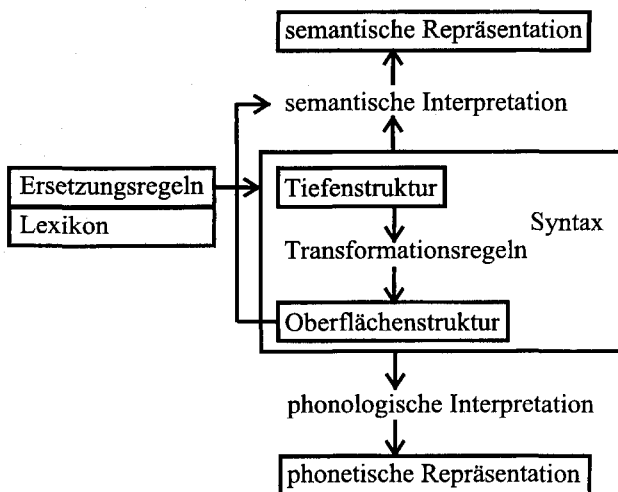
Der Ausgangspunkt für eine Revision der Standardtheorie und für ihre Weiterentwicklung zu einer „Erweiterten Standardtheorie“ waren für Chomsky (1972, 5) Inadäquatheiten der Standardtheorie und zugleich eine

Auseinandersetzung mit der generativen Semantik (vor allem: McCawley, Lakoff) und mit der Kasustheorie (vor allem: Fillmore). Die Auseinandersetzung mit der generativen Semantik hatte sich vor allem am Begriff der *Tiefenstruktur* und an der Beziehung der semantischen Repräsentation zur syntaktischen Struktur entzündet (vgl. 7.1). In Auseinandersetzung mit der Kasustheorie argumentiert Chomsky (1972, 75ff.), daß die Unterscheidung zwischen beiden Modellen nicht von prinzipieller Natur sei, weil die Kasustheorien bestimmte Fakten „direkt“ ausdrücken, während sie in der Standardtheorie nur indirekt enthalten seien (vgl. 7.2).

Im Resultat dieser Auseinandersetzung schlägt Chomsky (1972) mit seiner EST eine weiterentwickelte Theorie der semantischen Interpretation vor, in der die grammatischen Relationen der Tiefenstruktur fundamental für die semantische Interpretation bleiben. Aber gleichzeitig – das ist neu – werden andere Aspekte der Bedeutung (z.B. Präsuppositionen, Topikalisierungen, Thema-Rhema-Gliederung, Referenz der Nomina) von der Oberflächenstruktur determiniert. Im Vergleich zur Standardtheorie und zur generativen Semantik wird mit der EST eine Modifikation der Standardtheorie vorgeschlagen, deren Wesen in der Annahme besteht, daß auch die Oberflächenstrukturen einen Beitrag zur Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke liefern (vgl. Chomsky 1972, 62, 117), daß Eigenschaften der Oberflächenstruktur eine distinktive Rolle in der semantischen Interpretation spielen. Chomsky hat folglich seine Standardtheorie modifiziert (noch) nicht im Hinblick auf die Zahl und Art der angenommenen Ebenen, sondern nur im Hinblick auf die Beziehungen zwischen diesen Ebenen. Das Standardmodell hatte zunächst folgenden Aufbau (vgl. 6.3.4):



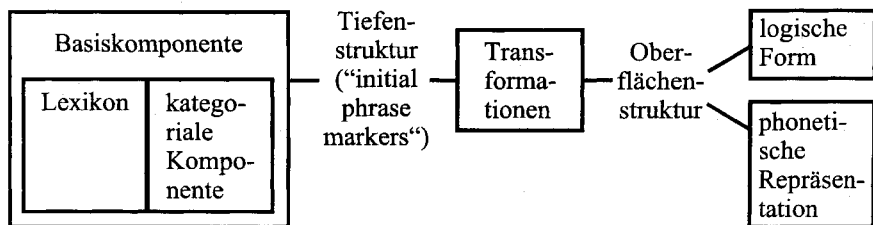
Dieser Aufbau änderte sich in der EST wie folgt (vgl. dazu auch Robins 1973, 136; Jäger 1976, 4ff.):



7.3.3 *Spurentheorie*

Chomsky (vgl. 1976) hat den Aufbau seiner generativen Grammatik in der Folge noch weitreichender verändert. Ausgehend von der Tatsache, daß Transformationen „map phrase markers into phrase markers“ (1976, 80) – so bereits in der Standardtheorie – nimmt Chomsky nun eine „Transformationskomponente“ in der Syntax an, die aus solchen Transformationen besteht. Diesen Transformationen liegen „initial phrase markers“ zugrunde. Die Basiskomponente der Grammatik generiert eine Klasse von solchen „initial phrase markers“ und besteht aus zwei Subkomponenten: a) einer kategorialen Komponente („basic abstract structures“), b) einem Lexikon (d.h. lexikalischen Eintragungen mit phonologischen, semantischen und syntaktischen Eigenschaften). Es werden zwei Arten von Transformationen unterschieden: *Lexikalische* Transformationen setzen Einheiten aus dem Lexikon in den abstrakten P-Marker ein und ergeben „initial phrase markers“. Diese „initial phrase markers“ sind jedoch auch noch abstrakt, denn nur durch die Anwendung von *grammatischen* Transformationen auf sie entstehen „Sätze“ einer Sprache, die phonologisch interpretierbar sind (das sind die Oberflächenstrukturen).

Daraus ergibt sich etwa folgendes verändertes Bild vom Aufbau der Grammatik (vgl. Chomsky 1979, 165):



In der „Standardtheorie“ wurden die „initial phrase markers“ als *Tiefenstruktur* bezeichnet. Den Begriff „Tiefenstruktur“ möchte Chomsky nun (1976, 81ff.) vermeiden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal kamen dem alten Begriff „Tiefenstruktur“ zwei Eigenschaften zu: Die „Tiefenstruktur“ sollte einmal in der Syntax dasjenige sein, was den Transformationen zugrunde liegt; zugleich sollte sie aber die Basis für die semantische Interpretation darstellen. Die Voraussetzung für eine solche doppelte Interpretation der Tiefenstruktur war aber, daß die Tiefenstruktur alle Informationen enthält, die für die Bedeutung nötig sind. In der Zwischenzeit hat sich jedoch gezeigt, daß dies nicht der Fall ist, daß diejenigen Strukturen, die am Beginn der Transformationsableitungen stehen, nicht identisch sind mit denjenigen Strukturen, die die semantische Interpretation bestimmen. Bereits in der EST hatte Chomsky gezeigt, daß auch die Oberflächenstrukturen in bestimmter Weise zur semantischen Interpretation beitragen. Jetzt geht er noch einen Schritt weiter mit der Annahme, daß wahrscheinlich die gesamte semantische Interpretation determiniert wird von der (allerdings etwas bereicherten) Oberflächenstruktur. Chomsky (1976, 81ff.) trennt nunmehr die *syntaktischen* und die *semantischen* Eigenschaften der früheren Tiefenstruktur. Damit trägt er der schon lange vorhandenen Einsicht Rechnung, daß die „Tiefenstruktur“ mehrere „Schichten“ hat, deshalb entweder stratifiziert oder als heuristisches Erklärungsmittel aufgegeben werden sollte (vgl. z.B. Helbig 1969, 160ff.; 1977, 46ff., 60ff.). Zum anderen möchte Chomsky durch seinen Verzicht auf die „Tiefenstruktur“ das Mißverständnis abbauen, daß der Begriff „Tiefenstruktur“ in einem nicht-technischen Sinne verstanden wird, als sei alles das, was „Tiefenstruktur“ ist, „tief“, und alles andere „oberflächlich“ und damit unwesentlich.

Obwohl Chomsky 1976 aus den genannten Gründen auf den Terminus „Tiefenstruktur“ verzichten wollte, ist er bald wieder zu ihm zurückgekehrt, allerdings im Sinne nur der „initial phrase markers“, nicht mehr im Sinne einer Basis für die semantische Interpretation (vgl. 1979, 163ff.). Da beide Strukturen nicht identisch sind, verwendet Chomsky den Terminus „Tiefenstruktur“ nun nur noch für die von der Basis generierte Struktur (die in eine wohlgeformte Oberflächenstruktur transformiert

wird), nicht mehr für die Struktur, die der semantischen Interpretation zugrunde liegt.

Während in der Standardtheorie die Tiefenstruktur *direkt* semantisch interpretiert wurde, werden jetzt die Oberflächenstrukturen direkt semantisch interpretiert, die „initial phrase markers“ gehen dagegen *indirekt* (vermittelt über die Oberflächenstruktur) in die semantische Interpretation ein. Obwohl die zentrale These der generativen Grammatik (vom Unterschied zwischen „deep grammar“ und „surface grammar“) erhalten bleibt, wird eingestanden, daß die früheren Tiefenstrukturen nicht mehr die Rolle spielen, die ihnen zugeschrieben worden ist. Vielmehr nimmt Chomsky jetzt an, daß eine „bereicherte“ Oberflächenstruktur genügt, um die Bedeutung von Sätzen zu determinieren. Diese Bereicherung macht die Einführung des Begriffes *trace* (*Spur*) nötig, denn die „logische Form“ eines Satzes ist aus der Oberflächenstruktur erst dann ableitbar, wenn dort bestimmte „Spuren“ hinterlassen worden sind. So hinterläßt z.B. ein Element eine „Spur“, wenn es nicht mehr steht und von seiner Position wegbewegt worden ist. Allgemeiner: Wenn eine Transformation eine Phrase P von X nach Y in der Position bewegt, dann hinterläßt diese Transformation eine „Spur“ von P. Chomsky (1976, 86, 95ff.) spricht deshalb von einer „trace theory of movement rules“. Im Satz *John scheint ein netter Kerl zu sein* wird z.B. nur aus dem „initial phrase marker“ (vereinfacht und verbalisiert etwa: *Y scheint [John – ein netter Kerl – sein]*) klar, daß *John* Subjekt des eingebetteten Satzes ist, nicht aus der Oberflächenstruktur. In der angegebenen Ausgangsstruktur repräsentiert Y zunächst eine leere Nominalphrase, die durch die Anwendung der Regel „move α “ auf *John* im eingebetteten Satz ausgefüllt wird, wobei die „bewegte“ Nominalphrase *John* an ihrer ursprünglichen Position eine „Spur“ t hinterläßt (so daß eine Oberflächenstruktur entsteht wie etwa: *John scheint [t – ein netter Mensch – sein]*). Allgemein gesagt: Die Spur t ist ein phonologisches Null-Element, das die Position eines Elements markiert, das seinerseits durch eine Transformation wegbewegt worden ist, sie ist „a sort of memory of deep structure recorded in the surface structure“ (Chomsky 1979, 164ff.).

Das führt Chomsky zu der Schlußfolgerung, daß nur die Oberflächenstrukturen der semantischen Interpretation unterworfen werden, daß diese Oberflächenstrukturen aber nicht mehr die Oberflächenstrukturen der Standardtheorie sind, sondern vielmehr bereichert sind durch Spuren. Die Regeln der kategorialen Komponente und des Lexikons führen somit zu „initial phrase markers“, aus denen wir durch (grammatische) Transformationen die Oberflächenstrukturen (einschließlich der Spuren) erhalten, die dann der semantischen Interpretation unterworfen werden.

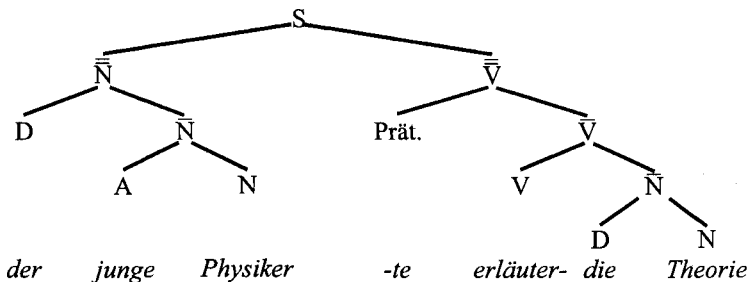
7.3.4 Rektions- und Bindungstheorie (GB) – Revidierte Erweiterte Standardtheorie (REST)

In der Folgezeit haben sich in der generativen Grammatik – unter Einfluß der Spuretheorie, aber zugleich wesentlich über sie hinausgehend – weitere Veränderungen vollzogen (vgl. vor allem Chomsky 1980; 1981c; 1981d). Es handelt sich um Veränderungen gegenüber der „Erweiterten Standardtheorie“ (EST), die seit etwa Mitte der 70er Jahre unter den Etiketten „Revidierte Erweiterte Standardtheorie“ (REST), „Rektions- und Bindungstheorie“ (Government-and-Binding = GB) – nach Chomskys Pisa-Lectures (1981d) – oder auch als Prinzipien- und Parameter-Grammatik (PP) zusammengefaßt werden. Zu diesen Modifikationen gehören – außer der Spuretheorie (vgl. 7.3.3) folgende (vgl. auch Borsley 1997; Suchsland 1998, 213ff.):

- 1) Die *Phrasenstruktur*-Komponente wird eingeschränkt durch die Forderung, daß bei Erweiterung einer Kategorie immer deren kategorialer Charakter beibehalten werden muß (die bisherige generative „Überkapazität“ der PS-Regeln wird dadurch vermieden):

- | | | | |
|---|-----------|-------|-------|
| (a) <i>Versuch</i> | \bar{N} | N | N |
| (b) <i>Versuch</i> , den Patienten zu retten | \bar{N} | N' | N^1 |
| (c) <i>Peters Versuch</i> , den Patienten zu retten | \bar{N} | N'' | N^2 |

Wenn (a) N (Nomen) ist, sind auch (b) und (c) N : Es sind Konstituenten höherer Ordnung, sind Projektionen von N (\bar{N} , \bar{N} usw.). Diese Projektionen werden ursprünglich durch Querbalken („bars“) über der Kategorie angezeigt, später auch durch Striche (N' , N'' usw.), schließlich manchmal auch durch hochgestellte numerische Indices (N^1 , N^2 usw.). Deshalb spricht man von der *X-bar-Theorie* (oder X-Strich-Theorie) (vgl. bereits Jackendoff 1977). Sie ließe sich für den Satz *Der junge Physiker erläuterte die Theorie* wie folgt verdeutlichen:



Die Basiskomponente (Phrasenstruktur) ist folglich aufgebaut nach der \bar{X} -Theorie. Jede höhere Einheit konstituiert sich aus dem Kopf („head“) (etwa: N) und einem Komplement. Die Eigenschaften des Kopfes (z.B. von N) werden vererbt und auf die höhere Einheit (\bar{N}) projiziert. Dabei sind nicht alle Konstituenten bei einem Kopf automatisch Komplemente, sondern nur solche, die spezifisch für die Heads sind – im Unterschied zu den Adjunkten (vgl. Borsley 1997, 121ff.).

- 2) Als *lexikalische Kategorien* erscheinen nicht mehr die Wortarten als einfache unanalysierbare Entitäten (dies hatte in der Standardtheorie zu einer Doppelinterpretation der Endsymbole als Kategorie und Merkmal geführt). Lexikalische Kategorien werden jetzt – analog zu Phonem/Phonemmerkmalen – als Bündel von Merkmalen, d.h. als aus kleineren Elementen aufgebaute Komplexe verstanden:

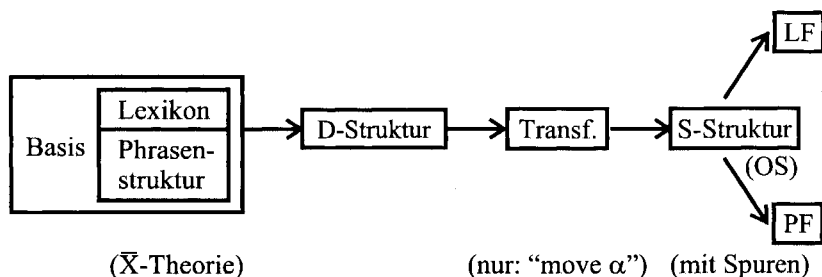
$$\begin{array}{cccc} V \begin{bmatrix} +V \\ -N \end{bmatrix} & N \begin{bmatrix} -V \\ +N \end{bmatrix} & A \begin{bmatrix} +V \\ +N \end{bmatrix} & P \begin{bmatrix} -V \\ -N \end{bmatrix} \\ \text{Verb} & \text{Substantiv} & \text{Adjektiv} & \text{Präposition} \end{array}$$

Jeweils 2 lexikalische Kategorien haben *eine* gemeinsame Merkmalspezifizierung, die einer gemeinsamen Eigenschaft beider Kategorien entsprechen muß: Das (V und P gemeinsame) Merkmal $[-N]$ signalisiert, daß Elemente dieser Klassen ihren NP-Komplementen Kasus zuweisen, das (V und A gemeinsame) Merkmal $[+V]$ zeigt an, daß diese Kategorien Prädikate bilden können.

- 3) Seit Mitte der 80er Jahre wird das \bar{X} -Schema auch auf *funktionale Kategorien* ausgedehnt, vor allem auf COMP („Complementizer“ wie z.B. *daß*), INFL („Inflection“) und DET („Determinierer“ wie *der/die/das*). INFL stellt dabei ein morphologisch relevantes Merkmalsbündel dar, das die morphologische Charakterisierung von Verben (z.B. nach Tempus, Modus, Person und Numerus) steuert.
- 4) Die *Transformationskomponente* wird ebenfalls eingeschränkt. Sie enthält nur noch die einzige Transformation „Bewege α “, und zwar für unterschiedliche Konstruktionen (nicht – wie bisher – konstruktionspezifisch).
- 5) Daraus ergibt sich ein neuer *Aufbau der Grammatik*: Es handelt sich zwar nach wie vor um eine Mehr-Ebenen-Theorie, aber der Input in die semantische Komponente ist jetzt ausschließlich die syntaktische Oberflächenstruktur. Im einzelnen:
- a) Lexikon und Phrasenstrukturkomponente bilden die Basis der Grammatik. Sie erzeugen syntaktische Tiefenstrukturen (D-Strukturen).

- b) Die Basisregeln operieren im (begrenzten) Bezugsrahmen der \bar{X} -Theorie.
- c) Die D-Strukturen sind der Input in die Transformationskomponente, Output der Transformationskomponente sind syntaktische Oberflächenstrukturen (S-Strukturen).
- d) Die Transformationskomponente wird beschränkt auf die einzige Transformation „Move α “.
- e) Die S-Strukturen sind erheblich abstrakter als die bisherigen Oberflächenstrukturen, da sie „Spuren“ enthalten (d.h. leere Kategorien, die phonetisch nicht realisiert, wohl aber Elemente der mentalen Repräsentation sind).
- f) Die (abstrakten) S-Strukturen – nicht die Tiefenstrukturen, aber auch nicht die konkreten Oberflächenstrukturen – sind Input einerseits für die semantische Interpretation (die Zuweisung der „Logischen Form“ LF), andererseits für die phonetische Interpretation (die Zuweisung der „Phonetischen Form“ PF).

Zusammengefaßt:



- 6) Die einzelnen grammatischen Komponenten werden genauer voneinander getrennt und definiert im Rahmen eines Konzepts der *Modularisierung*, das aus den Forschungen zur Künstlichen Intelligenz übernommen und auf die Form grammatischer Modelle übertragen worden ist. Danach beruhen die grammatischen Systeme auf einer Interaktion von strukturierten Teilsystemen (= Modulen). Die modulare Organisation des Sprachsystems besteht darin, daß die substantiell, strukturell und funktional eigenständigen Komponenten bei der Bildung und Interpretation sprachlicher Ausdrücke zusammenwirken. Neben dem Sprachsystem gibt es andere kognitive Systeme (z.B. konzeptuelle Systeme und die pragmatische Kompetenz) mit jeweils spezifischen Eigenschaften und Organisationsprinzipien, die wieder aus getrennten, aber zusammenwirkenden Komponenten zusammengesetzt sind und mit der Grammatik (dem Sprachsystem) zusammenwirken (vgl. Chomsky 1981c, 93f., 181f.; 1981d, 7, 135, 344). Im be-

sonderen geht Chomsky von der strikten Trennung zwischen Syntax und Semantik aus und will das Zusammenwirken dieser (autonomen) Komponenten durch Modularisierung von kleineren Funktionseinheiten (Komponenten) erklären. Mit diesem Modularisierungskonzept sollen Unzulänglichkeiten und Einseitigkeiten sowohl der bisherigen generativen als auch der bisherigen interpretativen Syntax (vgl. 7.1.2) überwunden werden. Chomsky (1979, 136ff.) hat sich gegen den Vorwurf verwahrt, seine auf Modularisierung beruhende Theorie vernachlässige die Semantik: Die wesentliche Rolle der Semantik (auch in seiner Theorie) hebe jedoch nicht die (relative) Autonomie der Syntax auf und führe keineswegs zu einer semantischen Erklärung der Syntax (wie z.B. in der „generativen Semantik“). Vielmehr kommt es ihm auf ein modular strukturiertes Sprachsystem an, das die komplexen Erscheinungen sprachlicher Oberflächenstrukturen durch das Zusammenwirken möglichst einfacher Grundbestandteile abbildet und mit dem zugleich psychische Gesetzmäßigkeiten bei mentalen Prozessen (wie z.B. Spracherwerb und Sprachgebrauch) korrespondieren.

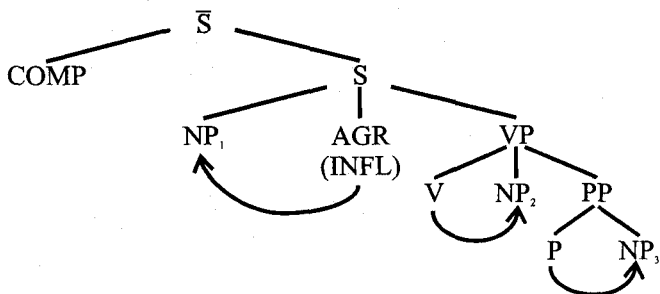
- 7) Bei den grammatischen Modulen der GB-Theorie handelt es sich um (modulare) *Prinzipien* (Teiltheorien), nicht mehr um bloße *Regeln*. Es erfolgte also ein Umbau von der Regel-Grammatik zu einer Prinzipien-(und Parameter-)Grammatik, die zugleich eine wesentliche Generalisierung und Universalisierung bedeutete. Die komplexen einzelsprachlichen Regeln sollen nun durch das Ineinandergreifen relativ einfacher Prinzipien (z.B. des \bar{X} -Schemas für den Aufbau der Phrasenstrukturen, der Transformation „Bewege α “) erfaßt werden, die die Variabilität möglicher Regeln und auch die Klassen der Regelsysteme erheblich einschränken. Diese (übereinzelsprachlichen und konstruktionsungebundenen) Prinzipien haben einen anderen Status als die (einzelsprachlichen und konstruktionspezifischen) Regeln (vgl. auch Borsley 1997, 73). Als übergreifende Bedingungen sprachlicher Strukturbildung gehören sie zur *Universalgrammatik* (= UG). Diese UG muß so aufgebaut sein, daß sie einerseits spezifisch ist gegenüber Dispositionen für andere mentale Leistungen, andererseits aber unspezifisch für den Erwerb irgendeiner Einzelsprache (vgl. Suchsland 1998, 214). Da die Einzelsprachen aber verschiedene Strukturen aufweisen, muß die UG zugleich die Basis sein für erheblich divergierende Kenntnissysteme, müssen ihre Prinzipien (und Schemata) bestimmte Variationsmöglichkeiten (offene *Parameter*) enthalten. Die UG (als angeborene Disposition) besteht deshalb aus allgemeinen Operationsschemata und einem strukturierten Sy-

stem parametrisierter Prinzipien. Die Wahl aus den Parameterwerten bestimmt die Struktur der betreffenden Einzelsprache.

- 8) Als solche *grammatische Module* (oder Prinzipien), die zugleich zu *Teiltheorien* der grammatischen Strukturbildung zusammengefaßt werden, aus deren Interaktion die Eigenschaften der Sprachkenntnis abgeleitet werden können, werden folgende unterschieden (vgl. Chomsky 1981d, 5ff.):

- a) die *Rektionstheorie* („government“), die die Beziehungen des „Heads“ zu den jeweiligen „Dependents“ aufzeigt (z.B. „regiert“ V eine NP); damit werden – sogar in zentraler Weise – Beziehungen der „Abhängigkeit“ einbezogen, wie sie in anderer Weise auch den Abhängigkeitsgrammatiken zugrundegelegt werden (vgl. 5.1);
- b) die *Theta-Theorie*, die die Verteilung der semantischen Rollen (thematischen Rollen, semantischen Kasus) analysiert wie z.B. AGENS, PATIENS, ZIEL – in Analogie zu den Kasustheorien; dabei kann jedes Argument nur *eine* thematische Rolle zugewiesen bekommen, sind die grammatischen Funktionen der NP (Subkategorisierung) zwar nicht mit den thematischen Rollen identisch, wohl aber sind beide aufeinander beziehbar;
- c) die *Bindungstheorie* („binding“), die die Beziehungen von Anaphern und Pronomina (z.B. *sich, einander, er*) zu ihren Antezedenten regelt;
- d) die *Kasustheorie*, die die Ausstattung der NP mit abstrakten Kasus (wie NOM, GEN, DAT oder AKK) regelt. Diese Kasus sind keine *morphologischen* Kasus (insofern bedeutet die morphologische Nicht-Realisierung eines Kasus auch nicht das Nicht-Vorhandensein von abstrakten Kasus), auch keine *semantischen* Kasus (im Sinne der Fillmoreschen Kasustheorie), vielmehr werden sie festgelegt auf Grund der zentralen Relation des *Regierens*; ursprünglich wurden nur 3 Kasus angenommen:
Nominativ: NP₁ = diejenige NP, die durch AGR (oder INFL) regiert wird (= traditionelles Subjekt)
Objectivus: NP₂ = diejenige NP, die vom Verb (V) regiert wird (= traditionelles direktes Objekt)
Obliquus: NP₃ = diejenige NP, die von Präpositionen (P) regiert wird (traditionelle präpositionale Objekte und Adverbiale).

Für den Satz ..., daß er das Buch auf den Tisch legt hieße das vereinfacht:



- e) die *Kontrolltheorie*, die verantwortlich ist für die Festlegung von Referenzbeziehungen des leeren NP-Subjekts, z.B. bei Infinitivkonstruktionen, also für das Phänomen der Subjekt- vs. Objektkontrolle (etwa: *Er verspricht ihr, pünktlich zu kommen* vs. *Er empfiehlt ihr, pünktlich zu kommen*).

Diese Module sind eng miteinander verbunden, vor allem können Theta- und Kasus-theorie im Ansatz schon innerhalb der (zentralen) Rektionstheorie entwickelt werden. Auch wenn der Kasus auf der Basis der Rektion zugewiesen wird, sind Kasuszuweisung und Rektion nicht dasselbe (wie in der traditionellen Grammatik). Rektion ist vielmehr eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für Kasuszuweisung; so wird zwar VP von INFL regiert, bekommt aber keinen Kasus zugewiesen (es liegt – ähnlich wie in der Abhängigkeitsgrammatik – ein erweiterter Rektionsbegriff vor).

- 9) *Lexikalische Einheiten* werden in der GB-Theorie als logische Prädikate verstanden, ihre (notwendigen) Aktanten als Argumente – vergleichbar mit der Valenztheorie und der generativen Semantik. Ihnen liegen Prädikat-Argument-Strukturen zugrunde (vgl. auch 7.1.1). Das dabei angenommene *Projektionsprinzip* besagt, daß die Argumentstruktur, die eine Einheit (Verb) aus dem Lexikon mitbringt, auf alle Repräsentationsebenen (TS, OS, LF) projiziert werden muß. Dabei *müssen* nicht alle Argumente immer syntaktisch repräsentiert werden (vgl. *Hans ißt* vs. **Hans verschlingt*), können auch manche Argumente durch unterschiedliche Kategorien repräsentiert werden (z.B.: *Er verspricht mir das Buch* / , *daß er mir das Buch gibt*).
- 10) Mit der Einschränkung der Wirkungsweise der *Transformationen* (ihrer Zusammenfassung zu einer einzigen Umstellungstransformation „move α “) hängt auf der anderen Seite ein starkes Anwachsen der *Beschränkungen* für die Anwendung der Transformation zusammen. Die Regelbeschränkungen sind universell zu formulieren und sollen mit psychologisch interpretierbaren Universalien korrespondieren

(auch wenn sie einzelsprachlich spezifiziert sind). Solche Beschränkungen hat es zwar auch schon früher in der generativen Grammatik gegeben (damit die übermächtige Kraft der Transformationsregeln eingeschränkt wird und nur solche Strukturen der natürlichen Sprache erzeugt werden, die wohlgeformte Sätze der jeweiligen Oberflächenstruktur sind). Durch die Reduzierung der Transformationen erhalten die Beschränkungen eine größere Bedeutung, weil sie Funktionen übernehmen müssen – als Kontrollinstanz für die Vermeidung von Übergeneralisierungen durch syntaktische Regeln –, die früher durch die differenzierter formulierten Transformationsregeln ausgeübt worden sind (vgl. Chomsky 1981c, 148). Deshalb treten neue Arten von Beschränkungen auf, z.B. solche aus der „Spuren-Theorie“ (vgl. 7.3.3), aber auch sog. „Filter“ (den Transformationen nachgeordnete, sprachspezifische Wohlgeformtheitsbedingungen für die Oberflächenstruktur), die innerhalb der „Bindungstheorie“ formuliert werden (z.B. für Referenzbeziehungen bei Anaphern und Pronomina), einen stark generalisierenden Charakter haben und damit andere (speziellere) Beschränkungen einschränken.

- 11) Der eingeschränkten Rolle der Transformationen in der GB-Version entspricht die immer größer werdende Rolle des *Lexikons*, das am Anfang der Entwicklung der generativen Grammatik eine periphere Rolle spielte (nahezu nur Auffangbecken für irreguläre und idiosynkratische morphosyntaktische Eigenschaften lexikalischer Einheiten war) und im Schatten von Syntax und Phonologie stand, das nun aber zunehmend in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückt (vgl. Steinitz 1984). Diese Entwicklung ist einerseits dadurch bedingt (von der Sprache selbst her), daß sich im Lexikon die modulare Organisation des Sprachsystems in besonderem Maße reflektiert, weil sich im Lexikon die verschiedenen Komponenten der Sprache insofern in integrativer Weise treffen, als die an eine Lexikoneinheit gebundene Information die verschiedenen Repräsentationsebenen erfaßt. Sie ist andererseits auch dadurch motiviert (von der Grammatiktheorie her), daß sowohl in der generativen als auch in der interpretativen Semantik bestimmte Grenzen deutlich geworden sind. Der zunehmenden Reduzierung der Kapazität der Transformationen in der generativen Grammatik entspricht somit eine zunehmende Rolle des Lexikons. Dieser Prozeß hatte freilich schon früher begonnen, als Chomsky (1970) – am Beispiel der Nominalisierungen – der transformationellen Wortbildungsanalyse seine „lexikalistische Hypothese“ gegenübergestellt hatte: Danach wurde den verbalen und substantivischen Entsprechungen keine gemeinsame Tiefenstruktur

(mehr) zugesprochen, sollten diese Entsprechungen im Lexikon vielmehr als gesonderte Einträge vermerkt werden. Dieser Prozeß setzte sich in verstärktem Maße im folgenden Jahrzehnt fort, begünstigt durch die Einsicht, daß die Korrelierung von morphosyntaktischen und semantischen Strukturen zu einem wesentlichen Teil mittels des Lexikons erfolgt, daß dem Lexikon eine relative Autonomie zugestanden wird und es wesentliche Aufgaben der (früheren) Transformationen zu übernehmen hat (vgl. dazu sogar den „strengen Lexikalismus“ bei Bresnan [1978]).

7.3.5 *Minimalismus-Programm*

In den 90er Jahren ist eine weitere Modifikation der generativen Grammatik unter dem Stichwort „Minimalistisches Programm“ (Chomsky 1995) bekannt geworden. Charakteristisch für diese neue Entwicklung ist (a) eine noch radikalere Hinwendung zur Erforschung der *universalen* Eigenschaften natürlicher Sprachen und (b) die Annahme von strikten *Ökonomieprinzipien*, denen die sprachlichen Repräsentationen unterliegen. Dem minimalistischen Programm liegt eine Strategie zugrunde, die Struktur von UG soweit wie möglich auf generelle kognitive Leistungen zurückzuführen und die für das Berechnungspotential natürlicher Sprachen anzunehmenden Spezifika zu „minimieren“. Der Umbau des PP-Modells im Sinne des minimalistischen Programms ist in wesentlichen Punkten mit dem Umbau der regelorientierten Standardtheorie zum PP-Modell zu vergleichen (vgl. Bierwisch 1993, 31): In beiden Fällen werden speziellere Bedingungen auf allgemeinere zurückgeführt, die durch entsprechende Randbedingungen spezifiziert werden. Während der erste Schritt von einzelsprachlichen Regeln zu universalgrammatischen Prinzipien geführt hatte, führt der zweite Schritt nun weiter von diesen Prinzipien zu allgemeinen Bedingungen struktureller Ökonomie. Das hat folgende Auswirkungen (vgl. auch Borsley 1997, 366; Suchsland 1999, 26ff.):

- 1) Die Grammatik besteht nur noch aus einem *Lexikon* und einem *Berechnungssystem* (computational system). Auf Grund einer Auswahl von Lexikonelementen erfolgt die Bildung von Phrasenstrukturen durch Verknüpfungsoperationen (2 Elemente verbinden sich jeweils zu komplexeren Einheiten).
- 2) An bestimmten Stellen der Derivation werden Ausbuchstabierungsoperationen vorgenommen, danach teilt sich der Derivationspfad in die Phonetische Form (PF) und in die Logische Form (LF). Beide sind Output des Berechnungssystems.

- 3) Die PF und die LF sind zugleich Input für Performanzsysteme der Artikulation/Perzeption einerseits und der Kognition/Intention andererseits. Sie sind somit Schnittstellen zwischen dem System des grammatischen Wissens und Systemen, die von diesem Wissen Gebrauch machen.
- 4) Die D- und die S-Struktur (aus der GB-Theorie) werden aufgegeben. Die PF und die LF müssen in ihren Derivationen vielmehr *unabhängig voneinander* Ökonomiebedingungen entsprechen. Nur dann kommt es zur Konvergenz der Derivationen und zur Wohlgeformtheit der Repräsentationen.
- 5) Die allgemeinste Ökonomiebedingung ist die, daß jede Derivation in *so wenig* Schritten wie möglich erfolgen soll und jede Repräsentation *so wenig* Elemente enthalten soll wie möglich.
- 6) Die Bewegungstransformation wird eingeschränkt: Elemente dürfen nur dann bewegt werden, wenn sie ihre eigenen grammatischen „Bedürfnisse“ nicht erfüllt bekommen („Selbstsucht-Prinzip“). Bewegung soll so spät wie möglich erfolgen („Verzögerungsprinzip“), manche Bewegungen sollen überhaupt nur dann ausgeführt werden, wenn keine andere Möglichkeit besteht, Konvergenz herzustellen („Prinzip des letzten Auswegs“).
- 7) Grammatische Merkmale werden nicht zugewiesen (wie in GB), sondern aus dem Lexikon mitgebracht und in bestimmten Konfigurationen überprüft.

Mit diesem „Minimalistischen Programm“ deutet sich eine neue Etappe der Syntax-Theorie an, in der die Gesamtarchitektur der Grammatik ein neues, auf den ersten Blick „sehr einfach aussehendes Design“ gewinnt (Borsley 1997, 366). Allerdings wird erst die weitere Forschung zeigen müssen, wie diejenigen Phänomene, für die die bisherige Theorie (mehr oder weniger) befriedigende Lösungen gefunden hat, im Rahmen des neuen Programms zu beschreiben und zu erklären sind.

7.3.6 *Generative Grammatik und kognitive Linguistik*

- 1) Die generative Grammatik (GG) hat seit ihren Anfängen nicht nur einen langen Weg (mit mehreren grundlegenden Modifikationen) zurückgelegt, sie hatte von Anfang an auch einen *doppelten Aspekt*: Einerseits strebte sie nach der Ausarbeitung eines präzisen Beschreibungsapparats für natürliche Sprachen, andererseits will sie eine Theorie über die mentale Repräsentation und den Erwerb sprachlichen Wissens (als konzeptionell-philosophischer Hintergrund) sein. Diese Theorie (die letztlich zur Einmündung in die kognitive Linguistik führte)

schließt an zentraler Stelle die Frage ein, wieso wir so viel über Sprache wissen (können) trotz beschränkter Evidenz und trotz eines beschränkten Erfahrungsangebots (beim kindlichen Erstspracherwerb ganz offensichtlich) – auch als „Platos Problem“ bezeichnet (vgl. Bierwisch 1992, 10f.). Es ist oft betont worden (vgl. z.B. Borsley 1997, 1f.), daß beide Aspekte untrennbar zusammengehören, nur miteinander verständlich sind und ihre Trennung zu Mißverständnissen und Fehldeutungen führt (dies ist sogar das eigentliche Anliegen der synoptischen „Einführung“ in die GG bei Fanselow/Felix [1987, 7ff.]). Seit ihrem Anfang haben sich jedoch mehrere grundsätzliche Modifikationen in der GG vollzogen, die von „Syntactic Structures“ (Chomsky 1957) über die Standardtheorie (Chomsky 1965) bis zum GB-Modell (Chomsky 1981d) und schließlich zum Minimalismus-Programm (Chomsky 1995) führten. Was diese Modifikationen motivierte, war nicht vorrangig der erste Aspekt (der deskriptiven Adäquatheit bei der Beschreibung von Einzelsprachen), sondern vor allem der zweite Aspekt (des grundlegenden konzeptionellen Ziels der GG): Die Standardtheorie hatte zwar auch unter deskriptivem Aspekt bestimmte Defizite, vor allem aber genügte sie dem Anspruch nicht, die mentale Repräsentation und den Erwerb sprachlichen Wissens in überzeugender Weise zu erklären. Das führte – folgerichtig – zu weiteren Generalisierungen in Richtung auf eine *Universalgrammatik* (UG).

Dabei ist das mit dem zweiten Aspekt benannte Ziel der GG seit den frühen Arbeiten Chomskys unverändert geblieben; verändert haben sich jedoch die Mittel, mit denen man dieses Ziel zu erreichen sucht, und die Einsichten, wie eine erklärungsstarke Theorie über sprachliches Wissen auszusehen hat (vgl. Fanselow/Felix 1987, 7ff.). Bei diesen grundlegenden Veränderungen mußte man wesentliche und auch erfolgreiche Beschreibungselemente zugunsten von erklärungsstarken Prinzipien aufgeben, wurde die *deskriptive* Adäquatheit vielfach zugunsten der *explanativen* Adäquatheit reduziert, verschob sich der Schwerpunkt des Interesses zunehmend vom ersten auf den zweiten Aspekt der GG. Die ursprüngliche Hoffnung, man könnte mit dem Instrumentarium der GG in absehbarer Zeit eine Grammatik mehrerer (ganzer) Einzelsprachen vorlegen, rückte in weite Ferne. Die Dominanz des zweiten (explanativen) über den ersten (deskriptiven) Aspekt führte nicht nur zur Abwendung mancher Linguisten von der GG (vor allem solcher, denen es vornehmlich um die Beschreibung von Einzelsprachen ging), sondern auch zu einer gewissen „Entkoppelung“ der beiden Aspekte. Selbst Fanselow/Felix (1987, 6) bekennen:

Wer Syntax um der reinen Sprachbeschreibung willen betreibt, wer primär an einer vollständigen Erfassung von Daten interessiert ist ..., für den ist die GG und besonders GB das denkbar ungeeignetste Instrument.

Deshalb ist – mit vollem Recht – von einer „Spannung“ zwischen der adäquaten *Beschreibung* der Einzelsprachen (der Diversität) und ihrer generellen *Erklärung* mit Hilfe einer UG gesprochen worden (vgl. Chomsky 1986, 55-6; Newmeyer 1996, 80ff.). Dabei ist der deskriptive Bericht über alle Fakten einer Einzelsprache immer mehr zurückgetreten zugunsten der Vertiefung unserer Einsichten über die Eigenschaften einer UG. Auch wenn die GG (theoretisch) Deskription und Explanation als komplementär bewertet, werden (in der Praxis) zunehmend sprachspezifische Züge nur insoweit in das Blickfeld gerückt, als sie für die UG-Erklärung theorierelevant sind. Anders gesagt: Die Komplementarität beider Aspekte erscheint gleichsam im Lichte eines Verhältnisses von Mittel (Deskription) und Zweck (UG-Explanation). Genau dies rief die Skepsis bei jenen Linguisten hervor, die theoretische Kenntnisse auch danach zu beurteilen gewohnt waren, wie diese eine große Varietät von sprachspezifischen Daten abdecken.

- 2) Daß sich die GG so grundlegend verändert hat, hängt mit allgemeinen Entwicklungen der Linguistik-Theorie zusammen. Huck/Goldsmith (1995, 5ff.) haben für die Linguistik nach Bloomfield in den wissenschaftlichen Programmen 3 prinzipielle „Orientierungsthesen“ unterschieden: (a) eine *distributionalistische*, (b) eine „*vermittelnde*“ (nach der die Grammatik zwischen Laut und Bedeutung vermittelt) und (c) eine *psychologische* (die auf die Erklärung abzielt, was ein Sprecher implizit von seiner Sprache weiß und wie er dieses Wissen erwirbt). Chomsky (1957) beginnt in der Nachfolge des klassischen Strukturalismus zunächst mit einem distributionalistischen Programm, verfolgt in der Standardtheorie (1965) primär eine vermittelnde, aber auch (noch) eine distributionalistische und (schon) eine psychologische Orientierung, in späteren Arbeiten dominiert dann die psychologisch-kognitive Ausrichtung. Die distributionalistische Orientierung tritt auf diesem Wege (seit etwa 1963) immer mehr zugunsten der „vermittelnden“ und schließlich der psychologischen Orientierung zurück. Wenn auf diesem Wege die distributionalistische und die vermittelnde Orientierung jedoch weitgehend aufgegeben werden (und zusätzlich der Faktenbereich vom Modell her eingeschränkt wird), so gerät die GG zunehmend in Gefahr (vgl. Huck/Goldsmith 1995, 43), eine Theorie ohne sprachliche Daten zu werden, die diese eigentlich erklären sollte.
- 3) Dieser Entwicklung in den prinzipiellen Orientierungen entsprechen wesentliche Veränderungen im *Aufbau* und in der *Architektur* der GG.

Je nach den unterschiedlichen Antworten auf die Grundfrage nach Struktur und Charakter des sprachlichen Wissens und seiner Fundierung durch die menschliche Sprachfähigkeit kann man – mit Bierwisch (1992, 17ff.) – drei Phasen unterscheiden: In einer *ersten* Phase (bis zur Standardtheorie) stellte sich die Sprachkenntnis als komplexes System von *Regeln* zur Erzeugung struktureller Repräsentationen dar. Dabei ergaben sich einige offene Fragen und Defizite, dies sowohl unter beschreibungstechnischem Aspekt (vor allem waren die Transformationen zu komplex und zu konstruktionsspezifisch, sie nahmen auch quantitativ immer mehr zu) als auch – und vor allem – unter konzeptionellem Aspekt: Auf dieser Grundlage schien es nicht möglich, „Platos Problem“ zu lösen und die Tatsache zu erklären, daß Kinder in kürzester Zeit eine hoch komplexe Grammatik ihrer Muttersprache ausbilden (weil dies angeborene Dispositionen zum Erwerb einer beliebigen Sprache, also eine UG voraussetzt). Freilich hatte Chomsky schon in der Standardtheorie (1965, 6) als Aufgabe formuliert, die universellen Beschränkungen aufzudecken, denen die mentalen Grammatiken verschiedener Sprachen unterliegen, die einzelsprachlichen Grammatiken durch eine universelle Grammatik zu „ergänzen“ (damit der Sprachkompetenz der Sprecher/Hörer in vollem Maße Rechnung getragen wird).

Deshalb kam es in einer *zweiten* Phase der GG zu einem Umbau der *Regel-* zu einer *Prinzipien-*(und *Parameter-*)Grammatik, der eine wesentliche Generalisierung und Universalisierung bedeutete. Die komplexen einzelsprachlichen Regeln wurden durch das Ineingreifen relativ einfacher Prinzipien ersetzt (vgl. 7.3.4 unter 7) und 8)). Im Unterschied zu den einzelsprachlichen Regeln gehören die übergreifenden Prinzipien zur UG, die auch offene Parameter enthält. Erklärung von Sprachkenntnis und Spracherwerb besteht dann in der Ermittlung und Fixierung der entsprechenden Parameterwerte. Auf diese Weise wird einerseits der Einsicht Rechnung getragen, daß Sprachkenntnis (UG) angeboren ist, andererseits der Tatsache entsprochen, daß es beträchtlich divergierende Kenntnissysteme (Einzelsprachen) gibt. Während in der Standardtheorie die UG eher als „Ergänzung“ erschien, ist der Schwerpunkt jetzt anders (nahezu umgekehrt) gesetzt: Die Einzelsprachen ergeben sich aus Parameterwerten der UG.

Schließlich hat sich eine *dritte* Phase angebahnt – nach der regelorientierten Standardtheorie (mit expliziten Phrasenstruktur- und komplexen Transformationsregeln) und der prinzipienorientierten GB-Theorie (mit angeborenen UG-Prinzipien und einzelsprachlichen Parametern) –, in der der Effekt von Prinzipien der UG aus noch allgemeine-

ren, nicht mehr sprachspezifischen Eigenschaften von Repräsentationssystemen (z.B. Ökonomie, Vollständigkeit) abzuleiten wäre (im Minimalismus-Konzept). Bierwisch spricht in diesem Zusammenhang von *Metaprinzipien* und verweist auch auf die damit im Zusammenhang stehenden Probleme, (a) daß sich – bei Erklärung der UG-Prinzipien als Konsequenzen noch allgemeinerer Metaprinzipien – die Spezifik der Sprachdisposition womöglich auflöst und die Autonomie der Sprachfähigkeit in Zweifel gezogen werden kann; (b) daß erst recht unklar bleibt, was aus den Parametrisierungen der UG wird, wenn deren Prinzipien zu Derivaten solcher Metaprinzipien werden.

- 4) Diese Zweifel haben schließlich (auch innerhalb der GG) zu der provozierenden und zugespitzten Frage geführt „Ist die Grammatiktheorie noch zu retten?“ (Suchsland 1992). Diese Frage ist Ausdruck eines Unbehagens, das sich aus der jüngeren Entwicklung der GG selbst ergibt und mit der Befürchtung verbunden ist, es könne „zu einer Art Selbstauflösung der Grammatiktheorie“ kommen, die Autonomie der Grammatik (die lange Zeit mit Erfolg gegen funktional-kommunikative Orientierungen von außen verteidigt worden ist) sei nun „von innen her“ in Gefahr, indem sie in globalen Bereichen der kognitiven Psychologie aufzugehen und damit auch zu „verschwinden“ drohe (Suchsland 1992, 386).

In der Tat ist in den letzten Phasen – mit der Einmündung in die kognitive Linguistik (vgl. 13.2.2 und 13.2.3) – der Gegentandsbereich der Grammatiken immer mehr eingeschränkt worden, wird mitunter deskriptive Adäquatheit bei der Analyse grammatischer Strukturen nicht mehr als ernsthaftes wissenschaftsstrategisches Ideal (bestenfalls als „matter of execution“) angesehen. Die Spannung zwischen deskriptiver und explanativer Adäquatheit wird von Suchsland als „Chomsky'sches Dilemma“ angesehen: Während sich unser Wissen über bestimmte generelle Bereiche der Sprache erheblich erweitert und vertieft hat, hat sich gleichzeitig die Menge der Erscheinungen, die grammatisch zu erklären sind, eher verringert. Das ist keine *nur* wünschenswerte Erscheinung, da es der Linguistik nicht nur um (einige) universelle Prinzipien gehen sollte (die sich vielleicht nicht einmal als Prinzipien *sui generis* erweisen könnten), sondern *auch* darum, wie das sprachliche Wissen über die kleine Zahl parametrisierter Prinzipien hinaus organisiert ist, d.h. um eine explanativ *und* deskriptiv adäquate Theorie konkreter natürlicher Sprachen und ihre mentalen Grammatiken. Die Antwort auf die provozierende Ausgangsfrage kann also – so auch nach Suchsland – nur in der Forderung bestehen, die Suche nach tiefer liegenden Prinzipien der universellen Sprachfä-

higkeit mit der Analyse der speziellen (einzelsprachlichen) Kompetenz zu verbinden, d.h. auch Explikation und Deskription (wieder) zusammenzuführen (vgl. auch Helbig 2000). Ähnlich argumentiert auch Fanselow (1992, 352ff.), daß einzelsprachliche Grammatiken „weder eliminiert noch überflüssig“ werden (dürfen): Sie „sind und bleiben der empirische Bewertungsmaßstab für den ‚Überbau‘, unsere Mutmaßungen über den Aufbau der menschlichen Kognition“.

- 5) Die Entwicklung, die zu dem genannten Unbehagen führte, war indes so überraschend nicht, war auch kein völliger „Bruch“ mit Einsichten, die schon in der Standardtheorie potentiell angelegt und vorgeprägt waren. Das gilt nicht nur für die Rolle der UG (vgl. unter 3)), sondern generell im Hinblick auf *Gegenstand* und *Methodologie*. Seit Chomsky (1965, 3ff.) die grundlegende Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz vorgenommen, unter Kompetenz das implizite Wissen des idealisierten Sprechers/Hörers von seiner Sprache verstanden und es als Aufgabe der Grammatik angesehen hatte, dieses implizite Wissen (als Kompetenz) zu beschreiben, war eine bestimmte Gegenstandsveränderung eingetreten: Was aufgedeckt werden sollte (unter mentalistischem Aspekt), war nicht mehr das aktuelle sprachliche Verhalten, sondern die mentale Realität, die diesem Verhalten zugrunde liegt, war nicht mehr die unmittelbar in Texten gegebene „externe (geäußerte) Sprache“ (E-Sprache), sondern die in den Köpfen der Sprecher enthaltene „interne Sprache“ (I-Sprache). Das hatte methodologische Konsequenzen hinsichtlich der Frage, woher wir unsere Informationen über die Sprachkompetenz des Sprechers/Hörers gewinnen (da diese nicht direkt beobachtbar ist und auch experimentell-deskriptive Tests dafür nicht ausreichen). Chomsky verweist – schon in der Standardtheorie – auf die (introspektive) Intuition des Sprechers, die wesentlicher sei als operationelle Kriterien, weil „Einsicht“ ein wichtigeres Ziel sei als Objektivität (zumal wenn diese zu keinen wesentlichen Einsichten führt). Damit werden ältere (vor allem: distributionalistische) Positionen aufgegeben – die Distributionalisten entwickelten gerade um der Objektivität willen „objektive“ Methoden, um Introspektion auszuschließen –, stellte sich damals schon mancherorts die Frage, ob die (erneute) Berufung auf die Intuition die Linguistik nicht wieder von dem Platz innerhalb der „präzisen“ Wissenschaften wegführen würde (den sie seit Bloomfield und Harris gewonnen hatte).

7.4 Literatur

- Abraham, Werner (Hg.) (1971): Kasustheorie. Frankfurt/M.
- Abraham, Werner (1972): Tiefenstrukturkasus und ihre Oberflächenrealisationen bei zweiwertigen Verben im Deutschen. In: Leuvense Bijdragen 61, 1-12
- Abraham, Werner (Hg.) (1978): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam
- Abraham, Werner (1979): Einleitung. In: W. Abraham/R. Binnick (Hg.): Generative Semantik. Wiesbaden, VII-XVIII
- Abraham, Werner/Binnick, Robert (Hg.) (1979): Generative Semantik. Wiesbaden
- Agricola, Erhard, u.a. (1987): Studien zu einem Komplexwörterbuch der lexikalischen Mikro-, Medio- und Makrostrukturen („Komplexikon“). Als: LS/ZISW/A/169/I und II. Berlin
- Anderson, John M. (1971): The Grammar of Case. Towards a Localistic Theory. Cambridge
- Arutjunova, N.D. (1973): Problemy sintaksisa i semantiki v rabotach Ch. Fillmora. In: VJa 1
- Barchudarov, L.S. (1972): Ponjatija poverchnostnoj i glubinnoj struktury v svete „allo-emičeskoj“ modeli jazykovych edinic. In: Tezisy naučnoj konferencii „Glubinnye i poverchnostnye struktury v jazyke“. Moskva
- Bierwisch, Manfred (1979): Wörtliche Bedeutung – eine pragmatische Gretchenfrage. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Malmö, 63-85; auch in: G. Grewendorf (Hg.): Sprechakttheorie und Semantik. Frankfurt/M. 1979, 119-148; auch in: LS/ZISW/A/60. Berlin 1979, 48-80
- Bierwisch, Manfred (1983a): Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In: R. Růžicka/W. Motsch (Hg.): Untersuchungen zur Semantik (= SG XXII). Berlin, 61-99
- Bierwisch, Manfred (1983b): Psychologische Aspekte der Semantik natürlicher Sprachen. In: W. Motsch/D. Viehweger (Hg.): Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin, 15-64
- Bierwisch, Manfred (1987): Linguistik als kognitive Wissenschaft – Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm. In: ZfG 6, 645-667
- Bierwisch, Manfred (1992): Probleme der biologischen Erklärung natürlicher Sprache. In: P. Suchsland (Hg.): Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereichs Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena (17.-19.10.1989) (= LA 280). Tübingen, 7-45
- Bierwisch, Manfred (1993): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgrammatik? In: P. Suchsland (Hg.): Dokumente der Ehrenpromotion von M. Bierwisch an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena (5.12.1990). Jena
- Binnick, Robert J. (1979): Zur Entwicklung der generativen Semantik. In: W. Abraham/R.J. Binnick (Hg.): Generative Semantik. Wiesbaden, 1-48

- Blansitt, Eduard L. (1978): Stimulus as a Semantic Role. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 311-325
- Borsley, Robert D. (1997): Syntax-Theorie. Ein zusammengefaßter Zugang. Deutsche Bearbeitung von Peter Suchsland. Tübingen
- Bresnan, Joan (1978; 1981): A Realistic Transformational Grammar. In: M. Halle/J. Bresnan/G.A. Miller (Hg.): Linguistic Theory and Psycholinguistic Reality. Cambridge (Mass.)/London, 1-59
- Chafe, Wallace (1976): Bedeutung und Sprachstruktur. Berlin
- Chomsky, Noam (1957): Syntactic Structures. 'Gravenhage
- Chomsky, Noam (1965): Aspects of the Theory of Syntax. Chambridge (Mass.); deutsche Übersetzung: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt/M./Berlin 1969
- Chomsky, Noam (1966): Cartesian Linguistics. New York/London; deutsche Übersetzung: Cartesianische Linguistik. Tübingen 1981a
- Chomsky, Noam (1970): Remarks on Nominalisation. In: R.A. Jacobs/P.S. Rosenbaum (Hg.): Readings in English Transformational Grammar. Waltham, Mass., 184-221
- Chomsky, Noam (1972): Deep Structure, Surface Structure, and Semantic Interpretation. In: N. Chomsky: Studies on Semantics in Generative Grammar. The Hague/Paris, 62-119
- Chomsky, Noam (1976): Reflections on Language. London
- Chomsky, Noam (1979): Language and Responsibility. New York; deutsche Übersetzung: Sprache und Verantwortung. Frankfurt/M./Berlin/Wien 1981b
- Chomsky, Noam (1980): Rules and Representations. Columbia; deutsche Übersetzung: Regeln und Repräsentationen. Frankfurt/M. 1981c
- Chomsky, Noam (1981d): Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures. Dordrecht (Holland)/Cinnaminson (USA)
- Chomsky, Noam (1986): Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use. New York.
- Chomsky, Noam (1995): The Minimalist Program. Cambridge (Mass.)/London
- Cook, Walter A. (1978): A Case Grammar Matrix Model (and its Application to a Hemingway Text). In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 295-309
- Daneš, František (1988): Satzmodellierung, Valenz, Szenen. In: G. Helbig (Hg.): Valenz, semantische Kasus und/oder „Szenen“. Als: LS/ZISW/A/180. Berlin, 12-21
- Fanselow, Gisbert (1992): Zur biologischen Autonomie der Grammatik. In: P. Suchsland (Hg.): Biologische und soziale Grundlagen der Sprache (= LA 280). Tübingen, 335-356
- Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha W. (1987): Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik. Bd. 1: Grundlagen und Zielsetzungen (= UTB 1441). Tübingen
- Fillmore, Charles J. (1968a): The Case for Case. In: E. Bach/R.T. Harms (Hg.): Universals in Linguistic Theory. New York u.a., 1-88; deutsche Übersetzung: Plädoyer für Kasus. In: W. Abraham (Hg.): Kasustheorie. Frankfurt/M. 1971a, 1-118

- Fillmore, Charles J. (1968b): Lexical Entries for Verbs. In: Foundations of Language 4, 373-393
- Fillmore, Charles J. (1969a): Towards a Modern Theory of Case. In: D.A. Reibel/S.D. Schane (Hg.): Modern Studies in English. Readings in Transformational Grammar. New Jersey, 361-375
- Fillmore, Charles J. (1977a): The case for case reopened. In: K. Heger/J.S. Petöfi (Hg.): Kasustheorie, Klassifikation, semantische Interpretation. Hamburg, 3-26; deutsche Übersetzung: Die Wiedereröffnung des Plädoyers für Kasus. In: J. Pleines (Hg.): Beiträge zum Stand der Kasustheorie. Tübingen 1981b, 13-43
- Fillmore, Charles J. (1977b): Science-and-frames semantics. In: A. Zampolli (Hg.): Linguistic Structures Processing. Amsterdam/New York/Oxford, 55-81
- Fillmore, Charles J. (1987): A Private History of the Concept 'Frame'. In: R. Dirven/G. Radden (Hg.): Concepts of Case. Tübingen, 28-36
- Finke, Peter (1974): Theoretische Probleme der Kasusgrammatik. Kronberg (Ts.)
- Finke, Peter (1977): Aristoteles, Kant, Fillmore. Ein Diskussionsbeitrag zur Metaphysik der Kasusgrammatik. In: K. Heger/J.S. Petöfi (Hg.): Kasustheorie, Klassifikation, semantische Interpretation. Hamburg, 27-41
- Fleischmann, Eberhard (1985): Kasustheorie und Translationslinguistik. Diss. B Leipzig (hekt.)
- Fodor, Jerry A./Katz, Jerrold J. (1965) (Hg.): The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language. New Jersey
- Grewendorf, Günther (1972): Sprache ohne Kontext. Zur Kritik der performativen Analyse. In: D. Wunderlich (Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M., 144-182
- Heidolph, Karl-Erich (1977): Syntaktische Funktionen und semantische Rollen (I). In: LS/ZISW/A/35. Berlin, 54-84
- Heidolph, Karl-Erich (1985): Modellvorstellungen in den „Grundzügen einer deutschen Grammatik“. In: K. Nyholm (Hg.): Grammatik im Unterricht. Åbo, 13-32
- Heidolph, Karl-Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang u.a. (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin
- Helbig, Gerhard (1969): Valenz und Tiefenstruktur. In: DaF 3, 159-169
- Helbig, Gerhard (1973): Die Funktionen der substantivischen Kasus in der deutschen Gegenwartssprache (LS). Halle (S.) und München
- Helbig, Gerhard (1977): Zur semantischen Charakteristik der Argumente des Prädikats. In: G. Helbig (Hg.): Probleme der Bedeutung und Kombinierbarkeit im Deutschen. Leipzig, 40-92
- Helbig, Gerhard (1978): Zum Problem der „verallgemeinerten grammatischen Bedeutung“ und der Semantik morphosyntaktischer Formen. In: LAB 23. Leipzig, 31-49
- Helbig, Gerhard (1979a): Grammatik aus kommunikativ-pragmatischer Sicht? In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Malmö, 11-41

- Helbig, Gerhard (1979b): Zum Status der Valenz und der semantischen Kasus. In: DaF 2, 65-78
- Helbig, Gerhard (1982): Valenz – Satzglieder – semantische Kasus – Satzmodelle. Leipzig
- Helbig, Gerhard (1983): Valenz und Lexikographie. In: DaF 3, 137-143
- Helbig, Gerhard (1987): Valenz, semantische Kasus und „Szenen“. In: DaF 4, 200-205
- Helbig, Gerhard (1992): Probleme der Valenz- und Kasustheorie. Tübingen
- Helbig, Gerhard (2000): Quo vadis, Grammatik? Bemerkungen zum Status der einzelsprachlichen Grammatik. In: J. Bayer/Ch. Römer (Hg.): Von der Philologie zur Grammatiktheorie. Peter Suchsland zum 65. Geburtstag. Tübingen, 2-13
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1972): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig
- Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang (1973): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig
- Heringer, Hans-Jürgen (1984a): Kasus und Valenz. Eine Mésalliance? In: SGL 12, 200-216
- Heringer, Hans-Jürgen (1984b): Neues von der Verbszene. In: G. Stickel (Hg.): Pragmatik in der Grammatik (= Sprache der Gegenwart 60). Düsseldorf, 34-64
- Hoffmann, Joachim (1986): Die Welt der Begriffe. Berlin
- Huck, Geoffrey/Goldsmith, John A. (1995): Ideology and Linguistic Theory. Noam Chomsky and the Deep Structure Debates. London/New York
- Jackendoff, Ray S. (1977): X-bar Syntax. A Study of Phrase Structure. Cambridge (Mass.)
- Jackendoff, Ray S. (1978): Grammar as Evidence for Conceptual Structure. In: M. Halle/J. Bresnan/G. Miller (Hg.): Linguistic Theory and Psycholinguistic Reality. Cambridge (Mass.), 201-228
- Jackendoff, Ray S. (1983): Semantics and Cognition. Cambridge (Mass.)/London
- Jäger, Gert (1976): Einige Bemerkungen zum Problem der Repräsentationsebenen aus der Sicht des Sprachvergleichs. In: LS/ZISW/A/29/1. Berlin, 1-38
- Katz, Jerrold J. (1977): Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts. The Harvester Press
- Katz, Jerrold J./Fodor, Jerry A. (1963): The Structure of a Semantic Theory. In: Language 39/2, 170-210; auch in: J.A. Fodor/J.J. Katz (Hg.) (1965): The Structure of Language. New Jersey, 479-518
- Katz, Jerrold J./Postal, Paul M. (1964): An Integrated Theory of Linguistic Descriptions. Cambridge (Mass.)
- Kaznelson, S.D. (1974): Sprachtypologie und Sprachdenken. Berlin
- Klix, Friedhart (1984): Über Wissensrepräsentationen im menschlichen Gedächtnis. In: F. Klix (Hg.): Gedächtnis – Wissen – Wissensnutzung. Berlin, 9-73
- Klix, Friedhart (1987): On the role of knowledge in sentence comprehension. In: XIV. Internationaler Linguistenkongreß. Preprints of the Plenary Session Papers. Berlin, 111-124

- Klix, Friedhart/Kukla, Fridrich/Kühn, Rosemarie (1979): Zur Frage der Unterscheidbarkeit von Klassen semantischer Repräsentationen im menschlichen Gedächtnis. In: M. Bierwisch (Hg.): Psychologische Effekte sprachlicher Strukturkomponenten. Berlin, 131-144
- Lakoff, George (1968): Instrumental Adverbs and the Concept of Deep Structure. In: Foundations of Language 4, 4-29
- Lakoff, George (1970): Linguistics and Natural Logics. Ann Arbor
- Lakoff, George (1971): On Generative Semantics. In: D. Steinberg/L.A. Jakobovits (Hg.): Semantics. An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology. Cambridge (Mass.), 232-296
- Lakoff, George/Ross, John Robert (1979): Ist Tiefenstruktur notwendig? In: W. Abraham/R. Binnick (Hg.): Generative Semantik. Wiesbaden, 66-70
- Lang, Ewald (1983): Die logische Form eines Satzes als Gegenstand der linguistischen Semantik. In: W. Motsch/D. Viehweger (Hg.): Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin, 65-144
- Lewis, David (1972): General Semantics. In: D. Davidson/G. Harman (Hg.): Semantics of Natural Languages. Dordrecht/Boston, 169-218
- McCawley, James D. (1968): The Role of Semantics in a Grammar. In: E. Bach/R.T. Harms (Hg.): Universals in Linguistic Theory. New York u.a., 125-169
- McCawley, James D. (1979): Ein Programm für die Logik. In: W. Abraham/R. Binnick (Hg.): Generative Semantik. Wiesbaden, 157-212
- McCoy, A.M.B.C. (1969): A Case Grammar Classification of Spanish Verbs. Michigan (hekt.)
- Moskal'skaja, Olga I. (1973): Problemy semantičeskogo modelirovanija v sintaksise. In: VJa 3, 33-43
- Moskal'skaja, Olga I. (1974): Problemy sistemnogo opisanija sintaksisa. Moskva; deutsche Übersetzung: Probleme der systemhaften Beschreibung der Syntax. Leipzig 1978
- Motsch, Wolfgang (1974): Zu Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus. Berlin
- Motsch, Wolfgang (1975): Sprache als Handlungsinstrument. In: LS/ZISW/A/19. Berlin, 1-64
- Motsch, Wolfgang/Viehweger, Dieter (Hg.) (1983): Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin
- Newmeyer, Frederick J. (1996): Generative Linguistics. A historical perspective. London/New York
- Nikula, Henrik (1985): Pragmatik und Valenz. In: K. Nyholm (Hg.): Grammatik im Unterricht. Åbo, 159-182
- Nikula, Henrik (1986): Valenz und Text. in: DaF 5, 263-268
- Nilsen, J.L.F. (1972): Towards a Semantic Specification of Deep Case. The Hague/Paris
- Omamor, Augusta P. (1978): Case Grammar and Viability. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 261-293
- Pasch, Renate (1977): Zum Status der Valenz. In: LS/ZISW/A/42. Berlin, 1-50

- Pasch, Renate/Zimmermann, Ilse (1983): Die Rolle der Semantik in der Generativen Grammatik. In: W. Motsch/D. Viehweger (Hg.): Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin, 246-362
- Pleines, Jochen (1976): Handlung – Kausalität – Intention. Tübingen
- Pleines, Jochen (1978): Ist der Universalitätsanspruch der Kasusgrammatik berechtigt? In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 355-376
- Pleines, Jochen (Hg.) (1981): Beiträge zum Stand der Kasustheorie. Tübingen
- Potts, T.C. (1978): Case Grammar as Componential Analysis. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 399-457
- Radden, Günter (1978): Can ‚Area‘ be taken out of the Waste-Basket? In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 327-337
- Robins, Robert Henry (1973): Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft. Frankfurt/M.
- Rosengren, Inger (1978a): Status und Funktion der tiefenstrukturellen Kasus. In: G. Helbig (Hg.): Beiträge zu Problemen der Satzglieder (= LS). Leipzig, 169-211
- Rosengren, Inger (1978b): Die Beziehungen zwischen semantischen Kasusrelationen und syntaktischen Satzgliedfunktionen: Der freie Dativ. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 377-398
- Ross, John Robert (1970): On Declarative Sentences. In: R.A. Jacobs/P.S. Rosenbaum (Hg.): Readings in English Transformational Grammar. Cambridge (Mass.), 222-272
- Růžicka, Rudolf (1978): Three Aspects of Valence. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 47-53
- Růžicka, Rudolf (1980): Studien zum Verhältnis von Syntax und Semantik im modernen Russischen I. Berlin
- Růžicka, Rudolf (1983): Autonomie und Interaktion von Syntax und Semantik. In: R. Růžicka/W. Motsch (Hg.): Untersuchungen zur Semantik. Berlin, 15-59
- Růžicka, Rudolf/Motsch, Wolfgang (Hg.): (1983): Untersuchungen zur Semantik (= SG XXII). Berlin
- Searle, John R. (1974): Chomsky's Revolution in Linguistics. In: G. Harman (Hg.): On Noam Chomsky. Critical Essays. New York
- Sgall, Petr (1978): Aktanten, Satzglieder und Kasus. In: G. Helbig (Hg.): Beiträge zu Problemen der Satzglieder (= LS). Leipzig, 212-233
- Somers, Harold (1987): Valency and Case in Computational Linguistics. Edinburgh
- Starke, Günter (1986): Geschehenstypen und semantische Satzmodelle. In: Sprachpflege 35/2, 173-177; auch in: G. Helbig (Hg.): Valenz, semantische Kasus und „Szenen“ (= LS/ZISW/A/180). Berlin 1988, 119-126
- Starosta, Stanley (1978): The One per Sent Solution. In: W. Abraham (Hg.): Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam, 459-576

- Steinitz, Renate (1984): Lexikalisches Wissen und die Struktur von Lexikon-Einträgen. In: LS/ZISW/A/116. Berlin, 1-88
- Suchsland, Peter (Hg.) (1992): Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereichs Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena (17.-19.10.1989) (= LA 280). Tübingen
- Suchsland, Peter (1992): Ist die Grammatiktheorie noch zu retten? In: P. Suchsland (Hg.): Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Tübingen, 385-389
- Suchsland, Peter (1998/1999): Wege zum Minimalismus in der Grammatiktheorie. Versuche einer Skizze von Entwicklungen in der Generativen Grammatik. In: DaF 4/1998, 212-219; 1/1999, 26-31
- Tarvainen, Kalevi (1983): Zum syntaktischen Objekt im Deutschen und seinem tiefenstrukturellen Inhalt. In: LS/ZISW/A/107/I. Berlin, 63-83
- Viehweger, Dieter, u.a. (1977): Probleme der semantischen Analyse (= SG XV). Berlin
- Viehweger, Dieter (1983): Semantik und Sprachakttheorie. In: W. Motsch/D. Viehweger (Hg.): Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin, 145-245
- Welke, Klaus (1988a): Einführung in die Valenz- und Kasus-theorie. Leipzig
- Welke, Klaus (1988/89): Pragmatische Valenz. In: Das Wort. GJ DDR-UdSSR. Moskau, 46-56
- Wotjak, Gerd (1988): Verbbedeutung, Szenenwissen und Verbvalenz. In: G. Helbig (Hg.): Valenz, semantische Kasus und/oder „Szenen“ (= LS/ZISW/A/180). Berlin, 135-154
- Wunderlich, Dieter (1972): Mannheimer Notizen zur Pragmatik. In: U. Maas/D. Wunderlich (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M., 279-294
- Zimmermann, Ilse (1970a): Rezension zu Ch.J. Fillmore – The Case for Case. In: ASG-Bericht Nr. 7
- Zimmermann, Ilse (1970b): Die Funktionen der Nominalphrasen im Satz. In: ASG-Bericht Nr. 7
- Zimmermann, Ilse (1984): Die Rolle des Lexikons in der Grammatik. In: DaF 21/1, 8-17; 21/2, 71-77

8. Die kommunikativ-pragmatische Wende als „Paradigmenwechsel“ in der Sprachwissenschaft

8.1 Was heißt „kommunikativ-pragmatische Wende“?

Seit etwa 1970 ist in der Sprachwissenschaft international eine *kommunikativ-pragmatische Wende* zu beobachten, d.h. eine Abwendung von einer systemorientierten bzw. -zentrierten Linguistik und eine Zuwendung zu einer kommunikationsorientierten Linguistik. Das zentrale Interesse der Sprachwissenschaft verlagerte sich von den internen (syntaktischen und semantischen) Eigenschaften des *Sprachsystems* auf die *Funktion* der Sprache im komplexen Gefüge der *Kommunikation* und *Interaktion*. Diese komplexen Zusammenhänge hatte die vorangehende Linguistik (vor allem von de Saussure bis Chomsky) weniger beachtet: Sie hatte sich fast ausschließlich auf das Sprachsystem beschränkt, hatte weitgehend die Fragen der Verwendung des Sprachsystems in konkreten Kommunikationsprozessen (als „parole“) aus der Linguistik ausgeklammert und folglich mit einem abstrahierten, isolierten und reduzierten Objekt gearbeitet, ohne daß man sich immer dessen bewußt gewesen wäre, *daß*, *warum* und *wovon* man abstrahiert hat (vgl. Hartung u.a. 1974; Motsch 1974; Neumann u.a. 1976).

Die Einbettung der Sprache in die komplexeren Zusammenhänge der kommunikativen Tätigkeit (und der sozialen Interaktion) war eine Reaktion auf die zunehmende Einsicht, daß die sprachlichen Zeichensysteme kein Selbstzweck sind, sondern immer nur Mittel zu außersprachlichen Zwecken, daß sie deshalb auch von „externen“ Faktoren determiniert und durch ihre Berücksichtigung vollständig zu erklären sind. Diese Einsicht führte zu der genannten Abwendung von der reinen „Systemlinguistik“ hin zu einer *Ausweitung des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft*. Dies äußerte sich nicht nur in der Einbeziehung „system-externer“ Erscheinungen, sondern auch im Entstehen neuer Disziplinen wie Textlinguistik, Sprechakttheorie, Soziolinguistik, Psycholinguistik usw. Diese in den letzten Jahrzehnten immer stärker in das Blickfeld getretenen Richtungen sind jeweils Ausschnitte aus einem sehr komplexen, aber einheitlichen Objektbereich. Sie sind dadurch gekennzeichnet, daß sie das Funktionieren der durch die Grammatiktheorien (bzw. die Systemlinguistik) beschriebenen Einheiten *makrolinguistisch*, d.h. im gesellschaftlichen und individuellen, im kommunikativen und kognitiven Handeln zu beschreiben

bemüht sind (vgl. Neumann 1977, 25ff.). Deshalb hängen diese Disziplinen auch untereinander und mit der Grammatiktheorie zusammen; sie sind nicht streng voneinander abgrenzbar und ersetzen auch einander und die Grammatiktheorie nicht einfach, sondern sind eher als Integrationsrichtungen zu verstehen, in denen Erkenntnisse aus dem gesamten Objektbereich unter einem jeweils dominierenden Aspekt sprachlich-kommunikativer Tätigkeit (von verschiedenen Seiten her) erfaßt werden.

Dieser bisher vernachlässigte Bereich der Funktionen sprachlicher Mittel in der kommunikativen Tätigkeit wird oft auch unter dem Stichwort *Pragmatik* in die Sprachwissenschaft eingebracht. Dabei besteht über den genauen Inhalt und Umfang dessen, was als „Pragmatik“ bezeichnet wird, noch wenig Einhelligkeit, schon deshalb, weil der Begriff „Pragmatik“ gegenüber dem ursprünglichen semiotischen Verständnis durch die Übertragung auf natürliche Sprachen und in Verbindung mit der Sprechakttheorie uminterpretiert worden und damit auch komplexer (und wohl auch undurchsichtiger) geworden ist: Es spielen nicht mehr nur Sender- und Empfängerbezogenheit (die Beziehungen der Zeichenbenutzer zum Zeichen – vgl. Klaus 1965, 14f.; 1967, 227) –, sondern auch Handlungskontexte eine wesentliche Rolle. Aber unabhängig davon, von welchen Wissenschaftsdisziplinen die einzelnen Sachverhalte und Objektbereiche abgebildet werden, handelt es sich bei den genannten Sachverhalten und neu entstandenen Disziplinen um Ausdifferenzierungen bzw. Auffächerungen des pragmatischen Gegenstandsbereichs (im weiteren Sinne), wenn auch um Auffächerungen verschiedener Art und unter verschiedenen (dominierenden) Aspekten. Aus der Orientierung auf die Kommunikation und die Funktionen der Sprache erwuchs die gemeinsame Forderung, bestimmte auf Reduzierung des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft gerichtete Denkschemata (besonders des Strukturalismus und der generativen Grammatik) in ihrer Reduziertheit aufzudecken und zu überwinden. Aber bei dieser Überwindung in den unterschiedlichsten Neuansätzen knüpfte man an unterschiedliche theoretische Ausgangspositionen an, über die auch Ähnlichkeiten in der Terminologie und in manchen Argumenten und Hypothesen nicht hinwegtäuschen dürfen.

8.2 Die kommunikativ-pragmatische Wende als „Paradigmenwechsel“

Zur Bezeichnung der kommunikativ-pragmatischen Wende in der Sprachwissenschaft wird vielfach der Begriff des „wissenschaftlichen *Paradigmas*“ und des *Paradigmenwechsels* benutzt, den Kuhn unter generellem wissenschaftshistorischen Aspekt eingeführt hat, der – in mehr

oder weniger striktem Sinne (vgl. Bahner 1981a, 1288ff.) – auf die Sprachwissenschaft übertragen worden ist. Unter „Paradigmen“ versteht Kuhn (1967, 11ff.) allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten Modelle und Lösungen liefern. Unter *normaler Wissenschaft* werden dabei Forschungen verstanden, die auf Leistungen beruhen, die von einer Wissenschaftlergemeinschaft als Grundlage für weitere Arbeit (als „Paradigma“) anerkannt werden, wobei innerhalb dieses Paradigmas kaum offene Meinungsverschiedenheiten über Grundprinzipien ausgetragen werden, das Paradigma vielmehr vorausgesetzt wird, nicht nach theoretischen Neuerungen gestrebt, Wissenschaft eher als „kumulative“ Tätigkeit angesehen wird. Die Einengung auf ein Paradigma und die damit verbundene Konzentration der Aufmerksamkeit auf einen kleinen Bereich von Problemen ist nach Kuhn charakteristisch für die Entwicklung von „normaler Wissenschaft“, denn mit dem Paradigma erwirbt die wissenschaftliche Gemeinschaft zugleich ein Kriterium für die Wahl von Problemen, von denen vermutet werden kann, daß sie eine Lösung haben. Der Übergang von einem Paradigma zum anderen ist jedoch kein kumulativer Prozeß, sondern eine Verschiebung des gesamten begrifflichen Netzwerkes, bedeutet den Neuaufbau des Gebiets auf neuen theoretischen Grundlagen, ist eine *wissenschaftliche Revolution* (komplementärer Begriff zur „normalen Wissenschaft“ bei Kuhn). Der Gegensatz zwischen aufeinander folgenden Paradigmen ist aus dieser Sicht ebenso notwendig wie unvermeidbar, weil sich Paradigmen nicht nur in der Substanz, sondern auch in Gegenstandsbereichen, Methoden, Problemgebieten und Lösungsnormen unterscheiden (oft sogar zu einer Neudefinition der entsprechenden Wissenschaft führen). Wissenschaftliche Revolution bedeutet deshalb auch nicht (nur) eine neue Interpretation von stabilen Daten, da solche Daten nicht stabil (d.h. paradigma-unabhängig) seien; eine bloße Interpretationstätigkeit könne vielmehr ein Paradigma nur präzisieren, aber nicht korrigieren (eine solche Korrektur sei innerhalb „normaler Wissenschaft“ nicht möglich).

Im Kern des Paradigma-Begriffes steht der Konsens einer Wissenschaftlergemeinschaft, die Anerkennung einer „disziplinären Matrix“ durch die Mitglieder dieser wissenschaftlichen Gemeinschaft, bestehend aus theoretischen Modellen, Gegenstandsbestimmungen, methodologischen Werten und „Musterbeispielen“ für Probleme und ihre Lösungen. Auf diese disziplinäre Matrix ist die betreffende Wissenschaftlergemeinschaft in der Phase „normaler Wissenschaft“ eingeschworen; erst eine Krise kann zu einer wissenschaftlichen Revolution und einem damit verbundenen Paradigmenwechsel führen.

Kuhns Hypothesen über die Rolle von Paradigmen und die Theoriegebundenheit wissenschaftlicher Arbeit haben – trotz mancher berechtigter Kritik (vgl. z.B. Wittich 1978a; 1978b; Bahner 1981a; 1981b) – zweifellos der internationalen Diskussion wertvolle Impulse vermittelt. Sie haben auch in der Sprachwissenschaft dazu geführt, von solchen „Paradigmen“ zu sprechen (z.B. einem junggrammatischen, strukturalistischen oder generativen Paradigma), und vor allem auch zur Unterscheidung einer C-Matrix (= Chomsky-Matrix) und einer P-Matrix (= Pragmatik-Matrix) geführt (vgl. Wunderlich 1972; Kanngießer 1976, 116f.), einer Unterscheidung, die den Tatbestand der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ in der Linguistik reflektieren soll.

8.3 Systemorientierte vs. kommunikativ-pragmatisch orientierte Linguistik

Die grundsätzlichen Unterschiede zwischen systemorientierter und kommunikativ-pragmatisch orientierter Linguistik (zwischen einem *C-Paradigma* und einem *P-Paradigma*) hat Wunderlich (1972, 38ff.) mit den wichtigsten Schwerpunkten der gegenseitigen Argumentation zusammengestellt. Die Verfechter des P-Paradigmas (z.B. Maas) gehen davon aus,

- (a) daß die Methoden der Sprachwissenschaft die Totalität der historisch-gesellschaftlichen Fragestellungen nicht verstellen dürfen, sondern sie zu lösen versuchen müssen;
- (b) daß die Sprachtheorie primär die Bedingungen des sprachlichen Handelns zu klären hat;
- (c) daß formale Darstellungen nur dann gerechtfertigt sind, wenn sie unter spezifizierter Aufgabenstellung erfolgen;
- (d) daß unter pädagogischem Aspekt (a) und (b) im Vordergrund stehen müssen (weil ungerechtfertigte Formalismen mitunter einen Fortschritt in der Sprachwissenschaft suggerieren, der tatsächlich nicht besteht).

Die entsprechende Gegenargumentation für das C-Paradigma (z.B. Baumgärtner) erfolgt etwa in folgender Weise:

- (a) In der Sprachwissenschaft müssen schrittweise Einzelprobleme abgegrenzt und für sich bearbeitet werden. Zwar ist Sprachgeschichte letztlich eingebettet in Sozial- und Gesellschaftsgeschichte, aber sie erscheint als solche weder in den einzelnen Kommunikationshandlungen noch im Bewußtsein der Sprecher.
- (b) Im logischen Sinne primär ist für die Sprachtheorie, daß die Kommunizierenden (bevor sie kommunizieren und um zu kommunizieren) über instrumentelle Verfahren der Laut-Bedeutungs-Zuordnung verfügen (die als strukturelle Zusammenhänge abstraktiv erschlossen werden müssen).

- (c) Die Fortschritte der Sprachwissenschaft und die Schärfung des Methodenbewußtseins waren nur möglich, weil umgangssprachliche Interpretationen durch kontrollierbare formale Verfahren ergänzt wurden (auch wenn diese Verfahren ergänzungsbedürftig und -fähig sind).
- (d) Die Sprachwissenschaft kann dem Lehrer gegenüber (z.Z. oder überhaupt) keine didaktischen Vorschläge machen, sie kann ihn nur informieren.

Wunderlich selbst rechtfertigt das P-Paradigma, weil das C-Paradigma die Sprachwissenschaft in der Konsequenz zu einer Nicht-Sozialwissenschaft bzw. einer Nicht-Gesellschaftswissenschaft reduziert (vgl. (a)) und weil Sprechen immer eine Form des Handelns und auf diese Weise auch mit nicht-sprachlichem Handeln verbunden, somit auf Zusammenhänge hin orientiert ist, die nicht durch eine vorgängige (isolierte) Analyse des propositionalen Gehalts von Sätzen erfaßt werden können (vgl. (b)).

8.4 Erscheinungsformen und Auffächerungen der kommunikativ-pragmatischen Wende

Mit den in 8.3 genannten Unterschieden ist zunächst etwas ausgesagt nur über das *Wesen*, noch nicht über die (verschiedenen) *Erscheinungsformen* der kommunikativ-pragmatischen Wende in der Sprachwissenschaft. Denn der umfassendere Gegenstandsbereich wurde von unterschiedlichen theoretischen und methodologischen Ansätzen her in das Blickfeld gerückt, unterschiedlich im Ausgangspunkt, in der Zielstellung, im Ausbau und auch in der Komplexität der erfaßten Fragestellungen.

Unter internationalem Aspekt am wesentlichsten sind die neuen Ansätze der Sprechakttheorie, der Soziolinguistik, der Psycholinguistik und der Textlinguistik, die in übereinstimmender Weise davon ausgehen, daß die Sprache keine autonome Erscheinung ist, und die die Sprache folglich im Zusammenhang mit den Gegenstandsbereichen jeweils anderer Wissenschaften untersuchen (deshalb werden sie oft als „Bindestrich-Linguistiker“ bezeichnet). Die *Sprechakttheorie* oder *Sprechhandlungstheorie* betrachtet die Sprache im Zusammenhang mit dem kommunikativen und gesellschaftlichen *Handeln*, begreift sie selbst als Form oder mindestens als Voraussetzung von Handeln und versucht dabei, einerseits die Erkenntnisse philosophischer und psychologischer *Handlungstheorien* auszuwerten und andererseits durch eigene Beiträge zu bereichern. Die *Soziolinguistik* geht der Bedeutung der Sprache für die Entstehung, Differenzierung und Entwicklung der *Gesellschaft* (Gesellschaftsstrukturen) nach und beschreibt das Verhältnis zwischen sprachlichen Existenzformen sowie sprachlichen Strukturen und Funktionen (bzw. deren Varianten) einerseits und Gruppen- bzw. Schichtenbildung innerhalb der Gesell-

schaft andererseits; dabei muß sie auf theoretische, methodologische und empirische Erkenntnisse der *Gesellschaftstheorie* und *Soziologie* zurückgreifen. Die *Psycholinguistik* befaßt sich mit der Frage, inwieweit linguistische Kategorien eine Entsprechung im *Psychischen* (in psychischen Prozessen) haben, wie sprachliche Einheiten erworben sowie durch psychische Tätigkeit realisiert werden; auf diese Weise steht sie in enger Beziehung zur *Psychologie*. Dazu kommt die *Textlinguistik*, die sich mit Voraussetzungen und Bedingungen für solche Äußerungen beschäftigt, die mehr als *einen* Satz umfassen, die auf diese Weise in letzter Konsequenz auf Erscheinungsformen von Sprache im weiteren Kontext von Situationen und Handlungen ausgerichtet sind.

Allerdings wurden bei dieser kommunikativen Wende auch recht bald deutliche *Grenzen* sichtbar (vgl. bereits Helbig 1991, 5ff.):

- 1) Mit den genannten Erscheinungsformen ist bereits angedeutet, daß es wesentliche *Unterschiede* zwischen ihnen gibt, daß der Zusammenhang der verschiedenen Richtungen pragmatischer Provenienz eher in einem *negativen* als in einem *positiven* Bezugspol bestand (vgl. Hartung 1987, 275ff.): Man wußte zwar, *wogegen* man war (gegen eine Beschränkung auf das interne Zeichensystem der Sprache, gegen das „C-Paradigma“), aber nicht unbedingt, *wofür* man war. Einigkeit bestand lediglich in der Notwendigkeit, den Gegenstand der Sprachwissenschaft zu erweitern, weil Sprache vor allem als Kommunikationsmittel und als „Handlungsinstrument“ verstanden wurde (vgl. Motsch 1975).
- 2) Diese (legitime) *Gegenstandserweiterung* führte z.T. zu einer „Ausuferung“ der Sprachwissenschaft und wurde oft auch als *Gegenstandswechsel* (miß-)verstanden (vgl. auch Hartung 1981, 1311), als *Ersatz* des alten Gegenstands (Sprachsystem) durch einen neuen Gegenstand (kommunikative Tätigkeit, kommunikatives Handeln). Dabei wurde das alte Wertesystem (das dem Sprachsystem und der Grammatik den absoluten Vorrang einräumte) einfach und undialektisch durch ein neues Wertesystem abgelöst (und gleichsam umgekehrt) (vgl. auch Motsch 1984, 328).
- 3) Damit entstanden oft neue Einseitigkeiten, vollzog sich mancherorts eine ersatzlose Abkehr von der Grammatik und von der Systemlinguistik, so daß schließlich manchmal *spezifisch sprachliche* Aspekte in den Hintergrund traten und eher im Rahmen psychologischer, soziologischer und kommunikationstheoretischer Gesichtspunkte behandelt wurden.
- 4) Allmählich wurden die neuen Einseitigkeiten der kommunikativ-pragmatischen Wende erkannt. Es wurde vielfach wieder eine „Abwendung“ von dieser Wende gefordert, begünstigt durch eine „kogni-

tive Wende“ in der Linguistik und eine Ablösung des kommunikativ-pragmatischen durch ein „kognitives Paradigma“ (vgl. dazu 13.).

8.5 Literatur

- Bahner, Werner (1981a): Theoretische und methodologische Aspekte in der Historiographie der Sprachwissenschaft. In: DZP 11, 1281-1293
- Bahner, Werner (1981b): Kontinuität und Diskontinuität in der Geschichte der Sprachwissenschaft. In: LS/ZISW/A/86. Berlin, 1-18
- Hartung, Wolfdietrich, u.a. (1974): Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft. Berlin
- Hartung, Wolfdietrich (1981): Über die Gesellschaftlichkeit der Sprache. In: DZP 11, 1302-1314
- Hartung, Wolfdietrich (1987): Kommunikation und Text als Objekte der Linguistik – Möglichkeiten, Wünsche und Wirklichkeit. In: ZfG 3, 275-291
- Helbig, Gerhard (1991): Aspekte der kommunikativen und der kognitiven Orientierung in der DDR-Linguistik. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 10, 5-20
- Kanngießer, Siegfried (1976): Spracherklärungen und Sprachbeschreibungen. In: D. Wunderlich (Hg.): Wissenschaftstheorie der Linguistik. Kronberg (Ts.), 106-160
- Klaus, Georg (1965): Die Macht des Wortes. Ein erkenntnistheoretisch-pragmatisches Traktat. Berlin
- Klaus, Georg (1967): Sprache und Erkenntnis. Logisch-linguistische Analysen. Berlin
- Kuhn, Thomas S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.; englisches Original: The Structure of Scientific Revolutions. Chicago 1962
- Motsch, Wolfgang (1974): Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus. Berlin
- Motsch, Wolfgang (1975): Sprache als Handlungsinstrument. In: LS/ZISW/A/19. Berlin, 1-64
- Motsch, Wolfgang (1984): Sprechaktanalyse – Versuch einer kritischen Wertung (1). In: DaF 6, 327-334
- Neumann, Werner, u.a. (1976): Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft. 2 Teilbände. Berlin
- Wittich, Dieter (1978a): Eine aufschlußreiche Quelle für das Verständnis der gesellschaftlichen Rolle des Denkens von Thomas S. Kuhn. In: DZP 1, 105ff.
- Wittich, Dieter (1978b): Die gefesselte Dialektik. Zu den philosophischen Ideen des Wissenschaftstheoretikers Th.S. Kuhn. In: DZP 6, 785ff.
- Wunderlich, Dieter (1972): Disput über Linguistik. In: Linguistische Berichte 22, 38-44
- Wunderlich, Dieter (Hg.) (1976): Wissenschaftstheorie der Linguistik. Kronberg (Ts.)

9. Textlinguistik

9.1 Anstöße und Fragestellungen

In den letzten Jahrzehnten ist eine umfangreiche Literatur erschienen, die sich in wissenschaftlicher Weise mit „Texten“ beschäftigt, hat sich eine junge (Teil-)Disziplin der Sprachwissenschaft entwickelt, die als *Textlinguistik* (manchmal auch als „Textwissenschaft“, „Textgrammatik“ oder „Texttheorie“) bezeichnet wird.

Die *Anstöße* für diese Entwicklung kamen von verschiedenen Seiten (vgl. Viehweger 1976, 195; 1977, 103): Einerseits waren es gegenstandsinterne Ursachen, die den Blick auf den Text lenkten: Es gibt eine Vielzahl von sprachlichen Erscheinungen, die eine nur auf den Satz beschränkte Linguistik nicht zu erklären vermochte (z.B. Artikelselektion, Satzgliedstellung, Pronominalisierungen, Satzakzent). Auf der anderen Seite waren es auch Anforderungen von außerhalb der Linguistik (vor allem aus Praxisbereichen wie der automatischen Verarbeitung natürlicher Sprachen, des Sprachunterrichts, der Automatisierung von Übersetzungsprozessen, der Information und Dokumentation usw.), die diese Hinwendung zum Text begünstigten oder gar erforderten. Es entstand das Postulat, nicht den *Satz* – wie zumeist bisher –, sondern den *Text* als oberste sprachliche Einheit anzusehen, weil der Text an der Spitze der sprachlichen Teilsysteme stehe.

Die Hinwendung zum Text führte zu *Fragestellungen* der Textlinguistik, die zunächst – vorläufig und ungeordnet – so umschrieben werden können (vgl. bereits Dressler 1973, 1 ff.): Was ist ein Text? Wodurch wird er konstituiert? Wodurch unterscheidet er sich von einer zufälligen Satzmenge? Wann ist ein Text abgeschlossen? Wie hängen die Sätze im Text miteinander zusammen? Welche hierarchischen Zwischenstufen gibt es zwischen Satz und Text (als Kandidaten werden z.B. genannt Kapitel, Abschnitt, Äußerung)? Wozu äußert man einen Text? In welchen außersprachlichen Kontexten ist ein Text erst sinnvoll? Wie wird ein Text vom Sender programmiert und aufgebaut, wie vom Empfänger verstanden? Schon die Aufzählung dieser und ähnlicher Fragen läßt die Komplexität des Objekts „Text“ deutlich werden, läßt erkennen, daß dabei der Bereich der linguistischen Fragen im engeren Sinne überschritten wird, daß Fragen der Kommunikationssituation ebenso einbezogen werden wie psychologische, psycholinguistische und handlungstheoretische Probleme.

Analog zu den anderen Teildisziplinen der Sprachwissenschaft ergab sich auch für die Textlinguistik zunächst eine Gliederung in Textsemantik, Textpragmatik, Textsyntax und Textphonetik (vgl. Dressler 1973, 4). Die *Textsemantik* hat zu fragen, was die Bedeutung eines Textes ist und wie sie sich konstituiert; die *Textpragmatik* hat zu untersuchen, was die Funktion eines Textes im (außersprachlichen) Kontext ist; die *Textsyntax* hat zu fragen, wie die Bedeutung eines Textes ausgedrückt ist, die *Textphonetik*, wie ein Text phonetisch charakterisiert ist. Alle vier Teildisziplinen können als verschiedene Dimensionen einer integrativen Textwissenschaft verstanden werden (vgl. Plett 1975, 52ff.). Textsyntax und Textsemantik werden vielfach als Textgrammatik zusammengefaßt.

Sucht man nach *Vorläufern* der heutigen Textlinguistik, so muß man vor allem die Rhetorik, die Stilistik und die Auffassungen von der „funktionalen Satzperspektive“ nennen (vgl. auch Dressler 1973, 5ff.). Die Rhetorik war freilich kaum an der Alltagssprache interessiert und sah ihre Vorbilder vornehmlich in klassischen Schriftstellern. Die in Prag entwickelte Lehre von der funktionalen Satzperspektive (vgl. 3.2.4) erfaßte mit den Thema-Rhema-Beziehungen satzgrenzenüberschreitende Phänomene, wenn auch nur unter einem bestimmten Aspekt und zunächst ohne Einordnung in ein explizites Grammatik- und Sprachmodell. Im engeren Bereich der Stilistik wurde früher tatsächlich vieles behandelt, was Texte betrifft (vgl. Stempel 1971, 7) – manchmal sogar unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Satz Gegenstand der Grammatik sei, aber alle übersatzmäßigen Beziehungen in den Bereich der Stilistik gehören. Eigentliche Anstöße zur Textlinguistik im heutigen Sinne kamen erst von Harris (1952), später auf deutschsprachigem Gebiet z.B. von Hartmann, Harweg, Isenberg, Agricola, Pfütze u.a. (wenn auch von verschiedenen Grammatik-Modellen ausgehend, teils von der generativen Grammatik, teils von der Abhängigkeitsgrammatik, teils von der funktionalen Grammatik).

Die vielfältigen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte zum Text zeugen einerseits von der großen Bedeutung, die die Linguistik heute dem Text zumißt. Andererseits zeigt eine kritische Bestandsaufnahme sehr bald, daß alle diese Untersuchungen nur durch das Etikett „Text“ zusammengehalten werden, daß dasjenige, was unter Begriffen wie Textlinguistik, -theorie, -wissenschaft, -grammatik läuft, ein sehr uneinheitliches Bild bietet, uneinheitlich in den sprachtheoretischen Ausgangspositionen und in den methodologischen Voraussetzungen, in den Zielstellungen und in den Arbeitshypothesen, ja uneinheitlich sogar in der Gegenstandsbestimmung dessen, was ein Text ist (vgl. auch Viehweger 1976, 196).

Die Hinwendung zum Text ist entscheidend durch die konsequentere Besinnung auf die Sprache als gesellschaftliches Kommunikationsmittel motiviert, da sich Kommunikation – wenn sie sprachlich ist – immer in Texten, nicht in isolierten Sätzen oder Wörtern vollzieht. Von linguistischer Seite hat darauf mit Nachdruck schon Hartmann (1971, 10ff.) hingewiesen, wenn er den Text als „das originäre sprachliche Zeichen“ angesehen und daraus die Forderung abgeleitet hat, daß eine objektsadäquate Linguistik von der „Texthaftigkeit des originären sprachlichen Zeichens“ auszugehen hat. Gegenüber der (bisherigen) abstraktiven und reduktionistischen Beschränkung auf das Sprachsystem wird eine auf Texte orientierte Linguistik der Sprachwirklichkeit stärker gerecht, der Tatsache, daß Sprache nur textförmig funktioniert, daß die von der Linguistik bisher herausgehobenen Einheiten (wie z.B. Phonem, Morphem, Wort, Satz) *an sich* und *als solche* nicht vorkommen, sondern von vorgeordneten Absichten und Zwecken, von fundierenden Einheiten abhängig sind, die ihnen erst Sinn, d.h. Funktionsfähigkeit verleihen (vgl. Hartmann 1971, 15ff.).

Mit der Einbettung des Sprachsystems in die kommunikative Tätigkeit und dieser in die soziale Interaktion ist die Textlinguistik teilweise auch mit der *Sprechakttheorie* verbunden, also einem anderen Ansatz zur „Überwindung“ der Systemlinguistik (vgl. dazu 10.). Wie *Sätze*, so sind auch *Texte* kein bloßes akustisches Ereignis, sondern zugleich der Vollzug von Sprechhandlungen. Textfunktionen werden auf diese Weise als illokutive Akte beschreibbar (vgl. S.J. Schmidt 1973a, 50ff.). In diesem Zusammenhang stehen die Versuche (z.B. Motsch/Viehweiger 1981; Koch/Rosengren/Schonebohm 1981; Brandt u.a. 1983), nach dem *Illokutionspotential* von Texten zu fragen und Texte über ihre Illokutionsstruktur zu erschließen. Diese Versuche (vgl. ausführlicher 10.) stellen eine kritische Weiterentwicklung der klassischen Sprechakttheorie (von Austin, Searle u.a.) dar, gehen jedoch über diese in mehrfacher Hinsicht hinaus: Sie übertragen den Begriff der Illokution vom *Satz* auf den *Text* (ebenso wie anderwärts die Thema-Rhema-Gliederung als „funktionale Satzperspektive“ vom Satz auf den Text übertragen worden ist); sie nehmen ihren Ausgangspunkt nicht mehr beim *Sprachsystem*, sondern auf der *Handlungsebene*.

Damit erweisen sich die Textlinguistik und der Begriff des Textes als Erscheinungen mit doppeltem Aspekt und mit Übergangscharakter: Einerseits (am Anfang) ist die Textlinguistik ein Versuch, die Domäne der Linguistik über die auf den Satz begrenzte Systemlinguistik hinaus nach der Verwendung und nach der Kommunikation hin zu erweitern. Ande-

rerseits (in einem späteren Stadium) treibt die kommunikative Orientierung der Linguistik zu einer dialektischen Aufhebung eines nur auf die sprachliche Realisation beschränkten Textbegriffes, transzendiert sich der Textbegriff gleichsam selbst, indem er in Sprechakte und diese wieder in umfassendere Handlungszusammenhänge integriert und aus ihnen abgeleitet werden. Wie die Sprechakttheorie, so ist auch und erst recht eine Texttheorie, die Text ausschließlich und isoliert als sprachliche Realisierung auffaßt, eine (linguistische) Verkürzung und Abstraktion, verglichen mit den noch umfassenderen Fundierungsverhältnissen (vgl. auch Brinker u.a. 2000, 68ff.). Die Textlinguistik hat das Schicksal, von der gleichen wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung (der „kommunikativ-pragmatischen Wende“) zugleich hervorgebracht und eingeschränkt bzw. „aufgehoben“ zu werden. Deshalb darf es nicht verwundern, daß in manchen Arbeiten, die in nachdrücklicher Weise auf die Einbettung der Sprache in Zusammenhänge der Kommunikation und Interaktion gerichtet sind, der Begriff des „Textes“ kaum vorkommt, daß es nicht an Stimmen fehlt, die eine eigenständige „Texttheorie“ überhaupt in Frage stellen, vielmehr von der Voraussetzung ausgehen, daß es einerseits eine Theorie der Grammatik und andererseits eine Theorie der sprachlichen Handlungen gibt (wobei in die letztere – allerdings nicht als eigenständige Teiltheorie – die bisherigen Beobachtungen zum Text eingehen müßten). Mit anderen Worten: Charakteristisch für die Entwicklung der Textlinguistik ist die Tatsache, daß sie in den letzten Jahrzehnten zu den „modernsten“ und favorisiertesten Forschungsrichtungen in der Sprachwissenschaft zählte, daß es aber in dieser Zeit nicht gelungen ist, die Frage nach ihren fundamentalen Kategorien zufriedenstellend zu klären und damit die Textlinguistik selbst als eigenständige Disziplin vollständig zu legitimieren. Während die Entwicklung der Grammatiktheorie von Anfang an durch einige wenige, aber zentrale Leitgedanken bestimmt wurde, fehlte der Textlinguistik ein solches einheitliches Leitmotiv. Unter dem Firmenschild „Textlinguistik“ sammelte sich eine Vielzahl teils neuer, teils auch älterer Forschungsansätze, die eigentlich nur durch das gemeinsame Postulat zusammengehalten werden, daß man über die Satzgrenze und die sie respektierende Grammatik hinausgehen müsse. Die Forderung nach einer solchen „transphrastischen Linguistik“ erwies sich jedoch als zu allgemein: Das Fehlen eines einheitlichen Leitgedankens führte zu einer Pluralität von Forschungsansätzen, deren Erkenntnisinteressen ebenso heterogen sind wie die Diversität der aufgegriffenen Problemstellungen sowie die Methoden, Kategorien und die Terminologie, die innerhalb jedes dieser Ansätze entwickelt worden sind (vgl. vor allem Viehweger 1983a, 370f.).

9.3 Textdefinitionen

9.3.1 Verschiedene „Varianten“ von Textdefinitionen

Diese Entwicklung spiegelt sich auch in verschiedenen Textdefinitionen wider, die die Linguistik inzwischen hervorgebracht hat. Grundlegend für die meisten von ihnen ist die Feststellung, daß der Text eine kohärente Folge von Sätzen ist (vgl. bereits Brinker 1971, 220ff.; 1973, 12ff.). In dieser Feststellung ist mindestens dreierlei enthalten:

- (1) Der Text ist in seinem Wesen unabhängig von der schriftlichen oder mündlichen Realisierung.
- (2) Zum Text gehören mindestens zwei Merkmale: Er besteht aus *Sätzen* (genauer: *Textemen*) – als Einheiten bzw. Elementen; diese Sätze sind *kohärent*.
- (3) Ein entscheidendes Problem der Textlinguistik besteht in dem Nachweis, worin diese *Kohärenz* besteht, d.h. unter welchen Bedingungen bestimmte Folgen von Sätzen zu *kohärenten* Folgen von Sätzen (also: zu Texten) werden. Gerade in dieser Frage unterscheiden sich die verschiedenen Textdefinitionen, von denen (als Beispiele) auf folgende hingewiesen sei:
 - (a) Der Text ist eine „Folge von Sätzen“, die durch Vertexungsmittel miteinander verknüpft sind (so Isenberg 1968, I – 4ff.).
 - (b) Ein Text ist ein durch ununterbrochene pronominale Verkettung konstituiertes Nacheinander sprachlicher Erscheinungen (so Harweg 1968, 148).
 - (c) Der Text konstituiert sich durch Referenzidentität, d.h. durch gemeinsame Korreferenz von Oberflächenkonstituenten (so Steinitz 1968, II – 1ff.).
 - (d) Der Text ist eine sinnvoll (Semantik) und zweckvoll (Pragmatik) geordnete Menge von Sätzen, zwischen denen Relationen mit Bedeutungen und Funktionen bestehen, d.h. eine strukturierte Gesamtheit, die als eine relativ abgeschlossene linguistische Einheit einen komplexen Sachverhalt im Bewußtsein widerspiegelt (so Pfütz 1970a, 79; 1970b, 7).
 - (e) Der Text ist eine geordnete Menge von Sätzen, die zusammen ein Thema bilden (so Agricola 1969, 31).
 - (f) Der Text ist eine lineare *Folge* von sprachlichen *Sätzen*, die mit bestimmten Mitteln *verknüpft* und in bestimmter Weise *geordnet* sind. Er ist eine Sequenz von sprachlichen Sätzen, die zum Teil grammatisch verknüpft sind, in jedem Falle aber durch semantische Äquivalenz und durch implizite allgemein-logische Konnexe (so Agricola 1970, 85ff.).
 - (g) Der Text ist eine vom Expedienten als thematische Einheit beabsichtigte und durch die kontinuierliche Produktion als solche Einheit gekennzeichnete lineare Folge von Textemen, die grammatisch und/oder durch Wiederaufnahme mittels eines Netzes expliziter semantischer Äquivalenzen und impliziter logischer Konnektoren verknüpft und nach extra-

linguistischen Regeln der Abwicklung eines Themas geordnet sind (so Goretzki u.a. 1971, 165).

- (h) Der Text ist eine kohärente Folge von diktiven Handlungen, eine zeitliche Abfolge von kommunikativen Handlungen, bei deren Vollzug Sätze gebildet werden (so Isenberg 1976, 130; 1977, 143).
- (i) Der Text ist – als Resultat der kommunikativen Tätigkeit des Menschen – ein komplexes sprachliches Zeichen, eine nach einem Handlungsplan erfolgte und durch die Regeln des Sprachsystems realisierte Zuordnung von Bewußtseinsinhalten und Lautfolgen (so Viehweger 1976, 197; 1977, 107).
- (k) Der Text ist der sprachlich manifeste Teil der Äußerung in einem Kommunikationsakt (so Grosse 1976, 13).
- (l) Der Text ist das Realisat eines Kommunikations- oder Interaktionstyps, ist die konkrete Realisierung der Struktur „Textualität“ in einem bestimmten Kommunikationsmedium, ist der geäußerte sprachliche Bestandteil eines Kommunikationsaktes, der thematisch orientiert ist und eine erkennbare kommunikative Funktion erfüllt, d.h. ein erkennbares Illokutionspotential hat (so S.J. Schmidt 1973a, 145ff.).
- (m) Der Text ist eine kommunikative, d.h. illokutive und thematische sprachliche Einheit, das sprachliche Korrelat eines Kommunikationsaktes im Kommunikationsprozeß, ist immer eine kommunikative Einheit, eine thematische Einheit, die im Kommunikationsprozeß eine illokutive Funktion erfüllt (so Rosengren 1980, 275ff.).
- (n) Ein Text ist die Gesamtmenge der in einer kommunikativen Interaktion auftretenden kommunikativen Signale (so Kallmeyer u.a. 1986, 45).
- (o) Text ist eine „kommunikative Okkurrenz“ von 7 Kriterien der „Textualität“ (Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität, Intertextualität) (so Beaugrande/Dressler 1981, 3ff.).
- (p) Texte sind Ergebnisse sprachlicher Tätigkeit sozial handelnder Menschen, durch die in Abhängigkeit von der kognitiven Bewertung der Handlungsbeteiligten wie auch des Handlungskontextes von Textproduzenten Wissen unterschiedlicher Art produziert wurde, das sich in Texten in unterschiedlicher Weise manifestiert und deren mehrdimensionale Struktur konstituiert. Texte sind damit „verdinglichte Resultate von Aktivitäten; ihre Kohärenz existiert nicht per se, sondern wird erst durch die Handlungsbeteiligten gestiftet“ (so Heinemann/Viehweger 1991, 126).
- (q) Der Zusammenhang in einem Text ist nicht in erster Linie auf linguistische Ausdrücke selbst gegründet, sondern entsteht letztlich durch konzeptuelle Verknüpfungen (so Spooren 1999, 187).

Diese Definitionen sind weitgehend chronologisch geordnet, lassen zugleich bestimmte Wandlungen der Bezugspunkte erkennen: von konkreten Merkmalen der Oberflächenstruktur über semantische und referentielle Zusammenhänge bis hin zur Begründung aus kommunikativen, handlungstheoretischen und schließlich kognitiven Bezugsrahmen. Darin reflektiert

sich die generelle Entwicklung der Linguistik (von strukturalistischen Ansätzen bis hin zur kommunikativen und kognitiven Orientierung):

Die Definitionen (a) bis (c) stehen der linearen Oberflächenstruktur am nächsten, wobei (c) bereits mit dem Hinweis auf Referenzzusammenhänge (statt der bloßen Verkettung und Substitution) die Beschränkung auf die bloße Oberfläche durchbricht. Die Definitionen (d) und (e) verzichten umgekehrt auf syntaktische Merkmale: (d) verweist auf semantische und pragmatische Beziehungen, (e) auf thematische Beziehungen. Die semantischen Beziehungen stehen auch bei (f) und (g) gegenüber den syntaktischen Merkmalen im Vordergrund. In der Tat erfassen die Definitionen (a) bis (e) wichtige Bedingungen für den Text, sind aber nur Teile (Aspekte) für eine komplexe Textdefinition, da die genannten Kriterien einzeln und für sich allein nicht ausreichen, um Texte von bloßen Satz-amalgamierungen zu unterscheiden. Deshalb ist mehrfach versucht worden, aus den verschiedenen genannten Merkmalen eine umfassendere Textdefinition zu „integrieren“. Solche integrative Textdefinitionen stellen (f) und (g) dar, wobei (f) den unter (c) genannten Aspekt der Referenzidentität und den unter (e) genannten Aspekt des gemeinsamen Themas weitgehend außer acht läßt und (g) noch komplexer ist, die kommunikative Funktion anklingen läßt, die eine Brücke bildet zu den Definitionen (h) bis (m), die ihrerseits von der kommunikativen Tätigkeit ausgehen, d.h. handlungsorientiert sind. Die Definition (n) „verzichtet“ auf innersprachliche Merkmale, schließt potentiell auch nicht-sprachliche kommunikative Signale ein, stellt bereits eine Ausweitung und „Grenz-überschreitung“ in Richtung Kommunikationswissenschaft dar (mit der Gefahr einer tendenziellen Gleichsetzung von Textlinguistik und Kommunikationswissenschaft) (vgl. auch Heinemann/Viehweiger 1991, 16). Die Definitionen (o) und (p) sind wiederum „integrativ“, wobei bei (p) das Schwergewicht deutlich vom Text (als Resultat) auf den Textproduzenten/-rezipienten verlagert wird, bis schließlich in (q) der Text als ganzheitlicher Zusammenhang erst „im Kopf“ der Sprachbenutzer entsteht, d.h. unter kognitivem Aspekt eine Abkoppelung vom sprachlichen Substrat erfolgt. Der Kohärenzbegriff wird schließlich so allgemein gehalten, daß sein sprachlicher Charakter nahezu verlorengeht (vgl. Rickheit/Schade 2000, 277).

Unübersehbar ist die unterschiedliche Schwerpunktsetzung und Fokussierung: von formalen Phänomenen (der Oberflächenstruktur) zunächst zu semantischen und schließlich zu pragmatischen und kognitiven Zusammenhängen, von einem statischen zu einem dynamischen und prozeduralen Textbegriff, wobei sich der Akzent zunehmend vom Text selbst (als Objekt) auf die Produktion und Rezeption von Texten (d.h. in den Kopf

des Sprechers und Hörers) verlagerte (vgl. auch Thurmair 2001, 269; Willkop 2001, 314f.). Allerdings ist mit Recht davor gewarnt worden, bei diesen prozeduralen und kognitivistischen Erklärungsansätzen die Rolle der expliziten *sprachlichen* Textbasis (auch: der spezifischen sprachlichen *Form* des Textes) zu vernachlässigen. Dies geschieht jedoch bisweilen dann, wenn Kohärenz nicht (mehr) als interne Eigenschaft von Texten, sondern als Resultat eines kognitiven Prozesses verstanden wird, der in hohem Grade verwen- und kontextabhängig ist, so daß vielfach eine Gleichsetzung von Kohärenz (als *explizitem* und *implizitem* Zusammenhang im Text) und „Textsinn“ (Etablierung eines Zusammenhangs „im Kopf“ des Verwenders) erfolgt (vgl. auch Brinker u.a. 2000, 187).

9.3.2 Offene Fragen

Mit der Textdefinition sind einige offene und strittige Fragen verbunden:

- 1) Es wird (nach wie vor) die Frage uneinheitlich beantwortet, ob sich der Begriff „Text“ nur auf *schriftliche* oder auch auf *mündliche Texte* bezieht. Freilich knüpfte die Textlinguistik an das Alltagsverständnis von „Text“ an, das eng mit Schriftlichkeit assoziiert ist und unter „Texten“ nur schriftliche Texte versteht. In den ersten Phasen der Textlinguistik setzte sich dann aber sehr bald ein weiterer Textbegriff durch, der in seinem Wesen unabhängig ist von seiner schriftlichen oder mündlichen Realisierung. Demgegenüber finden sich neuerdings wieder zunehmend mehr Autoren, die als „Texte“ nur die schriftliche Realisierung verstehen, die mündliche Realisierung dagegen als „Diskurse“ oder „Gespräche“ davon abheben wollen. Verstärkt worden ist diese Tendenz zur Beschränkung auf die „Schriftlichkeit“ von Texten auch von Ehlich (1984; 1994), der als Kriterium für die Kategorie „Text“ die „Überlieferungsqualität einer sprachlichen Handlung“ ansieht. Nur mit einem geschriebenen Text sei es möglich (im Unterschied zu den auf das akustische Medium beschränkten „flüchtigen“ Sprechhandlungen), auf Grund einer „zerdehnten Sprechsituation“ (d.h. bei nicht kopräsentischen Interaktanten) überlieferungsfähige und tradierenswerte Rede zu bewahren (vgl. dazu auch Thurmair 2001, 270; Heinemann 2001, 300f.; Hess-Lüttich 2001, 280f.), nur ein schriftlicher Text weise sprechsituationsüberdauernde Stabilität auf (alles andere seien „Diskurse“). Skepsis gegenüber der Bezeichnung von Formen der gesprochenen Sprache als Arten von „Texten“ ergibt sich bisweilen auch aus der Dialogizität von Diskursen, weil nur geschriebene Texte durch Gleichgerichtetheit ihrer primären Funktionen

gekennzeichnet seien, dies aber bei mehreren Produzenten keineswegs gesichert sei (vgl. Rolf 1993, 27ff.).

Insgesamt stehen sich beide Auffassungen (Texte in *geschriebener* und in *gesprochener Form* vs. Texte *nur* in *geschriebener Form*) noch heute gegenüber. Einerseits werden – wohl vornehmlich auch in angelsächsischer Tradition – „Text“ und „Diskurs“ weitgehend synonym verwendet (vgl. Sebeok 1986), andererseits werden Text- und Gesprächslinguistik auch differenziert (so stehen die beiden Bände in der Reihe der „Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft“ (vgl. Brinker u.a. 2000, vgl. XVIIIf.) unter dem zwar gemeinsamen, aber doch zugleich deutlich differenzierenden Titel „Text- und Gesprächslinguistik“). Bei aller Anerkennung der Besonderheiten von schriftlicher und mündlicher Realisierung sollte nicht verkannt werden, daß manches für einen „weiten“ Textbegriff spricht: Es gibt viele Vernetzungen zwischen den beiden Realisierungsformen (etwa schriftlich konzipierte, aber mündlich realisierte Textsorten – z.B. Vorträge, Nachrichten –, Übergänge von traditionell schriftlichen Formen zu „modernerer“ Formen der Sprechkommunikation – z.B. von Briefen zu Telefongesprächen, vom Lesen aus Büchern zur Aufnahme von gesprochenen Texten in Funk und Fernsehen) (vgl. Heinemann 2001, 300), und die globale „dichotomische“ Trennung von Texten (= schriftlichen Texten) und Diskursen/Gesprächen (= gesprochenen Texten) kann ohnehin der Vielfalt der Textsorten nicht gerecht werden, kann diese sogar verdunkeln.

- 2) Eine weitere Frage, die ebenfalls den *Umfang* des Textbegriffes betrifft, ist die nach der Einbeziehung textexterner und schließlich auch nonverbaler Erscheinungsformen. Für die Einbeziehung nonverbaler Elemente in den Textbegriff spricht der Umstand, daß sich viele Texte nur durch die Einbeziehung der nonverbalen Seite verstehen lassen (z.B. durch eine Verzahnung von Text und Bild), daß in vielen Kommunikationssituationen – vor allem in dialogischer mündlicher Kommunikation – sprachliche und nicht-sprachliche Handlungsschritte abwechseln und voneinander abhängig sind (vgl. auch Thurmair 2001, 270). Darüber hinaus gibt es – noch weitere – Textbegriffe, z.B. literatur-, kultur- und zeichentheoretische, die sich von den (engeren und weiteren) linguistischen Textbegriffen unterscheiden und auf Zeichensysteme verschiedener (also auch: nicht-sprachlicher) Art bezogen werden (deshalb spricht man von „semiotischen Textbegriffen“).
- 3) Insgesamt hat die (grobe) Übersicht über die verschiedenen Textdefinitionen gezeigt, daß jeweils *verschiedene Aspekte* für den Text als relevant angesehen werden (z.B. morphosyntaktische und lexikalische

Verknüpfungsmittel, gemeinsames Thema, semantische Äquivalenzbeziehungen, gemeinsame Funktion in Kommunikations- und Handlungszusammenhängen, Textsinn). Zunehmend ist deutlicher geworden, daß diese Eigenschaften allein nicht ausreichen für die Textualität von Äußerungsfolgen, sondern nur „Aspekte“ dieser Textualität sind, daß sie z.T. auch voneinander abhängen, zu verschiedenen *Ebenen* gehören (vgl. genauer 9.4) und auch forschungsmäßig unterschiedlich abgesichert sind. Es verstärkte sich die Skepsis, daß die bisher erarbeiteten Textdefinitionen entweder so allgemein sind, daß sie kaum eine verlässliche Differenzierung zwischen textlichen und nicht-textlichen Äußerungen gestatten, oder zu kurz greifen, weil sie Texte nur über einzelne Merkmale oder Merkmalskonfigurationen festzumachen suchten (die aber jeweils nur einzelne *Aspekte* des Textes reflektieren). Schließlich wurden Zweifel laut (vgl. Viehweger 1983a, 373f.), ob es überhaupt möglich ist, mit solchen oder ähnlichen Merkmalskonfigurationen Texte und Textualität zu begründen. Damit verbunden wird die Frage, ob es – angesichts der außerordentlichen Komplexität des Forschungsgegenstandes „Text“ – überhaupt sinnvoll erscheint, ihn durch das einheitliche System einer *Texttheorie* erfassen zu wollen, oder ob es dazu nicht unterschiedlicher Theorien bedürfe, die unterschiedliche Wissensbestände abbilden (z.B. Wissen über Grammatik, über enzyklopädisches Wissen, über Konversationsprinzipien, Sprechhandlungen, Textsorten u.a.). Immerhin wurde immer wieder versucht, die einzelnen Aspekte zu „integrativen“ Textdefinitionen zusammenzuführen, die die einzelnen Merkmale (mehr oder weniger vollständig) in eher kumulativer Weise bündeln sollten. Aber selbst bei diesen integrativen Definitionen stellte sich heraus, daß die genannten Merkmale nicht für *alle* Texte zutreffen (vgl. z.B. Vater 1992). Das führte schließlich zu einer „prototypischen“ Auffassung von Text (vgl. Sandig 2000), die zwar von Merkmalen ausgeht, diese Merkmale aber gewichtet (in mehr oder weniger zentrale) und gradiert (d.h. als mehr oder weniger zutreffend ansieht), d.h. schließlich auch Merkmale zuläßt, die nicht immer vorhanden sein müssen, und ebenso nicht klar definierte bzw. unscharfe Ränder gestattet:

Ein einheitlicher Textbegriff ist also ein prototypischer und dadurch gekennzeichnet, daß er nicht ‚einheitlich‘ ist. (Sandig 2000, 109)

- 4) Besonders betroffen (und umstritten) ist der für den Text von Anfang an zentrale Begriff der *Kohärenz*. Entsprechend den Zugriffen der Forschung wurde er zunehmend erweitert, wurde von Textkohärenz auf verschiedenen *Ebenen* gesprochen (vgl. bereits Plett 1975, 60ff.;

Brinker 1979, 5ff.; Raible 1979, 65). Die *textsyntaktische* Kohärenz wird hergestellt durch solche Mittel wie pronominale Substitute oder Proformen (keineswegs nur durch die herkömmliche Wortklasse der Pronomina, sondern durch „Prowörter“ generell, d.h. z.B. auch durch Pronominaladverbien, Proadverbien, Proverben (vgl. dazu Harweg 1968, 10ff.; Helbig 1975, 67), durch Mittel wie Anaphora (rückwärts weisende Ausdrücke wie z.B. *deshalb*, *trotzdem*) und Kataphora (vorwärts weisende Ausdrücke wie z.B. *folgendes*). *Textsemantische* Kohärenz ergibt sich aus der Gemeinsamkeit von semantischen Merkmalen in den verschiedenen Textemen als korreferierenden Textelementen, aus Relationen der Isotopie (der Äquivalenz im weitesten Sinne) zwischen den einzelnen Bedeutungseinheiten, darüber hinaus auch durch Referenzidentität (als Spezialfall der semantischen Äquivalenz) und/oder durch quasi-logische Konnexe (z.B. Kausal-, Motivverknüpfung, Spezifizierung, temporale oder adversative Anknüpfung, Vergleich) sowie durch ein gemeinsames Thema (als Eingrenzung der Textkohärenz). Die *textpragmatische* Kohärenz ist in den Personen der Kommunikationspartner begründet, schließt gemeinsames Vorwissen und gemeinsame Kommunikationsvoraussetzungen (Präsuppositionen) ein, ist die „Einheitlichkeit eines übergeordneten Gesichtspunktes“ (vgl. Goretzki u.a. 1971, 145ff.) und wird manchmal auch als „gemeinsame Einordnungsinstanz“ bezeichnet (vgl. Lang 1977, 66ff.; Viehweger 1976, 203f.).

Im Prozeß dieser „Erweiterung“ wurde sehr bald deutlich, daß textsyntaktische Kohärenz als Bedingung für einen Text weder notwendig noch ausreichend ist (vgl. Brinker 1971, 223f.), denn einerseits werden nicht alle korreferierenden Ausdrücke als kohärent interpretiert:

- (1) *Ich habe einen alten Freund in Dresden getroffen. In Dresden lag viel Schnee.*

Andererseits weisen nicht alle Satzfolgen, die als kohärent interpretiert werden, an der Oberfläche korreferierende Ausdrücke auf:

- (2) *Das Auto fährt nicht an. Die Batterie ist nicht in Ordnung.* (semantische Kohärenz auf Grund einer Teil-von-Relation)

Durch die semantische Kohärenz von Texten unterscheiden sich zwar Texte von manchen Pseudo-Texten (z.B. Wörterbüchern, Zitatensammlungen), die semantische Kohärenz ist zumeist zwar eine notwendige, aber noch keine hinreichende Bedingung für Textkonstitution (vgl. bereits Dressler 1973, 13ff.), sondern bedarf der pragmatisch-kommunikativen Fundierung, weil die semantische Interpretation von Satzfolgen in kommunikativen Handlungssituationen von dem empirischen

rischen Wissen, von gemeinsamen Präsuppositionen und von anderen (außersprachlichen) Zusatzinformationen der Kommunikationspartner abhängt. Eine „gemeinsame Einordnungsinstanz“ dieser Art muß vor allem bei solchen Satzfolgen vorhanden sein, die formal (und scheinbar auch semantisch) völlig unverbunden nebeneinander stehen und dennoch intuitiv als Texte verstanden werden:

(3) *Peter spielt Klavier, Brigitte bastelt.*

Mit dieser „Erweiterung“ war nun freilich die Frage verbunden, ob es sinnvoll ist, die mit den unterschiedlichen Ebenen benannten Sachverhalte sämtlich noch unter dem Begriff „Kohärenz“ zu fassen. So wird heute vielfach zwischen Kohärenz und Kohäsion unterschieden (vgl. bereits Viehweger 1980, 38): *Textkohärenz* wäre dann der semantische Interpretationsmechanismus, der die inhaltliche Kontinuität des Textes gewährleistet, unter *Textkohäsion* werden dann die expliziten Oberflächenverknüpfungen (gleichsam als Signale oder Indikatoren für die Kohärenz) verstanden. Aber nicht nur nach „oben“, sondern auch nach „unten“ hin gibt es unterschiedliche Auffassungen über die Reichweite des Kohärenzbegriffes. Die Einsicht, daß auch pragmatische Voraussetzungen des Sprechers von wesentlicher Bedeutung für die Kohärenz eines Textes sind, hat einerseits zu der angedeuteten „Erweiterung“ des Kohärenzbegriffes auf die kommunikative Dimension geführt, andererseits aber auch dazu, neben der Kohärenz (auf semantischer Ebene) eine kommunikative „Textualität“ anzusetzen (vgl. z.B. S.J. Schmidt 1973a, 154). Erst recht umstritten ist die Ausdehnung des Kohärenzbegriffes auf die kognitive Dimension, die von der Annahme ausgeht, daß Kohärenz gar nicht dem Text selbst zukommt, sondern erst durch Sprecher/Hörer durch konzeptuelle Verknüpfungen hergestellt wird (vgl. die in 9.3.1 unter (p) und (q) genannten Textdefinitionen), und dazu führt, daß die Kohärenz in den Kopf des Sprechers verlagert und mit dem „Textsinn“ (als Resultat eines kognitiven Interpretationsprozesses) identifiziert wird. In dieser „psycholinguistischen“ Sichtweise erscheint die Kohärenz nicht als „an inherent property of a written or spoken text“, sondern als „a property of what emerges during speech production and comprehension“ (Gernsbacher/Givon 1995, VI; vgl. dazu auch Brinker u.a. 2000, 279ff.), kommt es mindestens zu einer Gegenüberstellung von „coherence in text“ vs. „coherence in mind“.

Mit einer solchen „Akzentverlagerung“ wird zwar dem Umstand Rechnung getragen, daß ein Text anders rezipiert werden kann, als er produziert wurde, Sprecher und Hörer also potentiell *einem* (sprachli-

chen) Text einen *unterschiedlichen* Sinn zuschreiben (z.B. bei „Mißverständnissen“). Wenn Kohärenz aber vorrangig oder generell als verwenderabhängiges Resultat eines kognitiven Prozesses verstanden wird, besteht die Gefahr, die Rolle der expliziten (sprachlichen) Basis des Textes zu vernachlässigen und/oder sich vom Text selbst abzukoppeln (wie in manchen Richtungen kognitivistischer Erklärungsversuche generell, in denen Sprache als Spezialfall der Kognition angesehen wird – vgl. dazu 13.) (vgl. auch Brinker u.a. 2000, 277). Deshalb spricht vieles *gegen* eine schlichte Gleichsetzung von Kohärenz und Textsinn und *für* eine Auffassung der Kohärenz als *interne* Eigenschaft von Texten, dies aber durchaus in einem umfassenden Sinne, der alle im Text *explizit* und *implizit* enthaltenen Relationen grammatischer und konzeptueller Art einschließt, die den Zusammenhang konstituieren.

9.4 Merkmale und Ebenen des Textes

Unbestritten dürfte heute sein, daß sich hinter den unterschiedlichen Textdefinitionen verschiedene (z.T. verabsolutierte) *Aspekte* verbergen, die auf unterschiedliche *Textebenen* hindeuten. Es ist immer deutlicher geworden, daß Texte eine mehrdimensionale Struktur haben, die auf spezifischen sprachlichen Ebenen abzubilden ist. Dabei sind jedoch viele methodologische Probleme des Mehr-Ebenen-Zugangs zur komplexen Struktur von Texten noch ungeklärt: Es gibt unterschiedliche Antworten auf die Fragen, auf *wievielen* Ebenen die komplexen Struktur- und Funktionseigenschaften von Texten anzusiedeln sind, *welche* Prinzipien der Annahme von Textebenen zugrunde liegen, welche *Beziehungen* es zwischen diesen Ebenen gibt und wie die Ebenen im System organisiert sind (autonom oder hierarchisch?) (vgl. dazu bereits Daneš 1983, 1f.; Viehweger 1983b, 155f.; Hartung 1983, 193ff.).

Angesichts solcher Fragen verwundert es nicht, daß von einzelnen Autoren unterschiedliche und auch unterschiedlich viele Textebenen angenommen werden. So hat z.B. van Dijk (1980a) 5 Strukturebenen differenziert, die er als grammatische, pragmatische, stilistische, rhetorische und Superstrukturebene bezeichnet. Daneš (1983, 1ff.) geht von einer dreidimensionalen Strukturierung aus – entsprechend den 3 Bereichen der „Textkohärenz“ (diese umfaßt bei ihm interpropositionale Relationen, Kompositions- und Isotopierelationen), der thematisch-rhematischen Artikulationen und der kommunikativen Relationen (d.h. Sprechhandlungsrelationen, illokutive Akte). Halliday (1970, 140ff.; 158ff.; 1975, 126ff., 142ff.) unterscheidet zwischen 3 Textebenen, die sich in einem unter-

schiedlichen Begriff des „Subjekts“ reflektieren: eine „ideationale“ Ebene (entsprechend dem „logischen Subjekt“), eine „interpersonale“ Ebene (entsprechend dem „grammatischen Subjekt“) und eine „textuelle“ Ebene (entsprechend dem „psychologischen Subjekt“), wobei zur „textuellen Ebene“ die Thema-Rhema-Gliederung und die Informationsstruktur (gegeben vs. neu) gehören (zur Unterscheidung von Thema vs. Rhema, Topik vs. Fokus und Präsupposition vs. Proposition vgl. Pasch 1983, 261ff.). Manche Modelle beschränken sich auf die vorläufige Annahme *einiger* Struktur- und Funktionsebenen des Textes, ohne bereits den Anspruch zu erheben, damit *alle* Ebenen des Textes zu erfassen. In dieser Richtung liegen die Versuche, eine *propositionale* und eine *illokutive* Ebene der Textstruktur zu unterscheiden (vgl. vor allem Brandt u.a. 1983, 106f.; Viehweger 1983b, 156ff.; Hartung 1983, 197ff.): Texte werden als Resultate sprachlichen Handelns angesehen, durch sprachliches Handeln werden einerseits kognitive Inhalte mitteilbar gemacht (die in Form von Propositionen repräsentiert werden) und andererseits interaktionale Geschehensabläufe konstituiert über eine Menge von Zielen, die der Sprecher durch sein sprachliches Handeln erreichen will (die in Form von Illokutionen der Texte abgebildet werden).

Am folgenreichsten (nicht nur relativ weit elaboriert, sondern auch gut überschaubar) sind die Ebenen, die Beaugrande/Dressler (1981, 3ff.) als 7 „Kriterien der Textualität“ zusammengestellt haben. Satzfolgen wären dann Texte, wenn sie diese 7 Kriterien der Textualität erfüllen:

- (1) *Kohäsion* (Verbindung von Komponenten des *Oberflächentextes*, vor allem grammatische Abhängigkeiten, aber auch z.B. Thema-Rhema-Gliederung und thematische Progression)
- (2) *Kohärenz* (meint die semantisch-kognitiven Aspekte des Textes, betrifft die Funktionen, die Komponenten der „*Textwelt*“, d.h. die Konstellation von Konzepten und Relationen, die dem Oberflächentext zugrunde liegen – z.B. Isotopien, Netze/Schemata)
- (3) *Intentionalität* bzw. *Textfunktion* (bezieht sich auf die Einstellung des Textproduzenten, der einen Text bilden will, um ein Handlungsziel zu erreichen)
- (4) *Akzeptabilität* (bezieht sich auf die Einstellung des Textrezipienten, einen kohärenten Text zu erwarten, der für ihn nützlich oder relevant ist)
- (5) *Informativität* (bezieht sich auf das Ausmaß der Erwartetheit/Unerwartetheit oder Bekanntheit/Unbekanntheit der Textelemente)
- (6) *Situationalität* (betrifft die Faktoren, die einen Text für eine Kommunikationssituation relevant machen)
- (7) *Intertextualität* (betrifft die Faktoren, die die Verwendung eines Textes von der Kenntnis vorher aufgenommener Texte abhängig machen, d.h. den Bezug eines Textes auf andere Texte).

Von diesen 7 Kriterien (als Synthese-Versuch gleichsam „ein Spiegelkabinett texttheoretischer Begriffe“, aber zugleich völlig heterogenen Theorie-traditionen verpflichtet – vgl. auch Brinker u.a. 2000, 76) sind (1) und (2) *textintern* und *textzentriert*; sie stehen deshalb in einer möglichen Skala von Textualitätskriterien ganz oben. Dabei wird „Kohärenz“ nicht notwendig verstanden als etwas, was dem Text selbst zugeschrieben wird, sondern (auch) als etwas, was vom Textproduzenten und -rezipienten hergestellt wird (vgl. Beaugrande/Dressler 1981, 7; Heinemann/Viehweiger 1991, 126). Bei den Kriterien (3) bis (7) handelt es sich dagegen um *text-externe*, d.h. benutzer- und kommunikationsbezogene Merkmale.

Bei Beaugrande/Dressler sind alle 7 Merkmale für Textualität obligatorisch; eine Satzfolge, die *einem* der 7 Kriterien nicht genügt, kann danach folglich nicht als Text eingestuft werden. In der Zwischenzeit ist jedoch gezeigt worden, daß selbst eine solche – nahezu vollständige – Auflistung von Textmerkmalen nicht zu einer völlig eindeutigen Abgrenzung von Texten und Nicht-Texten führt, weil nicht alle der genannten Merkmale in jedem Text obligatorisch sind (so kann z.B. die Kohäsion oder die einheitliche Funktion fehlen) (vgl. besonders Vater 1992). Daraus ist die Schlußfolgerung gezogen worden, daß Text überhaupt nicht eindeutig definiert werden kann und auch nicht exakt von Nicht-Text abzugrenzen ist. Die genannten Merkmale sind zwar wichtig und prototypisch, aber nicht obligatorisch. Im Sinne der Prototypentheorie (vgl. 13.3) werden die Merkmale gewichtet und gradiert, gibt es prototypische Fälle (als die besten Vertreter der Kategorie) und weniger typische Fälle (als schlechtere Vertreter einer Kategorie, bei denen einige Merkmale nicht vorhanden sind), gibt es „unscharfe Ränder“ der Textkategorie (vgl. vor allem Sandig 2000, 93ff.).

9.5 Textanalyse und Vertextungsmittel

Trotz dieser theoretischen Schwierigkeiten ist es möglich und auch nötig, in einer komplexen und integrativen *Textanalyse* (vgl. auch Brinker u.a. 2000, 164ff.) die textkonstituierenden Merkmale als einen Komplex von „Vertextungsmitteln“ zu beschreiben. Wir stellen die wichtigsten Aspekte einer solchen Textanalyse noch einmal zusammen (vgl. Helbig 1986, 17ff.; Willkop 2001, 314ff.) und konzentrieren uns dabei auf das, was den Text zum Text macht, und vernachlässigen die „unteren“ Einheiten (z.B. Wortarten und Satzglieder, obwohl auch sie zu einer Textanalyse im weiteren Sinne gehören):

- (1) Die *morphosyntaktische* Vertextung ergibt sich durch Verweisung oder Textphorik mit Hilfe von Prowörtern verschiedener Art (vgl. ausführlicher 9.3.2 unter 4)).

- (2) Die *semantische* Vertextung ergibt sich einerseits durch Beziehungen der *Isotopie*, d.h. durch ein System von Kompatibilitäten von semantischen Merkmalen (Semen) der verschiedenen Texteme (vgl. Greimas 1966), durch Semrekurrenz (Wiederholung semantischer Merkmale). Eine Äußerung ist dann isotop, wenn ihre Elemente mindestens ein gemeinsames kontextuelles Sem haben (vgl. auch Brinker u.a. 2000, 54ff.). Auf diese Weise entstehen „Isotopieketten“, die den gesamten Text durchziehen. Man hat auch von semantischer Äquivalenz (als Grundform der Vertextung) und von „Topiks“ (Topikketten) gesprochen (vgl. Agricola 1969, 16ff., 31ff.; 1970, 85ff.). Eine solche semantische Äquivalenz bzw. Isotopie besteht nicht nur zwischen der Ersterwähnung und ihrer einfachen Wiederholung (Repetition), sondern wird auch konstituiert durch verschiedene Formen der Substitution, Vertretung und lexikalischen Variation, der Zusammenfassung und Generalisierung, der Über- und Unterordnung, der Synonymie im weitesten Sinne des Wortes – bis hin zu den Antonymien (z.B. *Günter* → *der Mann*; *Herr Müller* → *Frau Müller*) (vgl. Viehweger 1977, 108ff.). In vielen Fällen tritt die Kontinuität des Textes *nicht explizit* durch semantisch äquivalente Partner in Erscheinung, sondern nur *implizit* als quasi-logische Verknüpfung von Satzinhalten, die auch als „Konnex“ bezeichnet wird (vgl. Agricola 1970, 86f.). Solche Konnexe entsprechen allgemeinen Verknüpfungslexemen wie z.B. *daneben*, *danach*, *weil* oder *trotzdem* und nehmen eine Zuordnung nach Raum, Zeit, Ursache, Motiv, Gegensatz, Vergleich, Spezifizierung, Einordnung usw. vor. Sie haben schon frühzeitig zu Katalogen für solche „Vertextungstypen“ geführt (vgl. Isenberg 1968, I, 2ff.).
- (3) Andererseits ergibt sich die semantische Vertextung auch aus der *Propositionalstruktur* des Textes, d.h. aus den in den (Oberflächen-) Sätzen enthaltenen Propositionen (oder semantischen Prädikationen) (vgl. auch Moskal'skaja 1981, 70ff.; 1984). Im Text sind mehr Propositionen enthalten, als in ihm Oberflächensätze erscheinen, weil bei der Syntaktifizierung in der Regel *mehrere* Propositionen (die den semantischen Gehalt ausdrücken) zu *einem* Oberflächensatz „zusammengezogen“ werden (durch die Bildung komplexer Sätze, über Pro-wörter und abgeleitete Strukturen – wie z.B. Attribuierungen, Nominalisierungen, Passivierungen). Das ergibt sich schon daraus, daß auch in nicht-komplexen Sätzen (die jeweils nur *ein aktuelles* Prädikat enthalten können) zumeist *mehrere potentielle* Prädikate (im Sinne der Logik) enthalten sind (vgl. dazu F. Schmidt 1962). Die Propositionalstruktur erweist sich als entscheidendes Vermittlungsglied zwischen der (syntaktifizierten) Oberflächenstruktur und der Illokutions-

struktur des Textes, da diese Illokutionsstruktur von der Propositionalstruktur und nicht direkt von der Oberflächenstruktur abhängt.

- (4) Auf *kommunikativ-pragmatischer* Ebene läßt sich die Vertextung erfassen durch die im Text enthaltene thematische Progression der *Thema-Rhema-Gliederung*. Das von der Prager Schule (vgl. Beneš 1967; 1973; Daneš 1974) ausgehende Konzept der „funktionalen Satzperspektive“ basiert auf der Annahme, daß jeder Satz eine Thema-Rhema-Gliederung enthält: Im allgemeinsten Sinne ist das Thema der „Gesprächsgegenstand“ (das, worüber etwas ausgesagt wird), das Rhema dasjenige, was über den Gesprächsgegenstand ausgesagt wird (das „psychologische Prädikat“). Freilich wird in jüngerer Zeit noch stärker differenziert zwischen den Dichotomien vorerwähnt vs. nicht vorerwähnt (an die Anaphorizität im Text gebunden und z.T. durch die Stellung signalisiert), bekannte vs. unbekannte Information (nicht ausschließlich an Vorerwähntheit gebunden) und unwichtigere vs. wichtigere Information (nach Informationsverteilung, Mitteilungswert und „kommunikativer Gewichtung“, meist durch Satzakzent signalisiert). Im zuletzt genannten Falle wird heute vielfach auch von der Dichotomie Hintergrund vs. Fokus gesprochen (vgl. auch Willkop 2001, 316ff.). Abgesehen von dieser Differenzierung ist das Konzept der Thema-Rhema-Gliederung zunehmend vom Satz auf den Text übertragen worden: Danach ist auch dem Text insgesamt eine Thema-Rhema-Gliederung eigen, in der das Rhema eines Vorgängersatzes zugleich Thema von nachfolgenden Sätzen sein kann (und auch an späterer Stelle im Text wieder aufgegriffen werden kann). Daraus ergibt sich eine komplexe Thema-Rhema-Gliederung des gesamten Textes (vgl. Daneš 1970, 75; Moskal'skaja 1981, 21ff.; Eroms 1991), eine thematisch-rhematische Kette, in der sich die „thematische Progression“ des gesamten Textes vollzieht.
- (5) Ebenfalls auf *kommunikativ-pragmatischer* Ebene ergibt sich eine Vertextung durch die mit den Propositionen verbundenen *Illokutionen* (bzw. Sprechhandlungen), also durch die *Illokutionsstruktur* des Textes. Es war die Einsicht der Sprechakttheorie, daß mit dem Satz nicht nur eine sprachliche Äußerung (mit einer Bedeutung und einem Referenzbezug), sondern zugleich auch eine (Sprech-)Handlung vollzogen wird. Später wurde dann deutlich, daß nicht nur Sätze, sondern auch Texte Illokutionen haben und daß ein Text in der Regel eine *dominierende* Funktion enthalten muß (z.B. Feststellung), die durch mehrere subsidiäre Funktionen (z.B. Begründung, Folgerung, Spezifizierung, Bitte) unterstützt werden kann (vgl. 10.7). Insofern läßt sich ein Text auch (von seiner Funktion her) als Hierarchie von Illokutionen analysieren.

- (6) Eher auf der *kognitiven* Ebene anzusiedeln sind *Netzwerk- und Schemamodelle*, da sie (kognitionspsychologisch) auf die Speicherung von Wissensbeständen im Gedächtnis und die Verarbeitung von Umwelt-erfahrungen im Denken ausgerichtet sind. Sie sind weniger an der äußeren Form des Textes orientiert, sondern vielmehr an den kognitiven Prozessen bei der Textproduktion und -rezeption.

9.6 Propositionale vs. kommunikative vs. kognitive Auffassung vom Text

Sowohl bei den Erörterungen zum wissenschaftsgeschichtlichen Ort der Textlinguistik als auch zu Fragen der Textdefinition, der Textkohärenz und der Vertextung ist die Unterschiedlichkeit und Heterogenität der Ansätze für die Untersuchung der Erscheinung „Text“ deutlich geworden.

Diese unterschiedlichen Ansätze lassen sich auf drei Grundtypen zurückführen. Nach den Anfängen (mit der Überschreitung der Satzgrenze zu „transphrastischen“ Einheiten hin) entwickelten sich zunächst zwei kontroverse Ansatzpunkte, zwischen denen die meisten Auseinandersetzungen ausgetragen worden sind (vgl. dazu z.B. Coseriu 1971, 189; Brinker 1973, 189; Kallmeyer/Meyer-Hermann 1973, 233f.; Brinker u.a. 2000, 87ff.):

- (a) ein sprachsystematischer Ansatzpunkt,
- (b) ein kommunikationsorientierter Ansatzpunkt.

Wenn Text unter *sprachsystematischem* Aspekt gesehen wird, wird die bisherige Linguistik nur additiv erweitert durch die Einfügung einer Textlinguistik als zusätzliche linguistische Teildisziplin. Der Text wird in Analogie zum Satz beschrieben und im wesentlichen auf Grund von syntaktischen und semantischen Kohärenzbedingungen als Folge von Sätzen erklärt, die herkömmliche Satzgrammatik wird zur Textgrammatik erweitert und weiterentwickelt.

Sieht man dagegen Text unter *kommunikationsorientiertem* Aspekt, so gewinnt die Linguistik mit dem Text eine völlig *neue Dimension*, die den gesamten Aufbau der Linguistik verändert. Damit wird eine konsequente Revision des bisherigen theoretischen Modells vorgenommen, die darin besteht, daß der Text – als natürliche Vorkommensweise von Sprache – als primär gegenüber dem Satz und dem Wort angesehen, aus der Kommunikation und der sozialen Interaktion abgeleitet und damit eine Größe wird, die nicht mehr allein sprachimmanent zu bestimmen ist.

Diese unterschiedlichen Ansatzpunkte haben in der Folge dazu geführt, zwischen *Textlinguistik* und *Texttheorie* zu unterscheiden. Dabei

wird unter Textlinguistik der Ausbau des sprachsystematischen Ansatzes, unter Texttheorie der Ausbau des kommunikationsorientierten Ansatzes verstanden. Vor allem S.J. Schmidt (1973b, 233f.) hat eine solche Trennung gefordert, hat Texttheorie aufgefaßt als „die Untersuchung der Elemente, Regeln und Bedingungen der sprachlichen Kommunikation“ und sie damit mit einer „Theorie der sprachlichen Kommunikation“ identifiziert (vgl. S.J. Schmidt 1973a, 10ff.). Eine ähnlich weite Auffassung findet sich auch u.a. in den Texttheorien von Kummer (1975) und Breuer (1974). Ausgangspunkt für eine solche Trennung ist dabei die richtige Voraussetzung, daß die Sprache nicht primär oder ausschließlich ein Zeichensystem, sondern ein Kommunikationsinstrument ist, daß sich sprachliche Kommunikation notwendig mittels Texten vollzieht, daß die sprachliche Kommunikation unlösbar mit nicht-sprachlichen Konstituenten der Kommunikation (z.B. Handlungen, Mimik, Gestik) verbunden und daß die Kommunikation insgesamt von der sozialen Interaktion determiniert ist. Ob daraus jedoch die genannte Trennung von Textlinguistik und Texttheorie (übrigens auch im „Lexikon der Germanistischen Linguistik“, in dem beide Disziplinen unabhängige Beiträge gewidmet sind – vgl. Kallmeyer/Meyer-Hermann 1973; S.J. Schmidt 1973b), erscheint höchst fraglich.

Tatsache ist, daß es die beiden unterschiedlichen Ansatzpunkte gibt, daß man entsprechend von zwei Auffassungen von Text sprechen kann, die – von Isenberg (1976, 50; 1977, 119ff.) und Viehweger (1977, 103ff.; 1979, 109ff.; vgl. auch Viehweger u.a. 1977, 358ff.) – die *propositionale Auffassung* und die *dynamische* bzw. *kommunikative* bzw. *handlungstheoretische Auffassung* genannt worden sind. In der propositionalen Auffassung wird der Text analog zum Satz behandelt, erscheint der Text als Einheit mit syntaktischen, semantischen und pragmatischen Eigenschaften, die im wesentlichen mit den gleichen Mitteln zu erklären sind wie die syntaktischen, semantischen und pragmatischen Eigenschaften von Sätzen. In der kommunikativen Auffassung wird jedoch – ausgehend von dem Verständnis der Sprache als einer Form des menschlichen Handelns – der Text nicht mehr auf die Einheit Satz bezogen, sondern unter dem Primat des kommunikativ-pragmatischen Aspekts gesehen und aus umfassenderen Handlungskontexten erklärt. Die Argumente *für* und *wider* beide Auffassungen sind mehrfach gegeneinander abgewogen worden. Manches spricht dafür, daß die handlungsorientierte Auffassung favorisiert werden muß (weil sie aus mehreren Gründen erklärungsstärker zu sein scheint):

- a) Texte als Produkte der sprachlich-kommunikativen Tätigkeit können nur in Abhängigkeit von Parametern dieser Tätigkeit studiert werden.

- b) Texte als sprachliche Handlungen sind unlösbar mit nicht-sprachlichen Handlungen verknüpft, so daß eine sprachliche Handlung erst dann als voll verstanden gelten kann, wenn auch ihre Implikationen für die ihr vorausgehenden, gleichzeitigen und folgenden nicht-sprachlichen Handlungen verstanden werden.
- c) Nur auf Grund der kommunikativen Auffassung kann nachgewiesen werden, daß es Erscheinungen gibt, die nur in Texten, aber nicht innerhalb von Sätzen vorkommen können. Mit Hilfe der propositionalen Auffassung ist es nicht möglich, zwischen Satz und Text grundsätzlich zu unterscheiden, denn die syntaktisch-semantischen Beziehungen mit satzgrenzenüberschreitendem Charakter – die ursprünglich den Übergang vom Satz zum Text motiviert haben – finden sich auch innerhalb von (komplexen und nicht-komplexen) Sätzen, so daß auf dieser Basis keine hinreichende Unterscheidung zwischen Satz und Text gewonnen werden kann.
- d) In der propositionalen Auffassung erscheint der Text als zeitlich unaufgegliederte Erscheinung, nur in der kommunikativen Auffassung kann er als zeitlich aufgegliederte Einheit, als Abfolge von sprachlichen Handlungen verstanden werden.

Aus diesen Argumenten für die kommunikative Auffassung des Textes sollten jedoch u.E. die folgenden Schlußfolgerungen *nicht* gezogen werden:

- 1) Die Unterscheidung der beiden Auffassungen vom Text muß nicht notwendig dazu führen, daß sie als sich gegenseitig ausschließende Auffassungen angesehen werden (ursprünglich Isenberg 1977, 134). Vielmehr schließt die handlungstheoretische Auffassung die propositionale Auffassung nicht *aus*, sondern *ein* (so auch Viehweger 1979, 112): Beide verhalten sich nicht alternativ, sondern komplementär zueinander, so wie grundsätzlich Strukturbeschreibungen in Funktionsbeschreibungen eingeschlossen werden (müssen).
- 2) Die Bevorzugung der handlungstheoretischen Auffassung darf nicht dazu führen, die Textlinguistik als Gegenstück zur Linguistik des Sprachsystems zu konzipieren und isoliert von der Grammatik (als Theorie des Sprachsystems) zu betreiben. Eine solche Gegenüberstellung würde in undialektischer Weise die Unzulänglichkeiten mancher strukturalistischer Schulen – nur unter umgekehrtem Vorzeichen – fortsetzen (vgl. Viehweger 1977, 105).
- 3) Aus der legitimen Einordnung des Textes in übergreifende Handlungszusammenhänge darf nicht geschlossen werden, daß Texttheorie und Theorie der sprachlichen Kommunikation dasselbe sind. Eine sol-

che Gleichsetzung ist dann unbegründet, wenn der Text nur als sprachliches Produkt der kommunikativen Tätigkeit betrachtet wird. Auch wenn er aus Handlungskontexten erklärt werden soll, umfaßt er – als sprachliches Realisat – diese kommunikativen und interaktionalen Zusammenhänge nicht vollständig. Insofern kann die Textlinguistik allenfalls als Teildisziplin einer umfassenderen „Texttheorie“ (eigentlich: Theorie der Kommunikation) aufgefaßt werden, indem sie nur die linguistischen Regularitäten beschreibt, die Texte als sprachliche Einheiten aufweisen (müssen), um kohärent zu sein (vgl. Rosen- gren 1980, 275).

In einer späteren Phase – mit dem Übergang zu einem dynamischen und prozeduralen Textbegriff – wurde diese Kontroverse zwischen der propositionalen und der kommunikativen Auffassung vom Text mindestens überlagert, wenn nicht ersetzt durch eine zweite Kontroverse (die heute stärker in das Zentrum des Interesses gerückt ist), deren Kern darin besteht, ob die Kohärenz des Textes sich aus dem sprachlichen Realisat „Text“ selber ergibt oder nicht vielmehr erst durch den Sprecher/Hörer bei der Textproduktion und -rezeption (durch Interpretation und „Textsinn“) hergestellt wird. Diese *kognitive* Auffassung vom Text tritt damit in Konkurrenz zur propositionalen und kommunikativen Auffassung (vgl. bereits 9.3) – man spricht auch von einer „kognitiven Wende“ in der Textlinguistik (vgl. z.B. Brinker u.a. 2000, 96ff., 189ff.).

9.7 Texttypen, Textarten, Textsorten

Mit den *Texttypen*, *Textarten* oder *Textsorten* ist ein weiteres Problem genannt, das linguistisch noch nicht völlig gelöst ist. Klar ist, daß man zwei Fragen unterscheiden muß, die nicht immer deutlich genug getrennt werden:

- a) die Frage danach, was einen Text zum Text macht, was einen Text von einem Nicht-Text unterscheidet;
- b) die Frage danach, welche Typen, Arten oder Sorten von Texten zu unterscheiden sind, wie also eine Klassifizierung *innerhalb* der Möglichkeiten von Text vorgenommen werden kann.

Auch die Notwendigkeit einer Texttypologie steht heute wohl außer Zweifel, weil wir einerseits zahlreiche Erkenntnisse über *allgemeine* Eigenschaften von Texten (wie Kohärenz, Vertextung usw.) und andererseits *spezielle* Untersuchungen zu ziemlich willkürlich herausgegriffenen Textsorten (wie z.B. Dialog, Schlagzeile, Werbetext) haben. *Dazwischen* fehlt aber eine ausgebaute Texttypologie, die festzustellen hat, ob die bei

den Einzeluntersuchungen spontan herausgegriffenen Analysekategorien überhaupt berechtigt sind, ob die herausgefundenen Gesetzmäßigkeiten für *alle* Texte oder – wenn nicht – für *welche* Texte sie gelten, welche Texttypen es überhaupt gibt. Eine linguistische Texttypologie müßte also nach dem Geltungsbereich von Textbildungsprinzipien fragen und die Vielfalt möglicher Texte auf eine überschaubare endliche Menge von Texttypen zurückführen (vgl. Isenberg 1978, 565ff.).

Es ist kaum zu übersehen, daß eine Reihe von Textsorten zum Alltag gehören (und damit auch zum Alltagswissen der Kommunizierenden), daß sie etwas „intuitiv ungemein Einleuchtendes“ haben (Sitta 1973, 64), weil die Sprecher mindestens mit den frequentesten Textsorten vertraut sind, sie identifizieren können und sie auch in angemessener Weise verwenden. Worauf es jedoch in einer spezifischen „Textsorten-Linguistik“ (innerhalb der Textlinguistik) ankommt, ist, das „prätheoretische“ Alltagsverständnis von Textsorten zu explizieren (vgl. Vater 1992, 159), den Begriff „Textsorte“ genauer zu kennzeichnen, die Merkmale für Textsorten zu bestimmen, das Funktionieren einzelner Textsorten unter unterschiedlichen Bedingungen zu beschreiben, die (regelhaften) Beziehungen zwischen einzelnen Textsorten zu erfassen und auf dieser Grundlage Typologien von Textsorten aufzustellen (vgl. Brinker u.a. 2000, 507ff.). Ausgangspunkt ist dabei die Einsicht, daß alle Textexemplare Repräsentanten einer bestimmten Textsorte (bzw. eines bestimmten Texttyps) sind. Insofern sind – ganz allgemein gesprochen – Textsorten „Teilmengen von Texten, die sich durch bestimmte relevante gemeinsame Merkmale beschreiben und von anderen Teilmengen abgrenzen lassen“ (Hartmann 1971, 22). Damit ist allerdings noch nicht geklärt, von welcher Art (und Abstraktionsstufe) solche „Teilmengen“ sind (Texttypen, Textsorten, Textarten oder Textmuster?) und welche Arten von Merkmalen für die Klassifikation benutzt werden.

9.7.1 *Texttypen oder Textsorten?*

Was wir gegenwärtig im Blick haben, sind meist *Textsorten*, noch keine *Texttypen*, wenn man – mit Isenberg (vgl. 1987, 566f.; 1983, 307ff.) – folgende Unterscheidung zugrunde legt: *Textsorten* sind Erscheinungsformen von Texten, die durch bestimmte Eigenschaften charakterisiert sind, die *nicht* für *alle* Texte zutreffen (unabhängig davon, ob diese Eigenschaften im Rahmen einer Texttypologie wissenschaftlich erfaßbar sind). *Texttypen* sind (theoriebezogene) Erscheinungsformen von Texten, die erst im Rahmen einer Texttypologie zu definieren sind. Insofern wird sich nicht jede bisher angenommene Textsorte im Rahmen einer Texttyp-

pologie als Texttyp charakterisieren lassen. Die bisher im Umlauf befindlichen (mehr umgangssprachlichen) Bezeichnungen für Textarten (z.B. Dialog, Referat, Gebrauchsanweisung, Diskussion) sind zunächst als Textsorten, noch nicht als Texttypen anzusehen.

Selbst diese *Textsorten* sind bisher von recht unterschiedlichen Kriterien her klassifiziert worden. Als Kriterium bzw. Klassifizierungsbasis wurden neben textinternen Eigenschaften vor allem benutzt Sprecherintentionen bzw. Kommunikationsverfahren, Sprechhandlungstypen bzw. Sprechakttypen und Situationstypen. Eine Differenzierung in Textsorten auf der Basis von *Sprecherintentionen* bzw. *Kommunikationsverfahren* führte u.a. zu Typen und Subtypen wie Informieren und Aktivieren, bei letzterem Überzeugen, Überreden, (zum Handeln) Mobilisieren, Interessieren, emotionales Bewegen (vgl. W. Schmidt/Harnisch 1974, 30; W. Schmidt u.a. 1981, 42ff.). Nach *Sprechhandlungstypen* ergeben sich Textsorten wie Frage, Behauptung, Aufforderung, Versprechen, Entschuldigung, Drohung u.a. (vgl. z.B. Rosengren 1979, 188ff.). Setzt man Textsorten und *Situationstypen* in Beziehung, so werden Texte untergliedert z.B. in Unterrichtsgespräch, Kaufgespräch, persönliche Unterhaltung, Interview u.a. (vgl. auch Kleine Enzyklopädie 1983, 232ff.). Man kann diese Grundkonzepte für unterschiedliche Textsortenklassifizierungen auch in anderer Weise „ordnen“ (vgl. Brinker u.a. 2000, 509, 525ff.): Sie können ausgehen (a) von sprachlich-grammatischen Indikatoren und Relationen, von Oberflächensignalen (deshalb: „Signal-Ansätze“); (b) von damit verbundenen Bedeutungskomplexen (semantisch orientiertes „Thema-Modell“; vgl. Franke 1991, 162); (c) von pragmatischen Parametern der Situation („Situationsmodelle“ – vgl. Diewald 1991, 278) und (d) von der „kommunikativen Funktion“ („Funktionsmodell“), dies wieder in unterschiedlicher Ausrichtung (z.B. Ziel/Intention, Illokution/Sprechakttyp u.a.).

Als Anforderungen an eine (strikttere) *Texttypologie* hat Isenberg (1978, 569ff.; 1983, 312ff.) die Homogenität, die Monotypie, die Striktheit und die Exhaustivität formuliert. Mit *Homogenität* ist die Forderung nach einer einheitlichen Typologisierungsbasis, nach einheitlichen Kriterien für die Klassifizierung von Texten gemeint. Die Forderung nach *Monotypie* bedeutet, daß ein und derselbe Text nicht in gleichrangiger Weise verschiedenen Typen zugeordnet werden darf. Mit *Striktheit* ist postuliert, daß es keinen Text geben darf, der in bezug auf eine Texttypologie ambig ist, d.h. mehrere semantische oder pragmatische Interpretationen zuläßt. *Exhaustivität* bedeutet, daß alle Texte von der Texttypologie erfaßt werden müssen.

9.7.2 *Textsortenklassifizierung nach Merkmalskombinationen oder nach einem einheitlichen Kriterium?*

Die bisherigen Versuche zur Klassifizierung von Texten führen noch nicht zu Texttypen in diesem strikteren Sinne; vielmehr hat sich zumeist die Einsicht durchgesetzt, daß eine Texttypologie in diesem strikteren Sinne nicht nur bisher nicht *erreicht*, sondern auch künftig kaum *erreichbar* ist, da die – an sich gut fundierten – Postulate nicht *gleichzeitig* erfüllt werden können. Diese Versuche laufen vielmehr auf die Unterscheidung von *Textsorten* hinaus und waren zunächst – grob gesprochen – von zweierlei Art:

- 1) Es gibt solche Textklassifizierungen, die von bestimmten *Merkmalen* und *Merkmalskombinationen* ausgehen und (empirisch vorfindbare) Texte durch solche Merkmalskombinationen charakterisieren. Solche Merkmale sind [±gesprochen], [±spontan], [±monologisch], [±dialogisch], [±räumlicher Kontakt bei der Kommunikation], [±zeitlicher Kontakt bei der Kommunikation], [±akustischer Kontakt bei der Kommunikation], [±spezifische Formeln für Textanfang], [±spezifische Formeln für Textschluß], [±festgelegter Textaufbau], [±festgelegte Thematik], [±Gebrauch der 1. Person], [±Gebrauch der 2. Person], [±Gebrauch der 3. Person], [±Gebrauch von Imperativformen], [±Restriktionen im Tempusgebrauch], [±Gebrauch von ökonomischen Sprachformen, wie z.B. Verkürzungen – z.B. *glaub ich, sowas*], [±sprachliche Redundanz im Text, wie z.B. Wiederholungen, Stereotype], [±Anteil von Nicht-Sprachlichem an der Kommunikation], [±Gleichberechtigung der Kommunikationspartner]. Diesen von Sandig (1972, 113ff.) entwickelten (binär angelegten) Merkmalen könnte man weitere Merkmale hinzufügen wie z.B. [Zahl der Sender], [Zahl der Empfänger], [±Spezifiziertheit der Empfänger], [±öffentlich], [±gesteuert] u.a. (vgl. auch Bayer 1973, 64ff.; Helbig 1975, 73f.). Wesentlich ist, daß die entsprechenden Textsorten dadurch charakterisiert werden, daß ihnen die entsprechenden Merkmale zugesprochen (+) oder abgesprochen (–) werden. So kann man der Textsorte *Interview* z.B. (in verkürzter Form) folgende Merkmalskombination zuschreiben: [+gesprochen], [–monologisch], [+zeitlicher und akustischer Kontakt bei der Kommunikation], [+Verwendung aller drei Personen], [±Verwendung des Imperativs], [–Gleichberechtigung der Kommunikationspartner], [±spontan], [±öffentlich], [±räumlicher Kontakt bei der Kommunikation] ... Der Textsorte des *familiären Alltagsgesprächs* kämen dagegen etwa folgende Merkmale zu: [+gesprochen], [–monologisch], [+zeitlicher und akustischer Kontakt bei der

Kommunikation], [+Verwendung aller drei Personen], [\pm Verwendung des Imperativs] – bisher handelt es sich um eine weitgehend gleiche Charakteristik wie bei der Textsorte „Interview“, jetzt aber folgen die differenzierenden Merkmale –, [+Gleichberechtigung der Kommunikationspartner], [+spontan], [–öffentlich], [–gesteuert], [+räumlicher Kontakt bei der Kommunikation]. Daß auch die anderen genannten Merkmale eine Rolle spielen – allerdings vornehmlich bei anderen als bei den von uns bisher herausgegriffenen zwei Textsorten –, sei an den folgenden Beispielen wenigstens angedeutet: Spezifische Formeln des Textanfangs und des Textendes tauchen z.B. auf bei Brief, Arztrezept, Stelleninserat, Traueranzeige, spezifische Formeln nur des Textanfangs bei Kochrezept und Wetterbericht. Eine Bindung an ein Thema liegt bei vielen Textsorten vor (z.B. Interview, Arztrezept, Wetterbericht), nur bei einigen nicht (z.B. Rundfunknachrichten, Alltagsgespräch). Auf die 3. Person beschränkt und für Imperativformen nicht offen sind z.B. Gesetzestext, Wetterbericht oder Zeitungsnachricht. Sprachliche Redundanz ist ausgeschlossen z.B. in Gesetzestexten, Arztrezepten und Telegrammen, aber nicht im familiären Alltagsgespräch, im Telefongespräch, im Brief, in der Diskussion u.a.

Mit Hilfe solcher Merkmalskombinationen gelingt es zweifellos, die *einzelne* Textsorte (die Gegenstand der jeweiligen Untersuchung ist) von den anderen Textsorten in hinreichender Weise abzuheben. Es gelingt auch, Nähe und Ferne unterschiedlicher Textsorten deutlich zu machen (durch die Identität bzw. Differenzierung der jeweiligen Merkmale). Es gelingt aber nicht, auf diese Weise eine einheitliche Charakteristik *aller* Textsorten aufzustellen. Dies kann nicht gelingen, weil die verwendeten Merkmale sehr *heterogen* sind, d.h. unterschiedlichen Ebenen entstammen: Merkmale wie z.B. [Anteil des Nicht-Sprachlichen] und [Kontakt] betreffen die situativen Bedingungen und den Adressaten der Kommunikation, ein Merkmal wie [\pm gesprochen] zielt auf das Medium der Kommunikation, ein Merkmal wie [\pm 2. Person] auf morphosyntaktische Eigenschaften des Sprachsystems. Insofern fehlt die einheitliche Typologisierungsbasis als wesentliche Voraussetzung für eine *homogene* Texttypologie, die *alle* Texte nach den *gleichen* (homogenen) Kriterien zu erfassen erlaubte. Vor allem handelt es sich bei den genannten Textklassifizierungen um Merkmale, die z.T. *textinterner* Natur (z.B. Auftreten von Anfangs- und Schlußsignalen, von Pronomina in verschiedenen Personen, des Imperativs), z.T. aber auch *textexterner* Natur sind (z.B. zeitlicher, räumlicher und akustischer Kontakt, Gleichberechtigung der Kommunikationspart-

ner), also um heterogene Analysekategorien, die nicht ohne weiteres oder nur sehr bedingt aufeinander beziehbar sind.

- 2) Eine zweite Art der Textklassifizierung läßt zwar auf den ersten Blick eine einheitliche Typologisierungsbasis erkennen; es gelingt dabei jedoch (noch) nicht, konkrete Texte auf dieser Basis in *einheitlicher* Weise zu charakterisieren. Beispiel dafür ist der Versuch von E.U. Grosse (1976, 25ff.; 1974), alle schriftlichen Texte nach der *Textfunktion* zu charakterisieren. Unter „Textfunktion“ wird dabei eine Instruktion an den Empfänger über den vom Sender erwünschten Verstehensmodus, d.h. eine sprachlich manifeste empfängergerichtete Senderintention verstanden. So ergeben sich aus der normativen Funktion normative Texte (z.B. Gesetze, Verträge, Geburtsurkunden), aus der Kontaktfunktion Kontakttexte (z.B. Glückwunschschreiben), aus der selbstdarstellenden Funktion selbstdarstellende Texte (z.B. Tagebuch, Autobiographie), aus der auffordernden Funktion dominant auffordernde Texte (z.B. Werbeanzeige, Parteiprogramm, Gesuch), aus der Funktion des Informationstransfers dominant sachinformierende Texte (z.B. Nachricht, wissenschaftlicher Text).

Diese Klassifizierung hat zwar den Vorteil, daß sie einheitlich von der Funktion der Texte abgeleitet wird, jedoch gleichzeitig den Nachteil, daß dieses Raster der „Funktion“ zu grobmaschig ist und folglich intuitiv als unterschiedlich empfundene Texte (z.B. Werbeanzeige, Parteiprogramm, Gesuch) *einer* Textsorte zugeordnet werden, daß überhaupt in konkreten Texten mehrere unterschiedliche Funktionen vorhanden sein können (also keine völlige 1:1-Entsprechung von kommunikativer Funktion und Textsorte besteht). Da diese Tatsache auch E.U. Grosse (1976, 115) nicht verborgen geblieben ist, spricht er von einer in einer jeweiligen Textklasse *dominierenden* Funktion:

Alle Textexemplare, in denen eine Funktion *dominiert*, bilden eine *Textklasse*.

Es zeigt sich jedoch, daß der Begriff „Dominanz“ auf eine verwirrend uneinheitliche Weise (z.T. syntaktisch, z.T. funktional, z.T. statistisch) gebraucht wird, so daß die Uneinheitlichkeit dieses Dominanzbegriffes ebenfalls eine homogene Textklassifizierung verhindert.

9.7.3 *Textinterne und textexterne Merkmale zur Textsortenklassifizierung*

In der Zwischenzeit hat sich gezeigt, daß die genannte Alternative bei der Textsortenklassifizierung (entweder auf der Basis von Merkmalskombinationen oder auf Grund eines homogenen Merkmals) nicht ausreicht, sondern einer weitergehenden Spezifizierung bedarf, zunächst nach text-

internen vs. textexternen Kriterien, von denen wiederum mehrere unterschieden werden müssen. Insofern spiegelt sich die Entwicklung der Textlinguistik selbst (spiegeln sich vor allem die Auffassungen vom Text und der Textkonstitution) in der Frage nach den Textsorten wider (speziell: nach den Kriterien für die Unterscheidung von Textsorten). Die vorliegenden Klassifizierungsansätze lassen folgende Arten von Merkmalen (auf verschiedenen Ebenen) erkennen (vgl. ausführlicher auch Thurmair 2001, 271ff.; Heinemann 2001, 301ff.):

- (1) *Textinterne* Merkmale, die sich aus dem Sprachsystem ergeben und z.T. bereits von Sandig (¹1972; ²1975) vorgeschlagen worden sind (z.B. Imperativ).
- (2) Ebenfalls *textintern*, aber weniger auf die Oberflächenstruktur als vielmehr auf die gesamte (auch: inhaltliche) Textstruktur ausgerichtet sind Ansätze, die Zuordnungen von Textexemplaren zu Textsorten vornehmen auf der Basis von *thematischen* oder *propositionalen* Eigenschaften. So will Werlich (¹1975; ²1979) jedem Text eine „thematische Textbasis“ zuordnen; für ihn gibt es 5 solche Textbasen, denen er 5 Textsorten zuordnet (bei ihm: „Texttypen“) (Deskription, Narration, Exposition, Argumentation, Instruktion), die dann – durch unterschiedliche Sprecherperspektiven und Sprachvarianten – weiter in Textformen untergliedert werden. Van Dijk (1980a) geht von globalen Strukturen aus, von der „Makrostruktur“ (die aus Propositionen gewonnen wird, die semantische [Tiefen-]Struktur eines Textes, den „Textinhalt“ darstellt) und von der „Superstruktur“ (die als Interpretations- bzw. Produktionsschema den Typ eines Textes kennzeichnen).
- (3) *Textexterne* Merkmale ergeben sich einerseits aus der *Kommunikationssituation*. Wenn Textsorten auf Grund von Situationen differenziert werden, setzt die Texttypologie natürlich eine Situationstypologie voraus (vgl. Sitta 1973). Verfolgt wird dieser Ansatz z.B. von Steger u.a. (1974), der von „Redekonstellationen“ („die in einem bestimmten Kommunikationsakt auftretenden Kombinationen außersprachlicher Verhaltenselemente“ [1974, 46]) und „Redekonstellationstypen“ ausgeht, denen dann für die gesprochene Sprache Textexemplare zugeordnet werden. Relevante Merkmale der Redekonstellationen sind z.B. Sprecherzahl, Verschränkung von Text und sozialer Situation, Rang der Kommunikationspartner, Grad der Vorbereitetheit, Zahl der Sprecherwechsel, Themafixierung, Öffentlichkeitsgrad. Ähnliche kommunikativ-pragmatische Kategorien gelten auch bei Henne/Rehbock (1982) als Grundlage für die Klassifikation von Gesprächen (z.B. Raum-Zeit-Verhältnisse, Grad der Öffentlichkeit, soziales Verhältnis und Bekanntheitsgrad der Kommunikationspartner,

Grad der Vorbereitungtheit, Themafixiertheit, Verhältnis zu nicht-sprachlichen Handlungen). Etwas spezieller, aber auch von der Situation ausgehend, ist der Vorschlag von Diewald (1991), das System der Deixis für die Klassifizierung von Textsorten zu nutzen: Ein bestimmter Situationstyp führt zu einer bestimmten Textsorte, und Deiktika – als Sprachzeichen, die Situationselemente kodieren – müßten demnach das Vorliegen einer bestimmten Textsorte signalisieren.

- (4) Manchmal werden als *textexterne* Merkmale Aspekte der *Kommunikationssituation* und der *Textfunktion* (z.B. WISSEN, WERTEN, WOLLEN) als gleichrangig dominant für eine Textsortenklassifizierung angesehen (während textinhaltliche und thematische Aspekte eher als nachgeordnet verstanden werden), z.B. bei Dimter (1981).
- (5) Am häufigsten werden als *textexterne* Merkmale Aspekte der *Textfunktion* (als oberster Hierarchieebene) gewählt. Freilich liegen diesen Ansätzen z.T. recht unterschiedliche Funktionsbegriffe und auch recht unterschiedliche theoretische Voraussetzungen zugrunde. Vor allem lassen sich solche (meist: ältere) Versuche, die „Textfunktion“ eher im Anschluß an Bühler verstehen, von anderen unterscheiden, die (meist: jüngeren Datums) von der Sprechakttheorie ausgehen. Zur ersten Gruppe gehört neben den bereits genannten früheren Versuchen von Grosse (1974; 1976) das Textsortenmodell von Gülich/Raible (1975), das als erstes Kriterium die Bühlerschen Funktionen Ausdruck, Darstellung und Appell umfaßt, als zweites den Typ des Kommunikationsprozesses (z.B. alltäglich, öffentlich, wissenschaftlich), schließlich die Kommunikationssituation und die Kommunikationsrichtung. Ansätze zur Differenzierung von Textsorten mit Hilfe sprechakttheoretischer Begriffe sind vor allem von Motsch, Viehweger, Rosengren und Brandt vorgeschlagen worden (vgl. Motsch 1987; 1996; Motsch/Viehweger 1991; Brandt u.a. 1983): Es wird davon ausgegangen, daß sich in jeder Sprechhandlungssequenz und auch in jedem Text eine dominierende Illokution bestimmen läßt (die von subsidiären Illokutionen gestützt sein kann), daß folglich Textsorten in systematischer Weise aus den Grundklassen illokutiver Handlungen abgeleitet werden können. Auf die Sprechakttheorie stützt sich auch die Textklassifikation von Rolf (1993), die im Anschluß an Searles Klassen von Sprechakten 5 Klassen von „Gebrauchstextsorten“ unterscheidet (assertiv-informativ, direktiv, kommissiv, expressiv, deklarativ), die dann nach Handlungszwecken und -bedingungen weiter spezifiziert werden. In ähnlicher Weise sieht auch Brinker (1997) die dominierende Funktion als Basiskriterium für die Differenzierung in Textsorten an, unterscheidet 5 textuelle Grundfunktionen und – ihnen

zugeordnet – 5 Text(sorten)klassen (Informations-, Appell-, Obligations-, Kontakt-, Deklarationstexte).

Es ist offenkundig, daß bei dieser Vielfalt und Heterogenität der für die Textsortenklassifizierung verwendeten Merkmale noch viele Fragen offen sind, daß es eine einheitliche und allseits akzeptierte Einteilung in Textsorten bisher nicht gibt. Vor allem sind direkte Entsprechungen von textinternen und textexternen Merkmalen durchaus nicht immer nachzuweisen, so daß die unterschiedlichen textexternen Merkmale keineswegs automatisch zu klar abgrenzbaren Textsorten führen, die auf Grund textinterner (vor allem: sprachsystematischer) Sprachmittel festzumachen wären. Überdies setzen die sprachexternen Kriterien für Textsorten Typologien von Situationen, Intentionen und Funktionen (auch: Illokutionen) voraus, auf die sie bezogen werden müßten. Überhaupt sollte die (zunehmend) stärkere Akzentuierung von textexternen Merkmalen nicht dazu (ver-)führen – davor ist oft und mit Recht gewarnt worden –, die konkrete sprachliche Form (Realisierung) von Texten – als zentralen Gegenstand der Textlinguistik – zu vernachlässigen (vgl. auch Thurmair 2001; Heinemann 2001, 269), zumal der Status mancher der dabei verwendeten Kategorien nicht unproblematisch ist, erst recht die Frage ihrer hierarchischen Gewichtung noch ungenügend beantwortet ist.

9.7.4 *Jüngste (integrative und prototypische) Ansätze zur Textsortenklassifizierung*

Diese (ziemlich verworrene) Ausgangslage hat in jüngster Zeit zu „Kompromissen“ geführt, einerseits zu *integrativen* Modellen mit mehreren (hierarchisch angeordneten) Ebenen mit unterschiedlichen Kriterien für eine Textsortenklassifikation (analog einem Mehr-Ebenen-Modell für den Text selbst), andererseits zu einem *prototypischen* Ansatz für die Differenzierung in Textsorten (analog einem *kognitiven* Konzept vom Text).

Die wohl am weitesten verbreitete integrative Mehrebenenklassifikation von Textsorten stammt von Heinemann/Viehweiger (1991, 145ff.). Als oberstes Klassifikationskriterium wird dabei – im Sinne einer prozeduren Sichtweise – die „elementare Textfunktion“ angenommen (SICH AUSDRÜCKEN, KONTAKTIEREN, INFORMIEREN, STEUERN). Auf einer 2. Ebene wird nach Situationstypen differenziert (d.h. nach interaktionalen Rahmentypen, nach der sozialen Organisation der Tätigkeiten, nach Anzahl und sozialen Rollen der Partner, nach Grundtypen der Umgebungssituation [Medien]). Auf der 3. Ebene geht es um verschiedene Verfahrenstypen, d.h. strategische Konzepte bei Textproduktion und -rezeption (z.B. um Textentfaltungsprozesse, um strategische Verfahrens-

schritte, um taktisch-spezifisierende Einzelverfahren). Die 4. Ebene betrifft Text-Strukturierungsprinzipien und vorkommende Teiltexthe (ihre Art und Abfolge), die 5. und letzte Ebene die eigentlichen Formulierungsmuster, z.B. textklassenspezifische Kommunikationsmaximen (etwa: Kürze), prototypische Formulierungsmuster (etwa: spezifische Einzelexeme) oder „stereotype Textkonstitutive“ (etwa: formelhafte Einheiten in Anfangs- oder Schlußposition). Dieser integrative Mehr-Ebenen-Ansatz löst nicht alle bei der Textsortenklassifikation noch offenen Fragen, aber er bietet eine umfassende (und hierarchische) Charakterisierung der textexternen Merkmale, ermöglicht zugleich auch eine sehr differenzierte Erfassung der sprachlichen Mittel und ihrer textsortenspezifischen Funktion. Er knüpft an ein alltagssprachliches Textsortenverständnis an und will offen sein auch für Optionen der Einordnung von Textexemplaren in unterschiedliche Bezugssysteme (in Abhängigkeit vom jeweiligen Zweck der Klassifikation).

Von wieder anderer Art sind Ansätze, die eher kognitiven Konzepten und speziell Konzepten der Prototypentheorie verpflichtet sind. Einerseits werden Texte und Textsorten auf die mit ihnen korrespondierenden kognitiven Verhaltens- und Textmuster bezogen, diese werden ihrerseits unter den Aspekten des Prototypenansatzes beschrieben. Das setzt freilich eine Differenzierung der beiden – vielfach ad hoc als Synonyme gebrauchten – Begriffe „Textsorte“ und „Textmuster“ voraus: Während *Textsorten* Sammelbegriffe sind für eine finite Menge von durch Übereinstimmung wesentlicher Merkmale gekennzeichneten Textexemplaren (also primär an sprachliche Strukturen gebunden sind), sind *Textmuster* komplexe kognitive Muster, damit Handlungsmuster und von Individuen interiorisierte Schemata (als Teile des Interaktionswissens der Sprecher/Hörer) (vgl. Brinker u.a. 2000, 515ff.). Textsorten wären dann sprachliche Manifestationen von kognitiven Mustern.

Auf einer solchen Basis versteht z.B. Sandig (2000, 93ff.) neuerdings Text als „prototypisches Konzept“: *Text* könne nicht eindeutig definiert, sondern nur prototypisch verstanden werden, d.h. ohne klar definierte Grenzen (mit unscharfen Rändern), ohne Obligatorität aller Merkmale, mit Gewichtung und Gradierung der Merkmale – so daß es bessere und schlechtere Vertreter einer Kategorie gibt, von denen die besten genau die *Prototypen* sind. Das sind generelle Eigenschaften, die der Prototypentheorie entlehnt sind (vgl. genauer 13.3) und die hier auf Texte und Textsorten übertragen werden. Typische Texte sind auf (Handlungs-) Muster bezogen, Textmuster sind beschreibbar über das Zusammenspiel von nicht-sprachlichem Handlungstyp und sprachlicher Textsorte, mit Textmusterbeschreibungen werden jeweils prototypische Exemplare er-

faßt, d.h. die besten Exemplare, die klar als solche erkennbar sind, weil sie die Kriterien der Beschreibung (fast) vollständig erfüllen. Daneben gibt es aber Exemplare, die weniger Kriterien erfüllen, und schließlich gibt es darüber hinaus auch „Randexemplare“ (Sandig, 2000, 101ff.). Das gilt für Texte generell wie auch für Textsorten. Da Textsorten und die ihnen zugrunde liegenden Textmuster prototypischen Charakter haben, können Textexemplare einer Textsorte erhebliche Unterschiede aufweisen, gibt es Textsorten mit breiten Variationsmöglichkeiten (also neben prototypischen auch weniger typische Exemplare). Folglich können konkrete Texte bisweilen auch mehreren Textsorten zugeordnet werden (vgl. auch Thurmair 2001, 271f.). Das schränkt den Wert einer *Textsorten*klassifikation nicht ein, wird aber der (ursprünglichen) strengen Forderung der Monotypie für *Texttypen* bei Isenberg (1983, 322) nicht mehr gerecht. Mit der prototypischen Auffassung von Text und Textsorten ist gleichsam – verglichen mit Isenbergs Forderung – das andere Ende der Skala der Klassifikationsmöglichkeiten erreicht.

9.7.5 *Zusammenfassung: Allgemeine Entwicklungen bei der Textsortenklassifikation*

- (1) Die verschiedenen Ansätze zur Textsortenklassifikation reflektieren nicht nur die verschiedenen Phasen der Einsichten in den Text und seine konstitutiven Merkmale (z.B. der Kohärenz), sondern darüber hinaus auch verschiedene Phasen der linguistischen Theoriebildung überhaupt: Am Anfang standen Eigenschaften der Oberflächenstruktur („textinterne“ Merkmale), danach traten semantische, schließlich kommunikations- und handlungsbezogene Merkmale („textexterner“ Natur) immer mehr in den Vordergrund, bis schließlich kognitive Ansätze erneut zu einer Akzentverlagerung geführt haben.
- (2) Es stehen sich gegenüber „einseitige“ und mehrdimensionale Ansätze für die Textsortenklassifikation: „Einseitige“ Klassifikationen sind dadurch charakterisiert, daß sie nur von *einem* Merkmal (oder von einigen wenigen Merkmalen) ausgehen – z.B. nur von Oberflächeneigenschaften, nur von einer thematischen Textbasis oder nur von der Kommunikationssituation. Dem stehen mehrdimensionale Ansätze gegenüber, die in integrativer Weise mehrere Merkmale aus verschiedenen Ebenen zusammenführen, diese (mehr oder weniger) einander zuordnen und (mehr oder weniger) hierarchisch gewichten.
- (3) Anders gelagert ist der Unterschied zwischen empirisch-induktiven und theoretisch-deduktiven Ansätzen bei der Textsortenklassifizierung (vgl. auch Thurmair 2001, 272f.). Erstere gehen von konkreten

Textvorkommen oder von alltagssprachlich vorliegenden Textsortennamen bzw. vom Textsortenwissen aus und versuchen, gleichsam „von unten nach oben“ zu allgemein relevanten Parametern für ein generelles Modell zu den Textsorten zu kommen. Letztere leiten konkrete Textsorten aus allgemeinen linguistischen (bzw. wissenschaftstheoretischen) Prinzipien oder aus einem umfassend angelegten Kommunikationsmodell „von oben nach unten“ ab. Empirisch-induktive Ansätze beschränken sich in der Regel auf Ausschnitte aus dem umfassenden Textsortenspektrum, umgekehrt fehlen den theoretisch-deduktiven Ansätzen oft die (empirisch abgesicherten) Konkretisierungen. In ähnlichem Sinne wird bisweilen (vgl. Adamzik 1995, 30) differenziert zwischen einer *Texttypologie*, der es um die systematische Erfassung *aller* Texte mit Hilfe universell anwendbarer wissenschaftlicher Kategorien geht (etwa im Sinne Isenbergs), und einer „Textsortenforschung“, die sich auf die Beschreibung *einzelner* Texte richtet, ohne notwendigerweise zu einer Texttypologie beitragen zu wollen. Auf alle Fälle sind Isenbergs strikte Forderungen das deutlichste Beispiel eines theoretisch-deduktiven Ansatzes (die bisherige Nicht-Erfüllung – vielleicht generell: Nicht-Erfüllbarkeit – dieser Forderungen hat gerade zum entgegengesetzten prototypischen Ansatz geführt). Daß jedoch eine Integration des empirisch-induktiven und des theoretisch-deduktiven Ansatzes nicht völlig unmöglich ist, zeigt das Mehr-Ebenen-Modell von Heinemann/Viehweiger (1991).

- (4) Schließlich besteht – vom Umfang her – Uneinheitlichkeit darüber, ob es schriftliche und mündliche Textsorten *oder* nur schriftliche Textsorten gibt (vgl. auch Hess-Lüttich 2001). Das hängt (vgl. ausführlicher 9.3.2 unter 1)) von der unterschiedlichen Auffassung von „Text“ ab: Während das umgangssprachliche Verständnis von Text sich auf die schriftliche Realisierungsform beschränkte, entwickelte sich am Anfang der Textlinguistik ein Textbegriff, der unabhängig war von der schriftlichen oder mündlichen Realisierung. In jüngerer Zeit treten wieder Versuche stärker hervor, die „Text“ auf die schriftliche Realisierung reduzieren, bei mündlicher Realisierung dagegen von „Diskurs“ oder „Gespräch“ sprechen.

9.8 Möglichkeiten und Grenzen von „Textgrammatik“

Einen deutlichen Wandel durchlaufen hat auch die *Textgrammatik* – ein Stichwort, das unter vielen Sprachwissenschaftlern, Sprachlehrern und Didaktikern mitunter wie eine Faszination gewirkt hat, von dem man sich die Lösung vieler Probleme erhofft hatte. Dabei ist durchaus nicht genau

geklärt, was „Textgrammatik“ eigentlich ist, zu welchem Zweck man sie betreibt und was sie (nicht) leisten kann (vgl. ausführlicher Helbig 2001). Schon von den Erkenntniszielen her steht das Stichwort „Textgrammatik“ in zwei unterschiedlichen Zusammenhängen und bedeutet etwas Verschiedenes:

- (1) eine Untersuchung des *Textes* unter Aspekten und Ordnungsprinzipien der *Grammatik*, also eine spezielle Art der *Textlinguistik*, die sich – ausschließlich oder primär – an grammatischen Gesichtspunkten orientiert;
- (2) eine Untersuchung der *Grammatik* unter Aspekten und Ordnungsprinzipien des *Textes*, also eine spezielle Art der *Grammatikbeschreibung*.

Die Textgrammatik (1) ist der Ansatz, der die bisherige Satzgrammatik lediglich additiv um die Textdimension erweitert, wobei der Text gleichsam in Analogie zum Satz beschrieben wird (vgl. 9.6). Ihr Erklärungswert ist zunehmend eingeschränkt worden, die anfängliche Euphorie ist auch weitgehend abgeklungen. In der Tat kommen einerseits die meisten satzgrenzenüberschreitenden Einheiten (die ursprünglich den Übergang von der Satz- zur Textgrammatik motiviert haben) gar nicht nur *zwischen* Sätzen, sondern durchaus auch *innerhalb* von Sätzen vor; und andererseits reicht eine Textgrammatik zur Beschreibung von Texteigenschaften nicht aus, da dazu unterschiedliche Kenntnissysteme erforderlich sind (neben der Grammatik vor allem Sprechhandlungstypen, Textsorten, Konversationsprinzipien und enzyklopädisches Wissen).

Die Textgrammatik (2) als spezielle Art der Grammatikbeschreibung läßt mehrere Möglichkeiten (und Interpretationen) zu:

- (a) Der Text kann als Ausgangs- und/oder Zielpunkt der grammatischen Beschreibung gewählt werden – etwa in der Weise, daß aus einem Text als Ausgangspunkt die grammatischen Erscheinungen entwickelt werden und/oder daß die grammatischen Erklärungen in einen komplexen Text münden (der dann grammatisch interpretiert und kommentiert wird).
- (b) Der Text kann als Illustrationsbasis für die grammatischen Erklärungen dienen (statt isolierter und zumeist konstruierter Einzelsätze, wie man sie oft in Grammatiken findet).
- (c) Der Text wird als grundlegendes Erklärungsprinzip für die Grammatik angesehen.

Diese Interpretationsmöglichkeiten sind zweifellos unterschiedlich „anspruchsvoll“, (a) und (b) offenbar vorwiegend didaktisch motiviert. Von theoretischem Gewicht und mit den höchsten Ansprüchen verbunden ist

die Interpretation (c), weil sie die Frage einschließt, ob tatsächlich alle Erscheinungen der Grammatik aus dem Text erklärt werden können (oder gar müssen). Gerade in dieser Frage scheint Skepsis angebracht – vor allem auch angesichts einiger prominenter Versuche, mit dem Text als grundsätzlichem Erklärungsprinzip für die (deutsche) Grammatik ernst zu machen: Während in der „Deutschen Grammatik“ von U. Engel (1988) zwar der eigentlichen Grammatik (der Morphosyntax) ein Kapitel über den Text vorgeschaltet ist, dann aber eher der Eindruck eines unvermittelten Nebeneinanders von „Grammatik“ und „Text“ entsteht, liegt in H. Weinrichs „Textgrammatik der deutschen Sprache“ (1993) eine tatsächliche „Verzahnung“ mit dem Anspruch (c) vor – allerdings um den Preis, daß eine „Grammatik ohne Satz“ entstanden ist (vgl. Růžicka 1993, 59), daß – schon von Struktur und Aufbau her – diejenigen Teile fehlen, die in den herkömmlichen Grammatiken unter „Satz“ bzw. „Syntax“ abgehandelt werden, daß Erklärungen für bestimmte Bereiche (z.B. Verbalklammer, Kongruenz, Zentralität des Verb) textuell motiviert werden, obwohl sie bereits satzbezogen (d.h. ohne Rückgriff auf satzübergreifende Textbeziehungen) begründet werden können und worden sind. Das hängt offenbar mit Weinrichs Verständnis vom „Text“ zusammen, der bei ihm ziemlich alles einschließt, was über das Wort (Lexem) hinausgeht und als „sinnvolle Verknüpfung sprachlicher Zeichen in zeitlich-linearer Abfolge“ definiert wird (1993, 17). Auf diese Weise wird der Textbegriff derart erweitert, daß er die Syntax gleichsam „verschlingt“ oder ihr zumindest ihre relative Autonomie nimmt.

9.9. Literatur

- Adamzik, Kirsten (1995): Textsorten – Texttypologie: eine kommentierte Bibliographie. Münster
- Agricola, Erhard (1969): Semantische Relationen im Text und im System (= LS). Halle (S.)
- Agricola, Erhard (1970): Textstruktur aus linguistischer Sicht. In: WZ der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen. GSR 2, 85-88
- Bayer, K. (1973): Verteilung und Funktion der sogenannten Parenthese in Texten gesprochener Sprache. In: Die deutsche Sprache 1, 64-115
- Beaugrande, Robert Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen
- Beneš, Eduard (1967): Die funktionale Satzperspektive (Thema-Rhema-Gliederung) im Deutschen. In: DaF 1, 23-28
- Beneš, Eduard (1973): Thema-Rhema-Gliederung und Textlinguistik. In: H. Sitata/K. Brinker (Hg.): Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Düsseldorf, 42-63

- Brandt, Margareta, u.a. (1983): Der Einfluß der kommunikativen Strategie auf die Textstruktur – dargestellt am Beispiel des Geschäftsbriefes. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982. Stockholm, 105-135
- Breuer, Dieter (1974): Einführung in die pragmatische Texttheorie. München
- Brinker, Klaus (1971): Aufgaben und Methoden der Textlinguistik. In: WW 4, 217-237
- Brinker, Klaus (1973): Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik. In: H. Sitta/K. Brinker (Hg.): Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Düsseldorf, 9-41
- Brinker, Klaus (1979): Zur Gegenstandsbestimmung und Aufgabenstellung der Textlinguistik. In: J.S. Petöfi (Hg.): Text vs Sentence. Hamburg, 3-12
- Brinker, Klaus (⁴1997): Linguistische Textanalyse. Berlin
- Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hg.) (2000): Text- und Gesprächslinguistik – Linguistics of Text and Conversation. 1. Halbband (= HSK 16.1). Berlin/New York
- Coseriu, Eugenio (Diskussionsbeitrag) (1971): In: W.-D. Stempel (Hg.): Beiträge zur Textlinguistik. München, 189-197
- Daneš, František (1970): Zur linguistischen Analyse der Textstruktur. In: Folia Linguistica IV/1-2, 72-78
- Daneš, František (Hg.) (1974): Papers on Functional Sentence Perspective. Praha
- Daneš, František (1983): Welche Ebenen der Textstruktur soll man annehmen? In: LS/ZISW/A/112. Berlin, 1-11
- Diewald, Gabriele Maria (1991): Deixis und Textsorten im Deutschen. Tübingen.
- Dijk, Teun van (1980a): Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Tübingen
- Dijk, Teun van (1980b): The Semantics and Pragmatics of Functional Coherence in Discourse. In: J. Boyd/A. Ferrara (Hg.): Speech Acts Theory – Ten Years Later. Bompiani
- Dimter, Matthias (1981): Textklassenkonzepte heutiger Alltagssprache. Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt als Kategorien alltags-sprachlicher Textklassifikation. Tübingen
- Dressler, Wolfgang (1973): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen
- Dressler, Wolfgang/Schmidt, Siegfried J.: Textlinguistik. Kommentierte Bibliographie. München
- Ehlich, Konrad (1984): Zum Textbegriff. In: A. Rothkegel/B. Sandig (Hg.): Text – Textsorten – Semantik. Hamburg, 9-25
- Ehlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: H. Günther/O. Ludwig (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Bd. I. Berlin/New York, 18-41
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg
- Erms, Hans-Werner (1991): Die funktionale Satzperspektive bei der Textanalyse. In: K. Brinker (Hg.): Aspekte der Textlinguistik. Hildesheim, 55-72
- Franke, Wilhelm (1987): Texttypen – Textsorten – Textexemplare. In: ZGL 15, 263-281

- Gernsbacher, M.A./Givon, T. (Hg.) (1995): *Coherence in Spontaneous Text*. Amsterdam
- Goretzki, B./Haftka, B./Heidolph K.-E./Isenberg, H./Agricola, E. (1971): Aspekte der linguistischen Behandlung von Texten. In: *Textlinguistik* 2. Dresden, 132-176
- Grosse, Ernst Ulrich (1974): *Texttypen. Linguistik gegenwärtiger Kommunikationsakte. Theorie und Deskription (Preprint)*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Grosse, Ernst Ulrich (1976): *Text und Kommunikation*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (1975): Textsortenprobleme. In: *Linguistische Probleme der Textanalyse (= Jahrbuch 1973 des IDS)*. Düsseldorf, 144-197
- Halliday, M.A.K. (1970): *Language Structure and Language Function*. In: J. Lyons (Hg.): *New Horizons in Linguistics*. Harmondsworth, 140-165; deutsche Übersetzung: *Sprachstruktur und Sprachfunktion*, in: J. Lyons (Hg.) (1975): *Neue Perspektiven in der Linguistik*. Hamburg, 126-149
- Harris, Zellig S. (1952): *Discourse Analysis*. In: *Language* 28, 18-23 und 474-494
- Hartmann, Peter (1971): *Texte als linguistisches Objekt*. In: W.-D. Stempel (Hg.): *Beiträge zur Textlinguistik*. München, 9-29
- Hartung, Wolfdietrich (1983): Strukturebenen und ihre Einheiten in Diskusstexten. In: *LS/ZISW/A/112*. Berlin, 193-228
- Harweg, Roland (1968): *Pronomina und Textkonstitution*. München
- Harweg, Roland (1974): *Textlinguistik*. In: W.A. Koch (Hg.): *Perspektiven der Linguistik*. Bd. 2. Stuttgart 1974
- Heinemann, Wolfgang (2001): Textsorten der geschriebenen Sprache (= Art. 25). In: G. Helbig u.a. (Hg.), 300-313
- Heinemann, Wolfgang/Viehweiger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen
- Helbig, Gerhard (1975): Zu Problemen der linguistischen Beschreibung des Dialogs im Deutschen. In: *DaF* 2, 65-80
- Helbig, Gerhard (1986): Text und Textlinguistik. In: *Finlance. The Finnish Journal of Language Learning and Language Teaching* V, 1-34
- Helbig, Gerhard (2001): Möglichkeiten und Grenzen von „Textgrammatik“. In: C. Riemer/K. Agundo (Hg.): *Wege und Ziele. Zur Theorie, Empirie und Praxis des Deutschen als Fremdsprache (und anderer Fremdsprachen)*. Festschrift für G. Henrici zum 60. Geburtstag. Baltmannsweiler, 259-265
- Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.) (2001): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. 1. Halbband (= HSK 19.1). Berlin/New York
- Helbig, Gerhard/Motsch, Wolfgang (1983): Abschließende Zusammenfassung. In: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982*. Malmö, 421-428
- Henne, Helmut/Rehbock, Helmut (²1982): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin/New York
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. (2001): Textsorten gesprochener Sprache (Art. 24). In: G. Helbig u.a. (Hg.), 280-299

- Isenberg, Horst (1968): Überlegungen zur Texttheorie. In: ASG-Bericht Nr. 2. Berlin
- Isenberg, Horst (1976): Einige Grundbegriffe für eine linguistische Texttheorie. In: F. Daneš/D. Viehweger (Hg.): Probleme der Textgrammatik I (= SG XI). Berlin, 47-145
- Isenberg, Horst (1977): ‚Text‘ vs. ‚Satz‘. In: F. Daneš/D. Viehweger (Hg.): Probleme der Textgrammatik II (= SG XVIII). Berlin, 119-146
- Isenberg, Horst (1978): Problem der Texttypologie – Variation und Determination von Texttypen. In: WZ der Karl-Marx-Universität Leipzig. GSR 5, 565-579
- Isenberg, Horst (1983): Grundfragen der Texttypologie. In: LS/ZISW/A/112. Berlin, 303-342
- Kallmeyer, Werner/Meyer-Hermann, Reinhard (1973): Textlinguistik. In: H.P. Althaus/H. Henne/H.E. Wiegand (Hg.): LGL. Tübingen, 221-231
- Kallmeyer, Werner, u.a. (1986): Lektürekolleg zur Textlinguistik. Bd. 1: Einführung. Königstein (Ts.)
- Kleine Enzyklopädie – Deutsche Sprache (1983). Hg. W. Fleischer/W. Hartung/J. Schildt/P. Suchsland. Leipzig
- Koch, Wolfgang/Rosengren, Inger/Schonebohm, Manfred (1981): Ein pragmatisch orientiertes Textanalyseprogramm. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund, 155-228
- Kummer, Werner (1975): Grundlagen der Texttheorie. Hamburg
- Lang, Ewald (1977): Semantik der koordinativen Verknüpfung (= SG XIV). Berlin
- Moskal'skaja, Olga I. (1981): Grammatika teksta. Moskva; deutsche Übersetzung: Textgrammatik. Leipzig 1984
- Motsch, Wolfgang (1987): Zur Illokutionsstruktur von Feststellungstexten. In: ZPSK 40, 45-67
- Motsch, Wolfgang (Hg.) (1996): Ebenen der Textstruktur. Tübingen
- Motsch, Wolfgang/Viehweger, Dieter (1981): Sprachhandlung, Satz und Text. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund, 125-153
- Motsch, Wolfgang/Viehweger, Dieter (1991): Illokutionsstruktur als Komponente einer modularen Textanalyse. In: K. Brinker (Hg.): Aspekte der Textlinguistik. Hildesheim u.a., 107-132
- Pasch, Renate (1983): Mechanismen der inhaltlichen Gliederung von Sätzen. In: R. Růžicka/W. Motsch (Hg.): Untersuchungen zur Semantik (= SG XXII). Berlin, 261-304
- Petöfi, Janos S. (Hg.) (1979): Text vs Sentence. Basic Questions of Text Linguistics. 2 Bände. Hamburg
- Pfütze, Max (1970a): Bemerkungen zu einer funktionalen Textlinguistik. In: WZ der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen. GSR 2, 79-83
- Pfütze, Max (1970b): Grundgedanken zu einer funktionalen Textlinguistik. In: Textlinguistik 1. Dresden, 1-15

- Pfütze, Max/Blei, Dagmar (1977): Texttyp als Kommunikationstyp – Eine Einschätzung des Forschungsstandes. In: F. Daneš/D. Viehweger (Hg.): Probleme der Textgrammatik II (= SG XVIII). Berlin, 185-195
- Plett, H.F. (1975): Textwissenschaft und Textanalyse. Heidelberg
- Raible, Wolfgang (1979): Zum Textbegriff und zur Textlinguistik. In: J.S. Petöfi (Hg.): Text vs Sentence. Hamburg, 63-73
- Rickheit, Gert/Schade, Ulrich (2000): Kohärenz und Kohäsion. In: K. Brinker u.a. (Hg.), 275-283
- Rolf, Eckard (1993): Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin/New York
- Rosengren, Inger (1979): Die Sprachhandlung als Mittel zum Zweck. Typen und Funktionen. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 188-213
- Rosengren, Inger (1980): Texttheorie. In: H.P. Althaus/H. Henne/H.E. Wiegand (Hg.): LGL, Bd. II. Tübingen, 275-286
- Růžička, Rudolf (1993): Gegen Ende der pragmatischen Wende. In: G. Jäger/K. Gommlich/G.M. Shreve (Hg.): Text and Meaning 1. Kent, Ohio, 59-64
- Sandig, Barbara (1972): Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen. In: E. Gülich/W. Raible (Hg.): Textsorten. Frankfurt/M., 113-124
- Sandig, Barbara (2000): Text als prototypisches Konzept. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.): Prototypentheorie in der Linguistik. Tübingen, 93-112
- Schmidt, Franz (1962): Logik der Syntax. Berlin
- Schmidt, Siegfried J. (1973a): Texttheorie. München
- Schmidt, Siegfried J. (1973b): Texttheorie/Pragmalinguistik. In: H.P. Althaus/H. Henne/H.E. Wiegand (Hg.): LGL, Bd. II. Tübingen, 233-244
- Schmidt, Wilhelm, u.a. (1981): Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung. Theoretisch-methodische Grundlegung. Leipzig
- Schmidt, Wilhelm/Harnisch, Hanna (1974): Kommunikationspläne und Kommunikationsverfahren. In: LS/ZISW/A/8. Berlin, 30-49
- Sebeok, Thomas A. (Hg.) (1986): Encyclopedic Dictionary of Semiotics. Berlin/New York/Amsterdam
- Sitta, Horst (1973): Kritische Überlegungen zur Textsortenlehre. In: H. Sitta/K. Brinker (Hg.): Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für H. Glinz zum 60. Geburtstag. Düsseldorf, 63-72
- Spooren, Wilbert (1999): Texte strukturieren: Textlinguistik. In: R. Pörings/U. Schmitz (Hg.): Sprache und Sprachwissenschaft. Tübingen, 187-210
- Steger, Hugo, u.a. (1974): Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. In: H. Moser (Hg.): Gesprochene Sprache. Düsseldorf, 39-97
- Steinitz, Renate (1986): Nominale Pro-Formen. In: ASG-Bericht Nr. 2. Berlin
- Stempel, Wolf-Dieter (Hg.) (1971): Beiträge zur Textlinguistik. München.
- Steube, Anita (1993): Grammatik – Pragmatik – Textlinguistik. In: G. Jäger/K. Gommlich/G.M. Shreve (Hg.): Text and Meaning 1. Kent, Ohio, 49-58
- Thurmair, Maria (2001): Text, Texttypen, Textsorten (= Art. 23). In: G. Helbig u.a. (Hg.), 269-280

- Vater, Heinz (1992): Einführung in die Textlinguistik. Struktur, Thema und Referenz in Texten. München
- Viehweger, Dieter (1976): Semantische Merkmale und Textstruktur. In: F. Daneš/D. Viehweger (Hg.): Probleme der Textgrammatik I (= SG XI). Berlin, 195-206
- Viehweger, Dieter (1977): Zur semantischen Struktur des Textes. In: F. Daneš/D. Viehweger (Hg.): Probleme der Textgrammatik II (= SG XVIII). Berlin, 103-117
- Viehweger, Dieter, u.a. (1977): Probleme der semantischen Analyse (= SG XV). Berlin
- Viehweger, Dieter (1979): Pragmatische Voraussetzungen, deskriptive und kommunikative Explizität von Texten. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 109-122
- Viehweger, Dieter (1980): Zum Kohärenzbegriff von Texten. In: LS/ZISW/A/65. Berlin, 32-42
- Viehweger, Dieter (1983a): Sequenzierung von Sprachhandlungen und Prinzipien der Einheitenbildung im Text. In: R. Růžicka/W. Motsch (Hg.): Untersuchungen zur Semantik (= SG XXII). Berlin, 369-394
- Viehweger, Dieter (1983b): Sprachhandlungsziele von Aufforderungstexten. In: LS/ZISW/A/112. Berlin, 152-192
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich
- Werlich, E. (¹1975; ²1979): Typologie der Texte. Heidelberg
- Willkop, Eva-Maria (2001): Linguistische Analyseverfahren von Texten (= Art. 26). In: G. Helbig u.a. (Hg.), 314-323

10. Sprechakttheorie

10.1 Ausgangspunkte und Grundanliegen

Eine deutliche Reaktion auf die ausschließlich systemorientierte Linguistik war auch die Sprechakttheorie (bzw. Sprechhandlungs- oder Sprachhandlungstheorie). Daß sie Teil der linguistischen Neuorientierung im Rahmen der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ ist, ist ablesbar bereits am Terminus *Sprechakt*, der ursprünglich (vor allem in der Nachfolge de Saussures) nahezu als Synonym zu *Sprechen*, zur *parole*, zur *Sprachverwendung* (im Gegensatz also zur *Sprache*, zur *langue*, zum *Sprachsystem*) aufgefaßt und damit als sekundär bzw. peripher angesehen und teilweise aus dem Gegenstandsbereich der Sprachwissenschaft verdrängt wurde. In der Sprechakttheorie wird der Terminus und Begriff „Sprechakt“ dagegen primär und zentral gegenüber dem abstrahierten System, wird der Sprechakt selbst in umfassendere Handlungszusammenhänge eingebettet (sowie aus diesen ableit- und erklärbar).

Das Umdenken in der Sprechakttheorie läuft auf die grundsätzliche Frage hinaus, was wir *tun*, wenn und indem wir *sprechen*, und wie wir auf diese Weise auch einen anderen dazu bringen können, etwas zu tun (was vielleicht mit Sprache gar nichts mehr zu tun hat). Damit sind nicht mehr Wörter oder Sätze Grundelemente der menschlichen Kommunikation, sondern Sprechhandlungen (Sprechakte), die durch ihre Äußerungen vollzogen werden und ihrerseits im Kontext mit weiteren (auch nicht-sprachlichen) Handlungen stehen.

In dieser Umorientierung drückt sich die Überzeugung aus, daß natürliche Sprachen nicht nur Beschreibungs-, sondern auch *Handlungsinstrumente* sind, d.h. Instrumente, mit deren Hilfe Handlungen vollzogen werden (vgl. Motsch 1975, 24ff.). Der Vollzug von Handlungen ist ein bewußt gelenktes Verhalten, ist eine schöpferische und zweckorientierte Tätigkeit; Sprechhandlungen sind immer auf einen Partner gerichtet, dem der Sprecher etwas zu verstehen geben will. Deshalb spielt der Begriff der *Sprecherintention* (oder Sprecherabsicht) – der durch die „Illokution“ ausgedrückt wird – eine zentrale Rolle bei Sprechakten. Daß Sprechen zugleich Handeln ist, wurde gleich am Anfang deutlich an der Beschreibung von Sätzen, mit deren Äußerung *zugleich* die ausgedrückte Handlung vollzogen wird (z.B.: *Ich vermache die Uhr meinem Bruder* – als Teil eines Testaments; *Ich verspreche dir, morgen pünktlich zu kommen*). Auf der anderen Seite gibt es viele Äußerungen, die zwar auch Handlun-

gen sind, deren Charakter aber nicht aus der Äußerung selbst unmittelbar erschlossen werden kann (z.B.: *Es zieht hier aber stark* – der grammatischen Bedeutung nach eine Feststellung, verwendet jedoch in einem bestimmten Kontext als Aufforderung zum Schließen des Fensters).

Die Einsicht, daß die bisherigen Grammatiktheorien zur Erfassung dieser Zusammenhänge nicht ausreichten (weil insbesondere die Bedeutung so komplex ist, daß sie weder auf Wahrheitsbedingungen noch auf innersprachliche semantische Merkmale reduziert werden kann), führte allerdings nicht automatisch und notwendig zur Sprechakttheorie. Vielmehr erwachsen aus dieser Einsicht zwei unterschiedliche Richtungen (vgl. Viehweger 1983, 150ff.): Die *erste* Richtung strebte nach der Erweiterung, dem Ausbau und der Modifikation bestehender Grammatikmodelle durch Einbeziehung von pragmatischen Sachverhalten (z.B. der Sprecherintentionen und des „illokutiven Aktes“) in die Grammatikmodelle. Charakteristisch dafür ist z.B. die Performativitätshypothese von Ross (vgl. ausführlicher 7.1.3). Die *zweite* Richtung beabsichtigt nicht eine Erweiterung bestehender (Grammatik-)Modelle, sondern deren grundsätzliche Revision durch ein Modell, das nicht mehr vom Sprachsystem ausgeht, sondern vom primären Handlungsbezug der Sprache. Innerhalb dieser zweiten Richtung ist die Sprechakttheorie gewiß nicht das einzige Modell, aber ein Modell, das in der internationalen Linguistik eine große Resonanz gefunden hat und zum zentralen Bestand linguistischer Theorien gehört.

Die Sprechakttheorie hat nicht nur und nicht einmal in erster Linie linguistische *Wurzeln*: In ihren Anregungen weist sie zurück auf die pragmatische Philosophie von Peirce, von der nicht nur eine Entwicklungslinie zur modernen Semiotik (z.B. zu Morris und schließlich zu Klaus) und zu soziologischen (bzw. sozialpsychologischen) Handlungstheorien (z.B. Mead), sondern auch zur Sprachphilosophie Wittgensteins führt (vgl. ausführlicher Wunderlich 1972b, 71ff.). Vor allem Wittgenstein verdankt die Sprechakttheorie ihre unmittelbaren Impulse, die zunächst von Austin (vgl. 10.2) und von Searle (vgl. 10.3) aufgegriffen und ausgebaut worden sind. Wittgenstein (1967) hatte bereits als Bedeutung eines Wortes nicht sein Denotat, sondern seinen Gebrauch in der Sprache angesehen, hatte das Sprechen der Sprache (über den Begriff „Sprachspiel“) als Teil einer Tätigkeit verstanden und auch erkannt, daß sprachliche und nicht-sprachliche Tätigkeiten eine komplexe Ganzheit bilden, für die es Sprechhandlungskonventionen gibt („Gepflogenheiten“), die weder für immer festgelegt sind noch der individuellen Willkür unterliegen, sondern Regeln darstellen, die vom sozialen Kontext abhängig, folglich auch veränderlich sind (vgl. dazu Viehweger 1983, 168; Wunderlich 1972a, 42ff.).

Es versteht sich, daß eine diesen weiteren Rahmen reflektierende Sprechakttheorie, die den Eigenschaften sprachlicher Handlungen nachgeht, die Grenzen des Satzes und der Grammatik überschreiten mußte. Sätze erweisen sich nur als *ein* Aspekt eines viel komplexeren Bereichs von Faktoren, die die Verwendung von Sätzen in konkreten Kommunikationssituationen determinieren. Die Grammatik befaßt sich nur mit Eigenschaften, die Sätze in *allen* Kontexten haben (grammatische Bedeutungen betreffen nur die Intension, nicht die Extension). Was der Sprecher aber in der betreffenden Situation mit der Äußerung *meint* und *beabsichtigt* (z.B. eine Aufforderung mit dem Satz *Es zieht hier*, eine Warnung mit dem Satz *Der Hund ist bissig*), fällt nicht mit der grammatisch determinierten Bedeutung des Satzes zusammen, ergibt sich erst aus dem „kommunikativen Sinn“ der Äußerung (vgl. 7.1.4). Zur Erklärung dieser Tatsachen (wie sich aus der Äußerungsbedeutung der kommunikative Sinn ergibt) sind nicht nur Kenntnisse der Grammatik, sondern Kenntnisse und Fähigkeiten verschiedener Art notwendig, die Kenntnissysteme über kommunikative Handlungen einschließen, z.B. Kenntnisse, die Faktoren, Ziele und Normen von Handlungen, solche, die Pläne, Bedingungen und Mittel der erfolgreichen Verwirklichung von Handlungen betreffen, enzyklopädisches und Erfahrungswissen usw. (vgl. ausführlicher Kleine Enzyklopädie 1983, 489ff.; Motsch 1984).

Da es sich um Kenntnissysteme handelt, die bei der Verwendung von Sprache in Handlungen vorausgesetzt werden, werden sie (in jüngerer Zeit) häufig der *Kompetenz*, nicht der *Performanz* zugerechnet (vgl. Kleine Enzyklopädie 1983, 492; Motsch 1984). Freilich handelt es sich dabei um einen gegenüber Chomsky wesentlich erweiterten Kompetenzbegriff, der nicht auf die Grammatik beschränkt bleibt und der Performanz alles dies zurechnete, was nicht zur Grammatik gehört. Es handelt sich also nicht mehr um eine „grammatische Kompetenz“, sondern um eine *kommunikative Kompetenz*, die nicht zu verwechseln ist mit den aktuellen Prozessen des Produzierens und Verstehens sprachlicher Äußerungen. Die Kompetenz ist vielmehr das Wissen, auf das in aktuellen Performanzprozessen zurückgegriffen wird und sich nicht auf die grammatische Kompetenz reduzieren läßt, sondern auch kommunikatives Wissen (der angedeuteten Art) umfaßt, also als „kommunikative Kompetenz“ verstanden werden muß. Damit ist freilich – gegenüber den Anfängen der Sprechakttheorie (*Sprechakt* als Synonym für *parole*, als Gegensatz zum *System*) – eine andere Einordnung vorgenommen. Charakteristisch für die mit der kommunikativ-pragmatischen Wende vollzogene Neuorientierung ist jedoch nicht nur die *Aufwertung* der (in der Systemlinguistik vernachlässigten) Performanz, sondern zugleich die *Erweiterung* des Kom-

petenzbegriffes, so daß außer der grammatischen („sprachlichen“) Kompetenz eine kommunikative Kompetenz und z.T. auch – darüber noch hinausgehend – eine „soziale“, „aktionale“ oder „Interaktionskompetenz“ angenommen worden ist (vgl. etwa Kurz/Hartig 1972).

10.2 Austins Ansatz

Der erste wesentliche Anstoß für die Entwicklung der Sprechakttheorie ist von Vorlesungen „How to do Things with Words“ des englischen Sprachphilosophen Austin (1962) ausgegangen. Was er anstrebte, war eine neue Theorie, die in vollständiger und allgemeiner Weise darlegt, „what one is doing in saying something“, eine Theorie des Sprechakts in seiner Gesamtheit (Austin 1977, 22). Er wollte damit einen Beitrag zu einer „philosophischen Revolution“ leisten, die in der Zurückweisung des „deskriptiven Fehlschlusses“ besteht, d.h. der Annahme, daß alle Aussagen „konstative Äußerungen“ und als solche wahr oder falsch sind (vgl. Austin 1979, 27ff.). Demgegenüber wies er auf Äußerungen hin, die „überhaupt nichts ... beschreiben, ... berichten, behaupten“, folglich „nicht wahr oder falsch“ sind, „die man ihrerseits gewöhnlich nicht als ‚etwas sagen‘ kennzeichnen würde“:

- (1) *Ich vermache die Uhr meinem Bruder* (als Teil eines Testaments).
- (2) *Ich taufe dieses Schiff auf den Namen „Queen Elizabeth“* (als Äußerung beim Wurf der Flasche gegen den Schiffsrumpf).

Solche Äußerungen nennt Austin „performative Sätze“ oder „performativ-ve Äußerungen“: Mit ihnen *beschreibt* man nicht, was man tut, sondern *tut es*; unter passenden Umständen „den Satz äußern heißt: es tun“. Mit den performativen Äußerungen werden Äußerungen ausgesondert, „in denen etwas *sagen* etwas *tun* heißt; in denen wir etwas tun, *dadurch daß* wir etwas sagen oder *indem* wir etwas sagen“ (Austin 1979, 35). Daraus leitet Austin (vgl. 1979, 75) zunächst die Gegenüberstellung von *konstativen* Äußerungen (die wahr oder falsch sein können) und *performativen* Äußerungen (die nicht wahr oder falsch sein, sondern nur glücken oder mißglücken können) ab:

- (3) *Ich verspreche dir, pünktlich zu kommen.*
- (4) *Er versprach mir, pünktlich zu kommen.*

(4) ist eine konstative Äußerung, die zutreffen kann oder nicht (wahr oder falsch sein kann), (3) dagegen eine performative Äußerung, mit der nicht die betreffende Handlung nur beschrieben wird (wie in (4)), sondern mit der die betreffende Handlung gleichzeitig (mit dem Äußern) ausgeführt wird.

In einem weiteren Schritt sucht Austin (1979, 76ff.) nach *sprachlichen Merkmalen* für die von ihm vorgenommene Unterscheidung von konstativen und performativen Äußerungen. Performative Äußerungen können mit Hilfe von performativen Verben explizit den Handlungstyp zum Ausdruck bringen, und zwar mit Hilfe von „explizit performativen Formeln“ (EPF) von der Art:

- (5) *Ich verspreche dir hiermit, daß ...* (1. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv + *hiermit*)
- (6) *Die Besucher werden (hiermit) angewiesen, daß ...* (2./3. Person Singular/Plural Indikativ Präsens Passiv + *hiermit*)

Besonders das Vorhandensein oder die Hinzufügbbarkeit von *hiermit* erscheint ihm als „ein brauchbares Kriterium dafür, ob eine Äußerung performativ ist“. Neben den EPF gibt es jedoch noch andere sprachliche (und außersprachliche) Mittel, die die gleiche Funktion wie diese haben: Dazu rechnet er Modus, Betonung, Adverbien und adverbiale Bestimmungen, Konjunktionen, das begleitende Verhalten des Sprechers, die Umstände der Äußerungssituation (vgl. Austin 1979, 93ff.). Diese Mittel sind ursprünglicher als die EPF und werden als „primitiv“ oder als *primär performativ* bezeichnet. Auch wenn die EPF „das letzte und ‚erfolgreichste‘ von zahlreichen Sprachmitteln“ für den Ausdruck von Handlungen bleibt, so sind die primär performativen Äußerungen (ohne explizite performative Formel) üblicher, wenn auch mehrdeutiger:

- (7) *Ich verspreche dir hiermit, morgen pünktlich zu kommen.*
- (8) *Ich werde morgen pünktlich kommen.*

(7) ist explizit performativ, (8) primär (implizit) performativ und damit weniger genau und weniger spezifisch (es kann damit auch eine unverbindliche Vorhersage gemacht werden). Beide Äußerungen haben somit nicht dieselbe Bedeutung, wohl aber können sie in bestimmten kommunikativen Situationen dasselbe meinen. Dieselbe Unterscheidung zwischen primär und explizit performativen Äußerungen trifft nicht nur auf Aussagen, sondern auch auf Fragen und Aufforderungen zu:

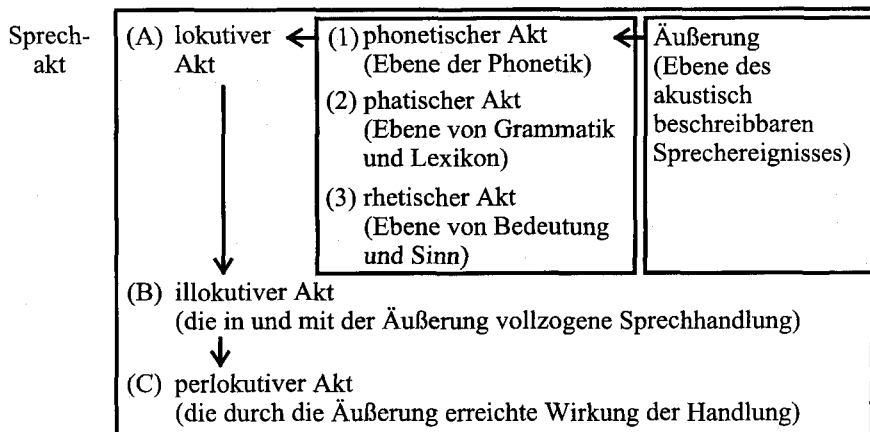
- (9) *Ist das Kaufhaus geöffnet?*
- (10) *Ich frage dich, ob das Kaufhaus geöffnet ist.*
- (11) *Gib mir das Buch zurück!*
- (12) *Ich fordere dich auf, mir das Buch zurückzugeben.*

Im Verlaufe seiner Vorlesungen kam Austin allerdings zu der Einsicht, daß die grundsätzliche Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Äußerungen nicht aufrechterhalten werden könne. Auf der einen Seite lieferten die verwendeten sprachlichen Mittel kein eindeutiges Abgrenzungskriterium (so können z.B. performative Verben in der glei-

chen Form auch der Beschreibung dienen, so steht in manchen Fällen kein performatives Verb zur Verfügung – z.B.: **ich beleidige dich* –, so läßt sich nicht jede performative Äußerung in eine explizit performative Äußerung umformen; vgl. Austin 1979, 84ff.). Auf der anderen Seite wurde ihm immer deutlicher, daß „etwas sagen“ in *jedem* Falle (also auch bei nicht-performativen Äußerungen) zugleich „etwas tun“ ist, daß auch konstative Äußerungen Handlungscharakter haben (also ein Spezialfall von performativen Äußerungen sind) und daß umgekehrt auch die performativen Äußerungen einen Wirklichkeitsbezug haben (vgl. Austin 1979, 153ff.).

Die Revision der ursprünglichen Dichotomie von konstativ vs. performativ wurde bei Austin (1979, 112ff.) motiviert durch eine Aufgliederung in 3 Arten von Akten, die mit einem Sprechakt zugleich vollzogen werden: einen *lokutiven* (lokutionären), einen *illokutiven* (illokutionären) und einen *perlokutiven* (perlikutionären) Akt. Der lokutive Akt besteht darin, daß ein Ausdruck einer Sprache geäußert wird, daß etwas *gesagt* wird: Dieser *lokutive* wird weiter untergliedert in einen phonetischen Akt (es werden Geräusche produziert), in einen phatischen Akt (es werden Wörter aus einem bestimmten Vokabular und mit bestimmten grammatischen Eigenschaften geäußert) und in einen rhetischen Akt (die Wörter werden „dazu benutzt, über etwas mehr oder weniger genau Festgelegtes zu reden und darüber etwas mehr oder weniger genau Bestimmtes zu sagen“). Der *illokutive* Akt besteht darin, daß eine ganz bestimmte Art von Handlungen (z.B. eine Warnung, ein Versprechen, eine Drohung, ein Ratschlag) vollzogen wird, indem man etwas sagt. Er ist ein „Akt, den man vollzieht, indem man etwas sagt, im Unterschied zu dem Akt, daß man etwas sagt“. Jede Äußerung hat deshalb einen lokutiven und zugleich einen illokutiven Aspekt; denn „einen lokutionären Akt vollziehen heißt im allgemeinen auch und eo ipso einen illokutionären Akt vollziehen ...“ (Austin 1979, 116). Der *perlokutive* Akt meint die Wirkungen, die mit einer sprachlichen Handlung verbunden sind; denn „wenn etwas gesagt wird, dann wird das oft, ja gewöhnlich, gewisse Wirkungen auf die Gefühle, Gedanken oder Handlungen des oder der Hörer, des Sprechers oder anderer Personen haben; und die Äußerung kann mit dem Plan, in der Absicht, zu dem Zweck getan worden sein, die Wirkungen hervorzubringen“ (1979, 119).

Wesentlich ist, daß lokutiver, illokutiver und perlokutiver Akt nicht 3 Akte darstellen, die ein Sprecher *nacheinander* vollzieht, vielmehr unterschiedliche Aspekte *ein und derselben* komplexen Äußerungshandlung sind. Schematisch läßt sich das Modell Austins etwa wie folgt darstellen (vgl. Meyer 1975; Viehweger 1983, 175):



An einem vereinfachten Beispiel illustriert: Mit einem lokutiven Akt (z.B.: *Der Hund ist bissig*) wird eine Äußerung gemacht, die phonetisch artikuliert und grammatisch strukturiert ist sowie eine bestimmte Bedeutung und einen Referenzbezug hat. Mit dem ausgeübten illokutiven Akt wird zugleich eine Sprechhandlung vollzogen (eine Warnung ausgesprochen gegenüber einem Kind als Partner der Sprechhandlung). Damit verbunden ist möglicherweise ein perlokutiver Akt, bestehend aus (beabsichtigten) Konsequenzen und Wirkungen für den weiteren Handlungsverlauf (in unserem Beispiel: Das Kind wird zurückgehalten oder wählt einen anderen Weg).

Austin hat insgesamt die am Anfang genannte Zielstellung einer komplexen Sprechakttheorie selbst nicht voll erreicht, hat vielmehr nur Ansätze für einige zentrale Begriffe entworfen. Er hat seine Aufgabe vor allem als Sprachanalyse verstanden, nicht als Analyse des Zusammenhangs zwischen Sprache und gesellschaftlicher Tätigkeit. Damit hängt auch die Überschätzung der Ausdrucksseite und insbesondere der EPF zusammen (vgl. auch Viehweger 1983, 212). Nicht unumstritten geblieben ist die von ihm angenommene Konventionalität der illokutiven Akte (im Unterschied zur Nicht-Konventionalität der perlokutiven Akte), d.h. das Verhältnis von Konventionalität und Intentionalität bei Sprechakten, das eine ausführliche und kontroverse Diskussion ausgelöst hat (vgl. 10.3). Auch die Zurücknahme der Dichotomie von konstativen und performativen Äußerungen ist von verschiedenen Seiten in Frage gestellt worden (vgl. 10.7). Wenn sie dagegen akzeptiert wird – und alle Äußerungen als performativ angesehen werden –, so verliert zwar die Unterscheidung konstativ vs. performativ ihren klassifikatorischen Sinn, bleibt jedoch die Unterscheidung zwischen explizit und primär performativen Äußerungen

erhalten (vgl. Grewendorf 1972, 171f.). Weitgehend unklar ist auch der Status der Konventionen für illokutive Akte geblieben, zumal sich Austin vornehmlich auf institutionelle und zeremonielle Prozeduren (z.B. Taufe, Hochzeit, Wette) beschränkt und von der komplexen sprachlichen Praxis weitgehend abstrahiert hat.

10.2 Der Beitrag Searles

Der Ansatz von Austin wurde zunächst weiter ausgebaut in den Arbeiten von Searle (vor allem in seinem Buch „Speech Acts“), der als zweiter „Klassiker“ der Sprechakttheorie gilt und über den die Sprechakttheorie vor allem in die Linguistik Eingang gefunden hat. Gegenüber Austin nimmt Searle (vgl. 1970, 22ff.) eine etwas modifizierte Gliederung der Akte vor, die bei einem Sprechakt vollzogen werden, ausgehend von 4 Beispielsätzen:

- (15) *Sam raucht gewohnheitsmäßig.*
- (16) *Raucht Sam gewohnheitsmäßig?*
- (17) *Sam, Rauch gewohnheitsmäßig!*
- (18) *Würde Sam doch gewohnheitsmäßig rauchen!*

Alle 4 Sätze enthalten dieselbe Referenz (auf das Objekt *Sam*) und dieselbe Prädikation (*raucht gewohnheitsmäßig*); diese aber stehen bei der Äußerung der Sätze in unterschiedlichen Sprechakten, die durch unterschiedliche „illokutionäre Akte“ gekennzeichnet sind (Behauptung, Frage, Befehl, Wunsch). Daraus schließt Searle, daß bei der Äußerung eines jeden der 4 Beispielsätze der Sprecher mindestens 3 verschiedene Akte vollzieht:

- 1) das Äußern von Wörtern (Morphemen, Sätzen) als *Äußerungsakt*;
- 2) die Referenz und die Prädikation als *propositionalen Akt*;
- 3) Behaupten, Fragen, Befehlen, Versprechen usw. als *illokutiven* (illokutionären) *Akt*.

Diesen 3 Akten, die der Sprecher in einem Sprechakt gleichzeitig vollzieht, fügt Searle (im Anschluß an Austin) den *perlokutiven* (perlokutionären) als 4. Akt hinzu, unter dem er auch die Konsequenzen oder Wirkungen versteht, die illokutive Akte auf Handlungen, Gedanken, Vorstellungen usw. des Hörers haben – z.B. *überreden* oder *überzeugen* durch Argumentieren, *alarmieren* oder *erschrecken* durch Warnen. Die unterschiedlichen von Austin und Searle angenommenen Teilaspekte eines Sprechaktes lassen sich etwa wie folgt gegenüberstellen (vgl. auch Wunderlich 1972b, 120):

	Austin		Searle	
Äußerung von Sprachlauten	lokutiver Akt	phonetischer Akt	Äußerungsakt	
Äußerung von Wörtern in einer grammatischen Struktur		phatischer Akt		
Äußerung von Wörtern über etwas		rhetischer Akt	propositionaler Akt	Referenzakt Prädikationsakt
mit dem Äußern verbundene Sprechhandlung	illokutiver Akt		illokutiver Akt	
durch die Sprechhandlung erreichte Wirkung	perlokutiver Akt		perlokutiver Akt	

Searle versucht, eine feste Beziehung zwischen Sprechakten und Sätzen herzustellen: Die charakteristische grammatische Form eines illokutiven Aktes ist für ihn der vollständige Satz, die eines propositionalen Aktes dagegen nur ein Satzteil (Prädikate für die Prädikation, Nominalphrasen für die Referenz). Deshalb können propositionale Akte nicht allein auftreten, sondern immer nur zusammen mit einem illokutiven Akt innerhalb eines komplexen Sprechaktes (vgl. Searle 1970, 25, 29ff.). Searle unterscheidet aus diesem Grunde zwischen dem *illokutiven Akt* und dem *propositionalen Gehalt* des illokutiven Aktes (für den es charakteristisch ist, daß er als *daß*-Nebensatz aus dem komplexen Satz isoliert werden kann). Während die Propositionen nur innerhalb eines illokutiven Aktes vorkommen können, gibt es durchaus illokutive Akte ohne propositionalen Gehalt (z.B. Interjektionen wie *Hurra!*, *Ach!* usw.). Searle geht noch einen Schritt weiter, indem er die semantische Unterscheidung zwischen propositionalem Gehalt und illokutiver Rolle auf die syntaktische Ebene projiziert und annimmt, daß für den Vollzug beider Akte jeweils typische Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen: propositionale Indikatoren und illokutive Indikatoren (vgl. Searle 1977, 43ff.). In manchen Fällen können diese Indikatoren bereits an der Oberfläche unterschieden werden:

- | | |
|-----------------------------|---------------------------------|
| (19) <i>Ich verspreche,</i> | <i>daß ich pünktlich komme.</i> |
| illokutiver Indikator | propositionaler Indikator |

Der illokutive Indikator zeigt an, welche illokutive Rolle die Äußerung hat, welchen illokutiven Akt der Sprecher beim Äußern des Satzes vollzieht. Es gibt freilich unterschiedliche Indikatoren (z.B. Wortstellung, Betonung, Intonation, Interpunktion, verbalen Modus, performative Verben), auch solche, die erst aus dem Kontext hervorgehen und im Satz selbst nicht explizit ausgedrückt sind. Die allgemeine Formel für illokuti-

ve Akte ist für ihn $F(p)$ (vgl. Searle 1970, 31), wobei F eine Variable für den Indikator der illokutiven Rolle (IFID = „illocutionary force indicating device“) und p eine Variable für Ausdrücke von Propositionen ist. Searle hat selbst daraus kein genaueres Grammatikmodell entwickelt, wohl aber sind in Analogie dazu von anderen Linguisten (z.B. Ross) „Performativitätshypothesen“ aufgestellt worden, die einen „performativen Hypersatz“ in die syntaktische Tiefenstruktur einbauen (vgl. genauer 7.1.3).

Eine Weiterführung stellt auch die prinzipielle Hypothese Searles dar (vgl. 1970, 16; 1977, 40), daß das Sprechen einer Sprache und der damit verbundene Vollzug illokutiver Akte „a rule-governed form of behavior“ ist. Durch dieses Verständnis vom Sprechen als „regelgeleitetes Verhalten“ geht er über den von Austin gebrauchten, ziemlich vagen Begriff der „Konvention“ hinaus und stellt einen Zusammenhang mit dem Regelbegriff her. Weil Sprechen eine regelgeleitete Form des Verhaltens ist, ist für ihn die „theory of language ... part of a theory of action“ (1970, 17). Die *Konventionen* sind Realisierungen von *Regeln* (vgl. Searle 1970, 40f.). Searle (1970, 33ff.; 1977, 41f.) unterscheidet zwei Arten von Regeln: *regulative Regeln*, die Formen des Verhaltens regulieren, die bereits vorher oder unabhängig davon vorhanden sind (z.B. Etikettenregeln), und *konstitutive Regeln*, die nicht nur bestehende Formen des Verhaltens regulieren, sondern neue Formen des Verhaltens schaffen oder definieren (z.B. Fußball- oder Schachregeln). Während regulative Regeln eine vorher schon bestehende Tätigkeit regulieren, deren Ablauf unabhängig von den Regeln ist, schaffen (und regulieren) die konstitutiven Regeln eine Tätigkeit, deren Ablauf von den Regeln logisch abhängig ist. Searle geht davon aus, daß das Sprechen einer Sprache „performing acts according to rules“ ist, daß die semantische Struktur einer Sprache eine konventionelle Realisierung zugrunde liegender konstitutiver Regeln ist, daß Sprechakte diesen konstitutiven Regeln unterworfen sind:

Speaking a language is a matter of performing speech acts according systems of constitutive rules. (Searle 1970, 38)

Daraus resultiert die Frage nach dem Verhältnis von Bedeutung (Semantik) und Sprechakten, die Searle (1970, 17f.) in der Weise beantwortet, daß es für ihn nicht zwei voneinander unterscheidbare semantische Untersuchungsbereiche (die Bedeutungen von Sätzen einerseits und der Vollzug von Sprechakten andererseits) gibt, weil der in der Äußerung eines Satzes vollzogene Sprechakt im allgemeinen die Funktion der Bedeutung des Satzes sei und deshalb die Untersuchung der Bedeutung von Sätzen nicht prinzipiell von der Untersuchung der Sprechakte verschieden sei. Wie es für ihn Teil der Bedeutung eines Satzes ist, daß seine

wörtliche Äußerung mit dieser Bedeutung in einem bestimmten Kontext die Ausführung eines bestimmten Sprechaktes ist, so ist es umgekehrt auch Teil eines Sprechaktes, daß es einen möglichen Satz gibt, dessen Äußerung in einem bestimmten Kontext dank seiner Bedeutung die Ausführung des betreffenden Sprechaktes konstituiert. Auf diese Weise wird bei Searle freilich (im Unterschied zu Austin) die illokutive Rolle zu einem Bestandteil der sprachlichen Bedeutung, wird auch die von Austin getroffene Unterscheidung zwischen Lokution und Illokution unterminiert. Searles Auffassung stützt sich dabei (zu Unrecht) vorwiegend auf die EPF (wenn diese nicht vorhanden sind, ist die Bedeutung eines Satzes durchaus nicht aus seiner Äußerung ablesbar), verwischt die wesentlichen Unterschiede zwischen grammatischen Kenntnissen und anderen Kenntnissen (dem kommunikativen Sinn) und vernachlässigt den Umstand, daß für die Untersuchung der illokutiven Rolle weit mehr als die sprachliche Bedeutung zu berücksichtigen ist, daß sie wesentlich von aktuellen Kontexten und von den Umständen der Situation abhängig ist (vgl. auch Viehweger 1983, 204f.; Motsch 1984).

Damit im Zusammenhang steht der Begriff der Bedeutung („meaning“) und die Frage danach, welche Rolle Intention und Konvention für Sprechhandlungen haben. Im Anschluß an Austins Annahme von der Konventionalität illokutiver Akte hat sich eine ausführliche Diskussion entwickelt: Gegen Austin hatte Strawson (1977, 23ff.) eingewandt, daß es durchaus Fälle gibt, in denen die illokutive Rolle einer Äußerung (wenn sie nicht durch „meaning“ erschöpft wird) nicht auf Konventionen zurückgeführt werden kann, daß das, was der Sprecher mit seiner Äußerung meint („meaning“) und zu verstehen geben will, nur zum Teil durch konventionelle Mittel ausgedrückt wird. Dabei beruft er sich auf den Meaning-Begriff von Grice (1977, 58), der unter „meaning“ die Absicht des Sprechers versteht, beim Hörer durch seine Äußerung einen Effekt zu erreichen, indem der Hörer dazu gebracht wird, die Intention zu erkennen. Bei Grice wird der Intensionsbegriff (seit Wittgensteins Gleichsetzung von Bedeutung und Gebrauch weitgehend durch den Konventionsbegriff ersetzt) rehabilitiert, wird die Bedeutung sogar auf die „Meinung“ (Intention) zurückgeführt. Grice (1977, 54) hatte unterschieden zwischen dem, was der Sprecher *gesagt* hat, und dem, was er *impliziert* hat. Einige dieser Implikaturen sind konventionell (d.h. durch „meaning“ impliziert), andere sind nicht-konventionell (fallen aus dem Bereich der konventionellen Bedeutung heraus). Diese nicht-konventionellen Implikaturen sind nach Grice (1975, 45ff.; 1980, 111ff.) „Konversationsimplikaturen“; sie bestehen aus einem allgemeinen kooperativen Prinzip (*Trage zu dem Gespräch bei, wie es der Stand des Gesprächs verlangt!*) und mehreren spe-

zifischen Konversationsmaximen im Hinblick auf Quantität (z.B.: *Halte deinen Beitrag so informativ wie möglich!*), Qualität (z.B.: *Sage nur das, was wahr ist!*), Relation (z.B. *Sei relevant!*) und Art und Weise (z.B.: *Vermeide Dunkelheit und Ambiguität! Fasse dich kurz!*). Während Grice einen stark intentionalistischen Bedeutungsbegriff vertritt, ist für Searle (vgl. 1970, 45; 1977, 46) die Bedeutung mehr als die Intention; sie ist zugleich eine Sache der Konvention. Sprechakte haben die Eigenschaft, daß sie *sowohl* regeldeterminiert *als auch* intentional sind: Etwas sagen heißt immer, etwas mit der Intention sagen, bestimmte Effekte hervorzurufen; diese Effekte sind durch Regeln determiniert, die mit den geäußerten Sätzen verbunden sind (vgl. Searle 1974, 29). Was den Meaning-Begriff anlangt, so geht Searle zwar von der Griceschen Definition aus (weil sie einen Zusammenhang mit dem Intentionsbegriff herstellt), hält sie aber für unzureichend, weil sie die Unterscheidung zwischen illokutiv und perlokutiv verwischt und überdies nicht erklären kann, bis zu welchem Maße meaning eine Sache der Konventionen oder Regeln ist. Statt dessen möchte Searle (vgl. 1970, 42ff.; 1977, 44ff.) deutlich differenzieren zwischen „meaning“ in einem doppelten Sinne: Einerseits sagen wir von Lauten, die beim Vollzug eines Sprechaktes geäußert werden, daß sie „have meaning“; andererseits wird vom Sprecher gesagt, daß er „means something“ mit diesen Lauten. Es handelt sich um die Unterscheidung zwischen dem, was ein *Sprecher* „means“ (= *intendiert*), und dem, was die geäußerten *Wörter* „mean“ (= *bedeuten*). Searle illustriert diesen Unterschied an der Situation eines amerikanischen Soldaten, der im 2. Weltkrieg von den italienischen Truppen gefangengenommen wird, sich aber als deutscher Offizier ausgeben will, um entlassen zu werden. Da er weder Deutsch noch Italienisch kann, wendet er sich an die Italiener mit dem Satz *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?* (an den er sich von der Schule her erinnert). Er intendiert also (im Sinne von Grice) einen bestimmten Effekt, nämlich den, daß die Italiener glauben sollen, er sei ein deutscher Offizier; er will diesen Effekt dadurch hervorbringen, daß die Italiener seine Intention verstehen. Aber daraus folgt nicht, daß *Kennst du das Land ...* der Bedeutung *Ich bin ein deutscher Offizier* entspricht. Deshalb ist meaning für Searle (1977, 46) mehr als „a matter of intention, it is also a matter of convention“.

Searle (1973, 117; 1976; 1980a, 82ff.) hat auch – über Austin hinausgehend – eine Klassifikation von Sprechakten vorgenommen, die auf genaueren Kriterien beruht, vor allem der illokutiven Absicht (Zweck des Sprechakts), darüber hinaus der Anpassungsrichtung des Sprechakts (Entsprechungsrichtung von Welt und Wörtern), der psychischen Einstellung des Sprechers, die in einem Sprechakt ausgedrückt wird (wie z.B.

Glauben, Wunsch u.a.), und zu 5 *Sprechakttypen* führt (vgl. dazu auch Viehweger 1983, 229ff.):

- 1) Repräsentativa (z.B.: Feststellungen, Behauptungen, Vorhersagen, Beschreibungen)
- 2) Direktiva (z.B.: Wünsche, Anordnungen, Befehle, Bitten, Weisungen, Ratschläge)
- 3) Kommissiva (z.B.: Versprechen, Verpflichtungen, Drohungen, Werten, Verträge)
- 4) Expressiva (z.B.: Dank, Glückwünsche, Entschuldigungen, Beileid)
- 5) Deklarativa (z.B.: Trauung, Schenkung, Ernennung, Kriegserklärung, Kündigung, Entlassung – zumeist an Institutionen gebunden).

Bei 1) wird ein Sachverhalt dargestellt, bei 2) will der Sprecher den Hörer dazu bringen, daß er etwas tut, bei 3) verpflichtet sich der Sprecher zu einem zukünftigen Handlungsablauf, bei 4) drückt der Sprecher seine psychische Einstellung zu dem im propositionalen Gehalt enthaltenen Sachverhalt aus, bei 5) soll Übereinstimmung zwischen dem propositionalen Gehalt und der Wirklichkeit hergestellt werden.

10.4 Einordnung der Sprechakte in Handlungszusammenhänge bei Wunderlich u.a.

Eine breite Diskussion zur Sprechakttheorie ist im Anschluß an Austin und Searle u.a. von Wunderlich, Maas entfacht worden, beginnend mit den beiden Sammelbänden „Linguistische Pragmatik“ (Wunderlich 1972) und „Pragmatik und sprachliches Handeln“ (Maas/Wunderlich 1972), die zunächst vorwiegend rezipierenden Charakter hatten, aber auch zahlreiche Beiträge mit weiterführendem Charakter erbrachten (zusammenfassend vgl. Wunderlich 1976). Charakteristisch für diese Weiterentwicklung ist die Einbettung der Sprechakte in Handlungszusammenhänge der menschlichen Interaktion und in soziale Bedürfnisse (vgl. Wunderlich 1976, 7), begründet dadurch, daß eine sprachliche Äußerung als „interpersonaler Sprechakt“, als „ein Handlungszug im Rahmen eines gegebenen Kontextes zu verstehen ist“ (Wunderlich 1972b, 117). Während Searle die Sprechakte weitgehend aus dem Satz erklärt, dabei die Rolle der Indikatoren (und besonders der EPF) überschätzt und die Rolle der Umstände (unter denen sprachliche Handlungen vollzogen werden) unterschätzt, geht es Wunderlich (vgl. 1972b, 51ff.) gerade um den „weiteren Handlungs- und Arbeitskontext, in dem Sprechhandlungen stehen“, um ihren „Zusammenhang mit Interessen der Sprechenden“. Daraus resultiert eine sehr weite Aufgabenstellung für die Sprachwissenschaft, die sich be-

fassen müsse „mit der Analyse und Kritik von Kommunikationszusammenhängen, Interaktionsprozeduren und Sprachbewußtsein in den verschiedenen menschlichen Gesellschaften“ (Wunderlich 1976, 13). Dabei wird unter Kommunikation Gebrauch von Sprache zur Verständigung verstanden, von Interaktion dann gesprochen, wenn Kommunikation eingebettet oder begleitet ist von materiellen Tätigkeiten, die auf eine andere Person gerichtet sind (z.B. das Herüberreichen einer Teetasse, aber nicht das Anspitzen eines Bleistifts). Kommunikationen/Interaktionen sind für Wunderlich (1976, 17) von den Teilnehmern „ständig produzierte und interpretierte *soziale Prozesse*“. Der Zusammenhang von Sprechakten (bzw. Sprachhandlungen) mit den Handlungen ergibt sich aus der Funktion von Sprachhandlungen, die materielle Handlungen *ersetzen* können (z.B. Versprechen), künftige materielle Handlungen *vorbereiten* (z.B. Plan) oder vergangene materielle Handlungen *aufklären* können (z.B. Fragen), zu materiellen Handlungen *anleiten* (z.B. Erläutern) oder soziale Fakten *herstellen* können (z.B. Wahl) (vgl. Wunderlich 1976, 23).

Wunderlich (1972a, 11ff.) greift das Problem der Konventionalität von Sprechhandlungen (seit Mitte der 70er Jahre wird statt „Sprechakt“ und „Sprechhandlung“ zunehmend auch der Terminus „Sprachhandlung“ verwendet, ohne daß eine deutliche und explizite Differenzierung vorgenommen wird; in der englischsprachigen Literatur entspricht ihnen ohnehin nur „speech acts“ – vgl. dazu Wunderlich 1976, 22; Sökeland 1980, 6) erneut auf und unterscheidet zwei Ebenen der Konventionalität der Sprache: eine *grammatische Konventionalität* (die in der Zuordnung von Bedeutungen und Lautkonfigurationen besteht) und eine (durch das Handeln gegebene) *kommunikative Konventionalität* (Beziehungen zwischen kommunikativen Voraussetzungen bzw. Konsequenzen und Äußerungsformen). Er sieht es als zentrale Aufgabe der Sprachwissenschaft an, zu klären,

wie die beiden Ebenen der Konventionalität aufeinander bezogen sind, genauer: wie die grammatischen Regeln Eingang und Berücksichtigung finden in den Bedingungen und Regeln für Sprechhandlungen. (Wunderlich 1972a, 15)

Zwischen Äußerungsformen und Sprechhandlungen besteht in der Tat keine eindeutige Entsprechung, so daß die Konventionalität von Sprechhandlungen nicht am möglichen Gebrauch von EPF festgemacht werden kann (weil der – ohnehin seltene – Gebrauch einer EPF nicht immer eindeutig die kommunikative Funktion einer Äußerung festlegt), z.B.

(20) *Ich frage dich, ob du endlich mal das Fenster schließen kannst.* (eher Aufforderung als Frage)

Vielmehr können in einem bestimmten Situationskontext verschiedene Äußerungen dieselbe kommunikative (oder illokutive) Funktion haben (vgl. Wunderlich 1972b, 123ff.):

- (21) *Monika, mach das Fenster zu!*
- (22) *Monika, machst du mal das Fenster zu?*
- (23) *Monika, kannst du mal das Fenster zumachen?*
- (24) *Monika, du kannst das Fenster zumachen.*
- (25) *Monika, es zieht.*

Obwohl in allen genannten Fällen eine Aufforderung zum Schließen des Fensters beabsichtigt ist, wird diese Aufforderung in unterschiedlichen Äußerungsformen realisiert (z.T. Aufforderungs-, z.T. Frage-, z.T. Aussagesatz). Der formale Charakter der Sätze bestimmt also noch nicht, welche (illokutive) Funktion der Satz haben kann, wenn er geäußert wird. Umgekehrt kann derselbe Satz in unterschiedlichen Situationen mit einer verschiedenen kommunikativen Funktion geäußert werden:

- (26) *Wollen Sie sich nicht setzen?*

Diese unterschiedliche Funktion kann durch einen „illokutiven Indikator“ angezeigt, die gemeinte Sprechhandlung dadurch eindeutiger signalisiert werden:

- (26) + *bitte*: Aufforderung
- (26) + *nanu?*: Ausdruck des Erstaunens
- (26) + *Bitte, oder*: Unmut über Störung

(vgl. Wunderlich 1972b, 126ff.; 1972a, 18f.)

Aus der Nicht-Übereinstimmung von Äußerungsform und Sprechhandlung darf jedoch nicht geschlossen werden, daß jeder Satz unendlich viele und beliebige Funktionen haben kann, die nur vom Äußerungskontext abhängig sind; es gibt vielmehr neben grammatischen Regeln auch Regeln, die das Verhältnis von geäußerten Sätzen und Handlungskontexten festlegen.

Begreiflicherweise stehen in der Sprechakttheorie, die dieses Verhältnis aufklären will, die performativen Verben im besonderen Blickpunkt des Interesses, da sie ein in der Sprache selbst ausgebildetes Mittel sind, die möglichen Sprechhandlungen genau zu benennen (vgl. Wunderlich 1972b, 130ff.):

→ (21a) *Monika, ich **fordere** dich hiermit **auf**, das Fenster zu schließen.*

Solche explizit performativen Äußerungen enthalten nicht nur das performative Verb selbst (*auffordern*), sondern auch den Indikator *hiermit*, der in der Regel in solche performative Äußerungen eingefügt werden kann, die gewöhnlich die Strukturen haben von

(27) 1. Person Präsens Indikativ Aktiv – 2. Person – *hiermit*, *daß* + S
oder

(28) *Es ist/wird* Partizip II – S
Es wird verboten, den Rasen zu betreten.

Allerdings kann *hiermit* nicht in jedem Falle als Indiz für eine performative Äußerung angesehen werden:

(29) *Ich gebe dir hiermit das Buch zurück.*

Da mit (29) der Akt des Gebens nicht selbst vollzogen (wie bei (21a) der Akt des Aufforderns), sondern nur begleitet wird, handelt es sich nicht um eine performative, sondern um eine beschreibende (konstative) Äußerung. Um eine beschreibende Äußerung geht es manchmal auch dort, wenn performative Verben verwendet werden, allerdings nicht unter den in (27) und (28) genannten Bedingungen:

(30) *Peter verspricht ihr, daß er kommt.* (konstativ)

(31) *Peter versprach ihr, daß er kommt.* (konstativ)

(32) *Ich verspreche dir, daß ich komme.* (performativ)

(33) *Ich versprach dir, daß ich komme.* (konstativ)

Selbst unter weitgehender Einhaltung der in (27) und (28) genannten Bedingungen gibt es (vereinzelt) performative Verben, bei deren Äußerung nicht der Akt vollzogen wird, der mit ihnen benannt wird (vgl. Wunderlich 1972a, 17):

(34) *Ich rate dir, die Fresse zu halten.* (Drohung, kein Ratschlag)

Es ist bezeichnend, daß in (30), (31), (33) und (34) *hiermit* nicht eingefügt werden kann.

Weil die Beziehungen zwischen Äußerungsformen und Sprechhandlungen nicht direkter Natur sind, wendet sich Wunderlich (1972b, 229ff.) gegen die Versuche, pragmatische Sachverhalte zu „syntaktisieren“ (z.B. durch Einbau von performativen Sätzen in die syntaktische Tiefenstruktur wie bei Ross) oder (durch Reduzierung auf das Studium der Semantik performativer Verben) zu „semantisieren“ (vgl. auch Helbig 1979a, 29ff.). Eine solche Reduzierung der Sprechakte auf Syntax und/oder Semantik ist deshalb nicht zulässig, weil sie die (zu bezweifelnde) Annahme voraussetzt, daß die pragmatisch anvisierten Sprecher-Hörer-Beziehungen immer durch performative Ausdrücke auch explizit bezeichnet werden können, weil zum Gelingen eines Sprechakts (als intersubjektivem Handlungsakt) nicht nur die erste Bedingung gehört, daß er *verstanden* wird (d.h. die Intention des Sprechers vom Hörer richtig rekonstruiert wird), sondern auch die zweite Bedingung, daß er vom Sprecher *akzeptiert* wird. Später unterscheidet Wunderlich (1976, 58f., 110ff.) – im Un-

terschied zu Austin und Searle – zwischen dem *Gelingen* oder *Glücken* von Sprechakten und dem (weiter gefaßten) *Erfolgreich-Sein* von Sprechakten: Ein Sprechakt gelingt oder mißlingt (glückt oder mißglückt) im Hinblick auf bestimmte intendierte Sprechakte (das ist eine Relation zwischen einem Äußerungsakt und einem Sprechakt). Ein Sprechakt ist erfolgreich, wenn die durch ihn eingeführten Interaktionsbedingungen im weiteren Verlauf der Interaktion erfüllt werden; ob ein Sprechakt erfolgreich ist oder nicht, erweist sich erst nach seiner Realisierung, in der Nachgeschichte des Sprechakts (im Verhalten des Hörers) durch die Rolle des Sprechakts im Interaktionsverlauf.

Damit im Zusammenhang steht die Notwendigkeit sowohl einer *interaktionellen* als auch einer *intentionalen* Analyse von Sprechakten. In Wunderlichs Ansatz (vgl. 1976, 60f.) werden Sprechakte „primär in bezug auf Interaktionsbedingungen und nicht in bezug auf Intentionen von Sprechern charakterisiert“, weil sie von vornherein relativ zu einer Interaktionssequenz bestimmt sind, die nicht erst als sekundäre Zutat den vorher isolierten Sprechakten (mit ihren Intentionen) hinzugefügt werden kann. Der Interaktionsansatz erscheint ihm umfassender als der Intensionsansatz, nicht nur weil für eine Anzahl von Sprechakten (vor allem solchen institutionalisierter Art) die Intentionen ziemlich irrelevant seien, sondern auch deshalb, weil der Intensionsansatz (wie er bisher in der Sprechakttheorie weitgehend bestimmend war) nur die subjektiven Faktoren der beteiligten Sprecherpersonen, nicht aber die ihnen zugrundeliegenden objektiven Faktoren der Situation und der Interaktion berücksichtigt. Intentionen als Einstellungen der Sprecher, was sie mit ihrer Handlung erreichen wollen, sind immer an bestimmte Handlungsschemata gebunden (vgl. Wunderlich 1976, 57, 96f.). Kommunikation ist nicht nur ein Austausch von Intentionen und von sprachlichen Inhalten (das ist sie auch), sondern vor allem „ein Herstellen von zweiseitigen Beziehungen“, und diese determinieren das, was „Verständigungsebene“ genannt wird, von der „auch erst Intentionen und Inhalte ihren praktischen Sinn in Handlungskontexten bekommen“ (Wunderlich 1972b, 117). Entscheidendes Kriterium für die Abgrenzung eines Sprechakts ist somit sein *gesellschaftlicher Zweck* in bezug auf Handlungskontexte, der nicht zu wechseln ist mit der Intention von Teilnehmern, die diesen Zweck erreichen wollen (vgl. Wunderlich 1976, 27ff.). Sprachliche Äußerungen sollen folglich „im Hinblick auf die Äußerungssituation, in der sie gemacht werden, als spezifische Handlungen interpretiert werden“. Dem entspricht auch – in einem praktischen Teilbereich – die getroffene Unterscheidung zwischen *Fragesituationen* (die nicht unbedingt zu einer Fragehandlung führen müssen), *Fragehandlungen* (die nicht unbedingt im

verbalen Schema eines Fragesatzes vollzogen werden) und *Fragesätzen* (deren Äußerung nicht unbedingt eine Fragehandlung darstellt) (vgl. Wunderlich 1976, 181f.).

Wunderlich (1976, 11, 119) rechnet es zur Bedeutung von Sätzen, daß man mit ihnen Sprechhandlungen vollziehen kann, und betrachtet die Sprechakttheorie „als eine Erweiterung der Theorie der Bedeutung in natürlichen Sprachen“, lehnt folglich auch eine Identifizierung von Sprechakttheorie und Pragmatik ab. Da sich die *Semantik* mit der Bedeutung von Sätzen befaßt, die von jeglichem Kontext abstrahiert sind, die *Pragmatik* dagegen mit Sätzen in Kontexten (vgl. auch Wunderlich 1980, 303ff.), so müßten mindestens einige fundamentale Sprechakte (z.B. Aufforderung und Frage) im Rahmen einer erweiterten Semantik erfaßt werden können, während andere Arten (z.B. Ratschläge und Warnungen) nur pragmatisch erklärt werden können. Deshalb sei die Unterscheidung von Illokution und propositionalem Gehalt „nicht identisch mit der Unterscheidung von Pragmatik und Semantik“ (1976, 27). Zur *Bedeutung* eines Satzes gehören nach Wunderlich (1976, 46)

immer zwei Teile: ein propositionaler Gehalt, welcher sich auf einen bestimmten Sachverhalt bezieht, und ein Sprechakttyp, welcher besagt, welcher Sprechakt relativ zu diesem propositionalen Gehalt in einem neutralen Kontext realisierbar ist.

Noch weiter in der Erklärung der Sprache aus der Handlung, aus der Situation und aus der Arbeit geht Maas (1972a, 192ff.). Er entwickelt Ansätze zu einer „sprachlichen Handlungstheorie“ (1972a, 249ff.), die Sprache aus ihrer Verdinglichung (als Reflex der Verdinglichung der Arbeit) befreien und als „geronnene Handlung“ verstehen will. Deshalb dürfen die Sprechhandlungen auch nicht gegenüber der Handlungssituation verselbständigt werden, weil sie dann nicht mehr als Handlung in einer bestimmten Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt verstanden würden (vgl. 1972a, 269). Maas (1972b, 294, 305) stellt sogar sein Konzept der sprachlichen Handlungstheorie dem der Sprechakttheorie gegenüber: Während die *Sprechakttheorie* zumeist von den subjektiven Intentionen ausgeht, gehe die *Handlungstheorie* konsequent von der sozialen Situation aus.

Eine solche Umkehrung des Fundierungsverhältnisses führt dazu, daß Sprecher als Aktanten sichtbar werden, Sprache als eine Form des Handelns zwischen ihnen verstanden wird, daß Sprechen als „Bestandteil des Handelns“ und „Form des menschlichen Verkehrs“ (innerhalb eines „komplexen Handelns“) aufgefaßt wird (Ehlich/Rehbein 1972, 209f.; vgl. auch Rehbein 1977). Ehlich/Rehbein (1972, 210ff.) illustrieren solche Art sprachlicher Handlungen in Zusammenhängen der sozialen Interaktion, indem sie eine Interaktionsanalyse der gesellschaftlichen Institution „Spei-

serestaurant“ vornehmen. Es werden dabei – vor dem Hintergrund eines breiten gesellschaftlichen Kontextes – die Handlungsabläufe in ihre elementarsten und kleinsten Handlungseinheiten zerlegt (z.B.: Hunger haben – überlegen – Gaststätte wählen – Gaststätte betreten – Platz suchen – Platz finden – Platz nehmen – warten – Speisekarte haben wollen – warten – den Kellner nach der Speisekarte fragen – ...). Diese elementaren Tätigkeitseinheiten bzw. Handlungsschritte (in Analogie zu ähnlichen Begriffsbildungen wie Phonem oder Morphem *Pragmeme* genannt) können nach den am Prozeß beteiligten Personen (als Interaktanten) in Form von Strukturschemen („Praxeogrammen“) aufgegliedert werden und bilden den entsprechenden Tätigkeitsablauf ab (1972, 224ff.). Auf diese Weise werden konkrete Handlungssituationen ermittelt, in die Sprechakte (als Teile umfassenderer Zusammenhänge) eingelagert sind, aus denen letztlich auch die Bedingungen für den Gebrauch sprachlicher Mittel abzuleiten wären.

10.5 Indirekte Sprechakte

Mit dem indirekten Verhältnis zwischen Äußerungsform (an der Oberfläche) und illokutiver Funktion (d.h. ausgeübter Sprechhandlung) hängt die unter vielfältigen Aspekten häufig diskutierte Unterscheidung zwischen *direkten* und *indirekten Sprechakten* zusammen. Searle (1975, 59ff.; 1980b, 127ff.) hat darauf hingewiesen, daß es neben den einfachen Fällen (in denen ein Sprecher einen Satz äußert, mit dem er genau und wörtlich das *meint*, was er *sagt*) auch „indirekte Sprechakte“ gibt, mit denen der Sprecher etwas *sagt* und dieses und auch etwas anderes *meint*, mit denen ein illokutiver Akt indirekt ausgeführt wird durch die Ausübung eines anderen:

(35) *Können Sie mir bitte das Salz reichen?*

(als Frage gesagt, als Aufforderung gemeint)

Mit diesen Fällen, in denen der sprachlich ausgedrückte Illokutionstyp (Indikator) nicht mit dem eigentlichen Handlungsziel des Sprechers übereinstimmt, ergibt sich das Problem, wie es für den Sprecher möglich ist, eine Sache zu sagen und (auch) eine andere Sache zu meinen, und wie vor allem der Hörer verstehen kann, was der Sprecher meint (weil dieser es ja nicht so gesagt hat). Searle (1975, 61ff.; 1980b, 129ff.) ist von folgendem Beispiel ausgegangen:

(36) A: *Laßt uns heute abend ins Kino gehen.*

(37) B: *Ich muß mich auf eine Prüfung vorbereiten.*

Er hat einen „primären“ (nicht-wörtlichen) illokutiven Akt von (37) (Zurückweisung eines Vorschlags) von einem „sekundären“ (wörtlichen) illo-

kutiven Akt von (37) (Feststellung) unterschieden und angenommen, daß B einen primären illokutiven Akt mit Hilfe eines sekundären illokutiven Aktes vollzieht. Daß (37) vom Hörer nicht als Feststellung, sondern als Zurückweisung verstanden wird, daß die primäre aus der sekundären Illokution abgeleitet wird, führt er auf 10 Schritte des Verstehens zurück, die eine Strategie darstellen, bei der Konversationsprinzipien im Sinne von Grice (in unserem Beispiel das Relevanzprinzip, da eine Feststellung keine relevante Antwort sein kann), Inferenzstrategien, Hintergrundwissen u.a. eine besondere Rolle spielen. Auf diese Weise impliziert bei Searle die indirekte Bedeutung die wörtliche Bedeutung (aber nicht umgekehrt).

Searle (1975, 65ff.; 1980b, 132ff.) diskutiert auch zahlreiche andere Fälle von indirekten Sprechakten, vor allem auch solche vom Typ (35), bei denen man weder eine illokutive Rolle „Aufforderung“ als Teil der Bedeutung annahmen dürfe noch von einer Ambiguität im Kontext ausgehen könne. Es gehe vielmehr darum, daß man nicht immer aus dem, was der *Satz* „means“ (= *bedeutet*), erschließen könne, was der *Sprecher* mit seiner Äußerung „means“ (= *meint, intendiert*), daß der Sprecher nicht nur das meint, was er sagt, sondern noch mehr, daß bei den indirekten Sprechakten dieses Typs der wörtlichen Bedeutung (die erhalten bleibt) keine zusätzliche oder von ihr verschiedene „Satz-meaning“, sondern eine zusätzliche „Sprecher-meaning“ hinzugefügt wird. Es wird also mit der Aufforderung zugleich die wörtliche Bedeutung geäußert, oder: Der Sprecher äußert seine Aufforderung durch (mit Hilfe von) eine(r) Frage. Der Hörer versteht die Äußerung als Aufforderung auf Grund der von Searle angenommenen Verstehensstrategien.

Von anderer Warte aus haben Ehrich/Saile (1972, 255f.) direkte Sprechakte von nicht-direkten Sprechakten unterschieden und innerhalb der nicht-direkten Sprechakte weiter differenziert zwischen indirekten Sprechakten und impliziten Sprechakten. *Direkte* Sprechakte sind „diejenigen Äußerungen von Sätzen, deren jeweilige kommunikative Funktion (z.B. Behauptung, Frage, Aufforderung) durch ein syntaktisches Korrelat dieser Funktion (Behauptungs-, Frage-, Befehlssatz) oder durch ein entsprechendes ... performatives Verb bzw. einen anderen, diese Funktion spezifizierenden Indikator realisiert wird“. Ein Sprechakt ist dagegen *nicht-direkt*, „wenn eine Dissoziation zwischen der intendierten kommunikativen Funktion und dem Satztyp der Äußerung oder einem in ihm enthaltenen performativen Verb bzw. einem anderen illokutiven Indikator besteht oder wenn eine Dissoziation zwischen der intendierten Proposition und der wörtlichen Form der Äußerung ... besteht“. Ein indirekter Sprechakt liegt z.B. dann vor, wenn eine Person A eine Person B einlädt und B die Einladung akzeptiert und äußert:

(38) *Ich hoffe, du hast ein Bier im Kühlschrank.*

Unmittelbar und explizit äußert B nur eine Hoffnung, mittelbar jedoch richtet er an A die Aufforderung, ihm ein Bier anzubieten (mittelbar deshalb, weil er mit einer direkten Aufforderung möglicherweise eine soziale Konvention verletzen würde). Ein *impliziter* Sprechakt liegt z.B. vor in

(39) A: *Hast du Lust, morgen zu mir zu kommen?*

B: *Ja, zum Abendbrot.*

(40) A: *Ich habe kein Benzin mehr.*

B: *Rechts an der Straße kommt bald eine Tankstelle.*

In (39) wird mit der expliziten Zusage von B durch deren Spezifizierung zugleich eine indirekte und implizite Aufforderung ausgesprochen, in (40) erfolgt eine Antwort auf eine explizit nicht gestellte Frage.

Die indirekten Sprechakte beanspruchen viel Interesse auch deshalb, weil Sprechakte „normalerweise“ indirekt, häufiger indirekt als direkt ausgedrückt werden, weil sich nur institutionell fest verankerte Sprechakte (z.B. Taufe, Ernennung, Bevollmächtigung) der Möglichkeit der Indirektheit entziehen und folglich die Wahrscheinlichkeit indirekter Sprechakte mit der abnehmenden Institutionalisierung zunimmt (vgl. Schlieben-Lange 1975, 90ff.). Dennoch ist das Wesen der indirekten Sprechakte noch nicht völlig aufgeklärt, ist die Frage noch nicht eindeutig beantwortet, wie es möglich ist, daß illokutive Akte auf diese Weise vollzogen werden und warum sie auf indirekte Weise vollzogen werden (vgl. Grewendorf 1980, 291).

10.6 Sprechakttheorie und generative Grammatik

Der *Status* der Sprechakttheorie wird von verschiedenen Ansatzpunkten her sehr unterschiedlich bestimmt. Es handelt sich um unterschiedliche Ansatzpunkte im Hinblick auf die Bedeutung sowie auf die Grenzziehung zwischen Semantik und Pragmatik (vgl. dazu Steube 1978), ebenso im Hinblick auf die Divergenzen zwischen Sprechakttheorie und generativer Grammatik. Im allgemeinsten Sinne kann man 3 Zugänge zu diesem Gegenstandsbereich unterscheiden (vgl. auch Searle u.a. 1980, IXf.; Harman 1974, XI):

- 1) Ein erster Zugang basiert auf der formalen Philosophie (vor allem der Logik), geht von Carnap u.a. aus und sieht „meaning“ unter denotativem Aspekt nur als Sache der Wahrheitsbedingungen an. Die Bedeutung eines Satzes wird danach bestimmt durch seinen Wahrheitswert (nicht durch eine semantische Beschreibung mit Hilfe semantischer Merkmale – vgl. Lewis 1972, 169ff.); die Pragmatik wäre dann die Art,

wie syntaktisch definierte Ausdrücke in Abhängigkeit von besonderen Bedingungen ihres Gebrauchs im Kontext interpretiert werden. Die Sprechakttheorie müßte von diesem (bedeutungsminimalistischen) Zugang her der Pragmatik zugerechnet werden; denn entsprechend diesem Zugang beschreibt die Syntax Sätze, die Semantik Propositionen mit ihrem Wahrheitswert, die Pragmatik Sprechakte und Kontexte, in denen sie verwendet werden (vgl. Stalnaker 1972, 381 ff.).

- 2) Der zweite Zugang von der linguistischen Semantik her (z.B. Katz 1972) sieht den Kern der Semantik nicht in der Denotation, nicht in den Wahrheitsbedingungen, sondern in einer semantischen Repräsentation, die aus einer Konfiguration von semantischen Merkmalen besteht. Die Semantik müßte sich mit der wörtlichen (kontextfreien) Bedeutung von Wörtern befassen, die Pragmatik dagegen mit der kontext- und verwendungsabhängigen Äußerungsbedeutung. Nach diesem Zugang würde die Sprechakttheorie teils zur Semantik, teils zur Pragmatik gehören.
- 3) Der dritte Zugang (im Anschluß an Wittgenstein, zumeist vertreten von der Sprechakttheorie selbst, z.B. von Searle und Grice) sieht das Wesen der Bedeutung im Gebrauch und erklärt Bedeutung z.T. in Termini von Intentionen. Auf diesem Wege wäre es weder möglich, eine kontextfreie Bedeutung auszusondern noch zwischen Semantik und Pragmatik deutlich zu unterscheiden (weil die Bedeutung die Sprecherintention mindestens involviert).

Die Kontroverse zwischen 2) und 3) ist ein Reflex der Unterschiede zwischen generativer Grammatik und Sprechakttheorie. Unter diesem Aspekt hat Searle (1974, 16ff.) Chomsky vorgeworfen, er isoliere die Sprache von der Kommunikation und habe keinen Zusammenhang zwischen Bedeutung und Sprechakten gesehen. In Wahrheit sei aber der Zweck der Sprache die Kommunikation, wie es der Zweck des Herzens ist, Blut zu pumpen. Es sei zwar möglich, aber „sinnlos“ und „pervers“, die Struktur unabhängig von der Funktion zu beschreiben, weil das Wissen über die Bedeutung von Sätzen zum großen Teil ein Wissen darüber sei, Sprechakte auszuüben (vgl. 1974, 28ff.), Wissen darüber, wie Sätze verwendet werden, weil die semantische Kompetenz zum großen Teil die Fähigkeit sei, Sprechakte auszuüben und die Beziehungen zwischen den Intentionen zu kennen. Nach Searle muß deshalb jeder Versuch, die Bedeutung von Sätzen zu erklären, ihre Rolle in der Kommunikation, in der Performanz von Sprechakten einschließen, die wesentlicher Teil der Bedeutung sei. Er wendet sich gegen die Chomskysche Konzeption der Unterscheidung von Kompetenz und Performanz (nach der die Sprechakte der Performanz zugerechnet werden müßten), weil die Kompetenz letztlich im-

mer die Kompetenz „to perform“ sei und folglich die Fähigkeit, Sprechakte auszuüben, zum Gegenstand der linguistischen Kompetenz gehöre.

Auf diesen Vorwurf hat Chomsky (1976, 55ff.) geantwortet mit dem Hinweis, daß er zwar die wesentlichen Beziehungen zwischen Sprache und Kommunikation nicht leugne, von wesentlichen Beziehungen zwischen Bedeutung und Sprechakt aber nicht überzeugt sei. Für ihn ist es unmöglich, Struktureigenschaften (bei der Sprache wie beim Herzen) in funktionalen Termini zu erklären, die Bedeutung auf Sprecherintentionen zurückzuführen. Chomsky distanziert sich von der Annahme, daß die Struktur der semantischen Regeln der Sprache nur durch die Beziehung auf deren Funktion in der Kommunikation erklärt werden könne, und stellt fest, daß man ohne den Begriff des „linguistic meaning“ nicht auskomme, auch nicht bei den Kommunikationstheoretikern, von denen er aber den Eindruck hat, daß sie gar nicht die Bedeutung beschreiben, sondern die „erfolgreiche Kommunikation“ (1976, 68). Die Theorie der Sprechakte kann nach seiner Meinung zwar helfen, um eine erfolgreiche Kommunikation zu erklären, sie sei aber nicht in der Lage, dem Begriff der sprachlichen Bedeutung auszuweichen; denn wenn man das System erworben habe, kann man *wählen*, es zu benutzen oder nicht zu benutzen, man kann aber (im System) *nicht wählen*, Sätze zu bilden, die diese oder jene Bedeutung haben. Deshalb müsse deutlich unterschieden werden zwischen der wörtlichen Bedeutung in der *Sprache* und dem, was ein *Sprecher* mit der Produktion einer Äußerung (in der Kommunikation) beabsichtige; letzteres hat für Chomsky (vgl. 1976, 71ff., 76) mit der Sprache selbst nichts zu tun (man könne ebenso fragen, was jemand beabsichtigt, wenn er die Tür zuschlägt). In ähnlicher Weise sieht auch Bierwisch (1980, 2f.) „the original sin of the speech act theory“ darin, den Sprechakt in die Theorie der Bedeutung inkorporiert zu haben und dadurch die grundlegende Unterscheidung zwischen *Sprache* und *Kommunikation* (die auf unterschiedlichen Kenntnissystemen beruhen) verdunkelt zu haben, wodurch sich für die Hauptprobleme der Sprechakttheorie selbst (konstative vs. performative Äußerungen, EPF und Indikatoren usw.) entscheidende Konsequenzen und Schwierigkeiten ergeben haben.

In diesem Zusammenhang hat Katz (1977) den detaillierten Versuch unternommen, die bisherigen Traditionen der generativen Grammatik und der Sprechakttheorie zusammenzuführen, dabei aber gleichzeitig die Sprechakttheorie als einheitliche Theorie zu verwerfen, weil sie teilweise zur Kompetenz-, teilweise zur Performanztheorie gehöre, weil sie ein „hybrides Gebilde“ sei, das aufgelöst werden müsse in die semantische und in die pragmatische Theorie (vgl. 1977, XII f., 30ff.; 222ff.). Zu diesem Zweck müsse der Formalismus der semantischen Repräsentation er-

weitert werden um eine Theorie der „illokutionären Kompetenz“ (als Theorie darüber, was der ideale Sprecher/Hörer über die illokutiven Informationen weiß, die in der grammatischen Struktur enthalten sind), dazu müßte andererseits der Begriff des „Null-Kontextes“ weiterentwickelt werden: Die *semantische* Kompetenz ist das, was ein idealer Sprecher/Hörer über die Bedeutung eines Satzes weiß, wenn keine Kenntnis eines Kontextes vorhanden ist, wenn der Satz im Null-Kontext (in der Situation eines anonymen Briefes) gebraucht wird („grammatical meaning“); *pragmatische* Phänomene sind dagegen solche, für deren Verständnis die Kenntnis des Kontextes eine Rolle spielt, die entsprechende „contextual meaning“ oder „utterance meaning“ ist die Bedeutung einer speziellen Verwendung des Satzes in einem bestimmten Kontext und in einer bestimmten Situation. Die *Semantik* beschreibt die „sentence meaning“ im Null-Kontext, die *Pragmatik* das, was von der „sentence meaning“ durch den Kontext (in Richtung auf die „utterance meaning“) abweicht (vgl. 1977, 14ff., 18ff.). So wäre der Satz *Die Tür ist offen* im Null-Kontext eine Aussage, würde erst durch den entsprechenden Kontext zu einer Aufforderung. Mit diesem Ansatz wendet sich Katz gegen die Sprechakththeorie (vor allem gegen Austin und Searle), die zwischen Kompetenz und Performanz, zwischen Semantik und Pragmatik nicht deutlich unterscheidet und beide Eigenschaften in Termen von „Sprechakten“ zu erklären versuche: Man könne allenfalls unterscheiden zwischen „semantischer Kompetenz₁“ (dem Wissen des *idealen Sprechers/Hörers* über die *Bedeutung* von *Sätzen*) und „semantischer Kompetenz₂“ (dem Wissen einer *Person*, wie man *Sätze verwenden* muß, um *Sprechakte* auszuüben), wobei dann die semantische Kompetenz₂ die semantische Kompetenz₁ einschließen müßte (also: semantische Kompetenz₂ = semantische Kompetenz₁ + pragmatische Theorie), während es bei Searle im Grunde keine Kompetenz₁ gibt (vgl. 1977, 22, 28f.). Im Unterschied zu Searle (und anderen Vertretern der Sprechakththeorie) will Katz (1977, 222f.) deutlich unterscheiden zwischen der *grammatischen* Theorie der kontextfreien *Bedeutung* der „sentence types“ (dem Wissen des *idealierten* Sprechers/Hörers von der Sprache) und der *pragmatischen* Theorie der kontextuellen *Verwendung* der „sentence tokens“ (der Fähigkeit, dieses Wissen von grammatischen Regeln und die Performanzprinzipien in der *realen* Sprechsituation anzuwenden).

10.7 Sprechakththeorie und Textlinguistik

Seit den 80er Jahren ist eine Weiterführung der „klassischen“ Sprechakththeorie in Richtung auf die Textanalyse vor allem in den Arbeiten von

Motsch, Viehweger, Rosengren u.a. zu beobachten. Es handelt sich um eine Erweiterung und Weiterführung der klassischen Sprechakttheorie in mehrfacher Hinsicht: (a) Es stehen nicht mehr isolierte Sprechakte im Mittelpunkt, sondern Sprachhandlungssequenzen, der Begriff der Sprachhandlung wird von *Sätzen* auf *Texte* übertragen; (b) Die Eigenschaften der Sprechakte werden nicht mehr als Eigenschaften der sprachlichen Bedeutung angesehen, es wird vielmehr klar zwischen *Bedeutung*, *Illokution* und *Handlung* unterschieden (die Illokutionsstrukturen sind ein Versuch, *sprachliche* Handlungen zu charakterisieren, die über den Rahmen des Satzes und den Systemaspekt der Sprache hinausgehen, aber die Handlungsstrukturen nicht erschöpfend erfassen); (c) Die Analyse von Sprechakten orientiert sich nicht mehr ausschließlich und primär an den sprachlichen Indikatoren für Handlungen (vor allem den EPF), weil diese zwar Anhaltspunkte für die Ermittlung von Sprachhandlungstypen bieten, aber diese nicht genau festlegen können (dazu sind Kenntnisse aus Handlungs- und Situationszusammenhängen nötig) (vgl. auch Helbig/Motsch 1983, 425f.; Kleine Enzyklopädie 1983, 506ff.).

Zur Erkenntnis dieser Zusammenhänge reichen weder grammatische Kenntnisse (der Laut-Bedeutungs-Zuordnung) noch Analysen konkreter Handlungszusammenhänge in spezifischen Situationen aus (vgl. Motsch 1979, 169f.), dazu bedarf es der Ermittlung von Sprachhandlungstypen, die *invariante* Eigenschaften von Situationen abbilden und in die *generelle* (nicht: spezielle) Aspekte des Interaktionscharakters sprachlicher Handlungen eingehen, die folglich zum Kompetenzbereich, d.h. zu den Kenntnissystemen gehören, die dem Ausführen und Verstehen von Äußerungen in bestimmten kommunikativen Kontexten zugrunde liegen (vgl. Motsch/Viehweger 1981, 127f.). Klassen von kommunikativen Situationen werden als Klassen von illokutiven Rollen erfaßt, die als Handlungstypen beschrieben werden. Motsch/Viehweger (1981) unterscheiden zwischen Satztyp (sprachliche Struktur mit kontextneutraler Bedeutung), (Satz-)Äußerung (= Verwendung des Satztyps in gegebener kommunikativer Situation) und Handlungstyp (= illokutive Rolle, durch Sprecherabsicht bestimmt) und fragen danach, wie die kontextneutrale Bedeutung durch die kommunikativen Situationen im Hinblick auf die Sprecherabsichten spezifiziert wird. Eine solche Frage setzt die Grammatiktheorie, eine Theorie von Handlungstypen und eine Spezifizierung der Beziehungen zwischen grammatischen und handlungstypmäßigen Eigenschaften von Äußerungen voraus (und schließt eine Reduzierung auf sprachliche Indikatoren an der Oberfläche aus). In ähnlicher Richtung hat Rosengren (1979, 188ff.) zwischen Sprachhandlung und Äußerungshandlung unterschieden und darauf hingewiesen, daß jede Sprachhandlung ein Ziel hat

(mit dem sie aber nicht identisch ist), daß sie nicht zu verwechseln ist mit den vorausgesetzten Einstellungen (obwohl es systematische Beziehungen zwischen den Einstellungen und den Sprachhandlungen gibt) und auch nicht mit der sprachlichen Realisierung (obwohl es auch zu ihr systematische Beziehungen gibt).

Entscheidend für diese Weiterführung ist, daß sich das Interesse der Sprechakttheorie von der Analyse isolierter Sprechakte auf die Analyse von Sprachhandlungssequenzen verlagert, daß Texte mit dem Inventarium der Sprechakttheorie beschreibbar werden, daß die Barrieren zwischen Textlinguistik und Sprechakttheorie abgebaut werden, daß die Textlinguistik durch die Sprechakttheorie neue Entwicklungsimpulse erhält (vgl. Viehweger 1983, 236ff.; Kleine Enzyklopädie 1983, 510ff.). Sowohl die Ansätze von Motsch und Viehweger als auch die des von Rosengren geleiteten Lunder Projekts (vgl. vor allem Motsch/Viehweger 1981, 125ff.; Koch u.a. 1981ff.) treffen sich in der gemeinsamen Zielstellung (vgl. Brandt u.a. 1983, 106ff.), Texte zu beschreiben auf der Grundlage von deren *Illokutionsstruktur*. Dabei werden zwei Strukturaspekte des Textes ausgegrenzt: die propositionale und die illokutive Struktur. Ein Text erweist sich als komplexe sprachliche Handlung, in der jede Satzäußerung eine spezielle Funktion zu erfüllen hat. Illokutionsstrukturen konstituieren sich über die Ziele und Teilziele, die ein Sprecher durch sein Handeln erreichen will. Ordnungsprinzip für die Sprachhandlungseinheiten ist eine hierarchische Ordnung, da in einem Text (mindestens) *eine* Illokution vorhanden ist, die die kommunikative Funktion der gesamten Äußerungsfolge charakterisiert (die dominierende Illokution); alle übrigen Illokutionen (subsidiäre Illokutionen) unterstützen diese Funktion. Regeln, die Äußerungen zu Texten verknüpfen, werden auf diese Weise auf der Ebene von Sprachhandlungen gesucht, Texte erscheinen als Ergebnis von Sprachhandlungen. Anders und verallgemeinert gesagt: Die Sprechakttheorie wird erweitert und vertieft unter dem Aspekt der *Sequenzierung* und *Hierarchisierung* von Sprechakten; sowohl der Sequenzierungs- als auch der Hierarchisierungsaspekt werden nicht nur in die Sprechakttheorie eingeführt, sondern zugleich (da Texte als Handlungseinheiten verstanden werden) auf die Textanalyse übertragen (vgl. dazu auch Motsch/Viehweger 1981, 131ff.; Gülich/Meyer-Hermann 1983, 245ff.; Kleine Enzyklopädie 1983, 510; Viehweger 1983, 236ff.).

Freilich hat auch der genannte Zugang seine *Grenzen*, auf die in der Diskussion mehrfach hingewiesen worden ist: So ist bezweifelt worden, ob die Illokutionsanalyse ein zureichendes Mittel für die komplexe Analyse von Texten sei (vgl. Schwitalla 1981), so ist angemerkt worden, daß der Ansatz bei den illokutiven Rollen hinsichtlich der Handlungsebene zu

kurz greife (weil die Zieldeterminiertheit von Handlungen mehr umfasse, als was mit illokutiven Rollen beschreibbar ist, und überdies von einer tatsächlichen handlungstheoretischen Begründung sprachlicher Fakten noch kaum gesprochen werden könne) (vgl. Hartung 1981), so ist angezweifelt worden, ob sich Form und Funktion überhaupt unabhängig voneinander charakterisieren und erst danach (sekundär) zuordnen lassen (vgl. Grewendorf 1981), so ist die Berechtigung der Abstraktion vom soziokulturellen und gesellschaftlichen Kontext in Frage gestellt worden (vgl. Henne und Brünner in Rosengren 1983, 193f., 207f.).

Diese Einwände gehen sämtlich von den Beziehungen aus, die zwischen den drei Ebenen (a) der Äußerungsstruktur von Texten, (b) der Illokutionsstruktur und (c) der Handlungsstruktur bestehen und betreffen die Rolle von (b) in bezug auf (a) und auf (c). Entsprechend ist auch in der Antwort auf sie reagiert worden: Die Illokutionsstruktur sei nur *ein* Aspekt der mehrdimensionalen Textstruktur (stellt aber eine legitime Partialisierung dar), sei auch nur *ein* Aspekt der Handlungsstruktur, der in übergeordnete Handlungsaspekte einzuordnen und in übergeordnete Interaktionshierarchien einzubetten ist. Es handele sich jedoch um einen Versuch, Äußerungsstruktur und Handlungsstruktur miteinander zu verbinden, um über eine vermittelnde Struktur von invarianten Eigenschaften relevante Teile der Handlungsstruktur in den Blick zu bekommen und zugleich eine leichtere Verbindung zur Äußerungsstruktur herzustellen. Einigkeit besteht darin, daß die linguistische Beschreibung prinzipiell in der Lage sein muß, (a) zu erklären und für die konkreten Äußerungen von Texten den nötigen Erklärungsrahmen bereitzustellen. Die Meinungsverschiedenheiten beginnen in der Fragestellung, auf welche Weise das am zweckmäßigsten zu erreichen sei: entweder direkt auf der Basis von (c) oder vermittelt über (b). Die Entscheidung hängt u.a. davon ab, ob man eine „globale“ Theorie gegenwärtig für möglich hält, die direkt von (c) ausgeht (dabei wäre zu fragen, ob der Weg von dort zu (a) nicht zu weit und ohne Vermittlung erfolgreich zu gehen ist und in welcher Weise auf dieser Ebene linguistische Faktoren mit anderen – z.B. soziologischen, situativen, psychologischen – Faktoren verbunden sind, die nicht von der Linguistik [allein] erfaßt werden können), oder ob man diese komplexen Zusammenhänge günstiger über entsprechende Teiltheorien zu erfassen versuchen sollte. Davon hängt weiter ab, ob man den mit (b) angenommenen Abstraktionsrahmen für legitim oder notwendig hält (vgl. Helbig/Motsch 1983, 424ff.; Motsch 1983, 98).

10.8 Literatur

- Austin, J.L. (1977): Performative – Constative. In: J.R. Searle (Hg.): *The Philosophy of Language*. Oxford, 13-22
- Austin, J.L. (1979): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart; englisches Original: *How to do Things with Words?* Oxford 1962
- Bierwisch, Manfred (1980): Semantic Structure and Illocutionary Force. In: J.R. Searle/F. Kiefer/M. Bierwisch (Hg.): *Speech Act Theory and Pragmatics*. Dordrecht/Boston/London, 1-36
- Brandt, Margareta, u.a. (1983): Der Einfluß der kommunikativen Strategie auf die Textstruktur – dargestellt am Beispiel des Geschäftsbriefes. In: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1982. Malmö, 105-135
- Chomsky, Noam (1976): *Reflections on Language*. London
- Ehlich, Konrad (1972): Thesen zur Sprechakttheorie. In: D. Wunderlich (Hg.): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt/M., 122-126
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1972): Zur Konstitution pragmatischer Einheiten in einer Institution: Das Speiserestaurant. In: D. Wunderlich (Hg.): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt/M., 209-254
- Ehrich, Veronika/Saile, Günter (1972): Über nicht-direkte Sprechakte. In: D. Wunderlich (Hg.): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt/M., 255-278
- Grewendorf, Günther (1972): Sprache ohne Kontext. Zur Kritik der performativen Analyse. In: D. Wunderlich (Hg.): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt/M., 144-182
- Grewendorf, Günther (1980): Sprechakttheorie. In: H.P. Althaus/H. Henne/H.E. Wiegand: *LGL*, Bd. II. Tübingen, 287-292
- Grewendorf, Günther (1981): Grammatische Kategorie und pragmatische Funktion. In: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1980. Lund, 233-247
- Grice, H. Paul (1975): *Logic and Conversation*. In: P. Cole/J.L. Morgan (Hg.): *Syntax and Semantics*. Vol. 3. *Speech Acts*. New York/San Francisco/London, 41-58
- Grice, H. Paul (1977): Utterer's Meaning, Sentence-Meaning, and Word-Meaning. In: J.R. Searle (Hg.): *The Philosophy of Language*. Oxford, 54-70
- Grice, H. Paul (1980): Logik und Gesprächsanalyse. In: P. Kußmaul (Hg.): *Sprechakttheorie*. Ein Reader. Wiesbaden, 109-126
- Gülich, Elisabeth/Meyer-Hermann, Reinhard (1983): Zum Konzept der Illokutionshierarchie. In: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1982. Malmö, 245-261
- Harman, Gilbert (Hg.) (1974): *On Noam Chomsky*. Critical Essays. New York
- Hartung, Wolfdietrich (1981): Beobachtungen zur Organisation kommunikativer Ziele. In: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1980. Lund, 221-232
- Helbig, Gerhard (1979a): Grammatik aus kommunikativ-pragmatischer Sicht? In: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1978. Lund, 11-40

- Helbig, Gerhard (1979b): Abschließende Zusammenfassung. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 391-397
- Helbig, Gerhard/Motsch, Wolfgang (1983): Abschließende Zusammenfassung. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982. Malmö, 421-428
- Katz, Jerrold J. (1972): Semantic Theory. New York
- Katz, Jerrold J. (1977): Propositional Structure and Illocutionary Force. Study to the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts. The Harvester Press
- Kleine Enzyklopädie – Deutsche Sprache (1983). Hg. v. W. Fleischer/W. Hartung/J. Schildt/P. Suchsland. Leipzig
- Koch, Wolfgang/Rosengren, Inger/Schonebohm, Manfred (1981): Ein pragmatisch orientiertes Textanalyseprogramm. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund, 155-203
- Kurz, Ursula/Hartig, Matthias (1972): Sprache als soziales System. Aspekte einer integrativen Soziolinguistik. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 24/3, 474-498
- Kußmaul, Paul (Hg.) (1980): Sprechakttheorie. Ein Reader. Wiesbaden
- Leist, Anton (1972): Zur Intentionalität von Sprechhandlungen. In: D. Wunderlich (Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M., 59-98
- Lewis, David (1972): General Semantics. In: D. Davidson/G. Harman (Hg.): Semantics of a Natural Language. Dordrecht/Boston, 169-218
- Lewis, David (1975): Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung. Berlin/New York
- Maas, Utz (1972a): Grammatik und Handlungstheorie. In: U. Maas/D. Wunderlich (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M., 189-276
- Maas, Utz (1972b): Notizen zu den Notizen. In: U. Maas/D. Wunderlich (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M., 294-307
- Maas, Utz/Wunderlich, Dieter (Hg.) (1972): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M.
- Meyer-Hermann, Reinhard (1976): Direkter und indirekter Sprechakt. In: Deutsche Sprache 1, 1-19
- Motsch, Wolfgang (1975): Sprache als Handlungsinstrument. In: LS/ZISW/A/19. Berlin, 1-64
- Motsch, Wolfgang (1979): Einstellungskonfigurationen und sprachliche Äußerungen. Aspekte des Zusammenhangs zwischen Grammatik und Kommunikation. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 169-213
- Motsch, Wolfgang (1980): Situational Context and Illocutionary Force. In: J.R. Searle/F. Kiefer/M. Bierwisch (Hg.): Speech Act Theory and Pragmatics. Dordrecht/Boston/London, 155-168
- Motsch, Wolfgang (1983): Kritische Bemerkungen zu intentionalistischen Kommunikationsbegriffen. In: LS/ZISW/A/113/1. Berlin, 94-118
- Motsch, Wolfgang (1984/1985): Sprechaktanalyse – Versuch einer kritischen Wertung. In: DaF 6/1984, 327-334; 1/1985, 1-8

- Motsch, Wolfgang/Viehweiger, Dieter (1981): Sprachhandlung, Satz und Text. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund, 125-153
- Rehbein, Jochen (1977): Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache. Stuttgart
- Rosengren, Inger (Hg.) (1979): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund
- Rosengren, Inger (1979): Die Sprachhandlung als Mittel zum Zweck. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 188-213
- Rosengren Inger (Hg.) (1981): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund
- Rosengren, Inger (Hg.) (1983): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982. Malmö
- Schlieben-Lange, Brigitte (1975): Linguistische Pragmatik. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Schwittala, Johannes (1981): Textbeschreibung durch Illokutionsanalyse? In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund, 207-221
- Searle, John R. (1970): Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language. Cambridge; deutsche Übersetzung: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/M. 1971
- Searle, John R. (1973): Linguistik und Sprachphilosophie. In: R. Bartsch/Th. Vennemann (Hg.): Linguistik und Nachbarwissenschaften. Kronberg (Ts.), 113-125
- Searle, John R. (1974): Chomsky's Revolution in Linguistics. In: G. Harman (Hg.): On Noam Chomsky. Critical Essays. New York, 2ff.
- Searle, John R. (1975): Indirect Speech Acts. In: P. Cole/J.L. Morgan (Hg.): Syntax and Semantics. Vol. 3. Speech Acts. New York/San Francisco/London, 59-82; deutsche Übersetzung: Indirekte Sprechakte. In: P. Kußmaul (Hg.): Sprechakttheorie. Ein Reader. Wiesbaden 1980 (1980b), 127-150
- Searle, John R. (1976): A classification of illocutionary acts. In: Language in Society 5, 1-23; deutsche Übersetzung: Eine Klassifikation der Illokutionsakte. In: P. Kußmaul (Hg.): Sprechakttheorie. Ein Reader. Wiesbaden 1980 (1980a), 82-108
- Searle, John R. (1977): What is a Speech Act? In: J.R. Searle (Hg.): The Philosophy of Language. Oxford, 39-53; deutsche Übersetzung: Was ist ein Sprechakt? In: S.J. Schmidt (Hg.): Pragmatik I. Interdisziplinäre Beiträge zur Erforschung der sprachlichen Kommunikation. München 1974, 84ff.
- Searle, John R./Kiefer, F./Bierwisch, Manfred (Hg.) (1980): Speech Act Theory and Pragmatics. Dordrecht/Boston/London
- Sökeland, W. (1980): Indirektheit von Sprechhandlungen. Eine linguistische Untersuchung. Tübingen
- Stalnaker, Robert C. (1972): Pragmatics. In: D. Davidson/G. Harman (Hg.): Semantics of a Natural Language. Dordrecht/Boston, 380-397

- Steube, Anita (1978): Grenzziehungen zwischen Semantik und Pragmatik. In: LAB 23. Leipzig, 67-77
- Strawson, P.F. (1977): Intention and Convention in Speech Acts. In: J.R. Searle (Hg.): The Philosophy of Language. Oxford, 23-38; deutsche Übersetzung: Intention und Konvention in Sprechakten. In: P.F. Strawson (Hg.): Logik und Linguistik. München 1964, 56-82
- Viehweger, Dieter (1983): Semantik und Sprechakttheorie. In: W. Motsch/D. Viehweger (Hg.): Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin, 145-245
- Wittgenstein, Ludwig (1967): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.
- Wunderlich, Dieter (Hg.) (1972): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M.
- Wunderlich, Dieter (1972a): Zur Konventionalität von Sprechhandlungen. In: D. Wunderlich (Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M., 11-58
- Wunderlich, Dieter (1972b): Sprechakte. In: U. Maas/D. Wunderlich (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M., 69-188
- Wunderlich, Dieter (1972c): Mannheimer Notizen zur Pragmatik. In: U. Maas/D. Wunderlich (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M., 279-294
- Wunderlich, Dieter (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M.
- Wunderlich, Dieter (1980): Methodological Remarks on Speech Act Theory. In: J.R. Searle/F. Kiefer/M. Bierwisch (Hg.): Speech Act Theory and Pragmatics. Dordrecht/Boston/London, 291-312

11. Gesprächsanalyse

11.1 Anliegen und Quellen

Auch die Gesprächsanalyse ist als „neues Teilgebiet einer pragmatisch fundierten Sprachwissenschaft“ zu verstehen (Henne/Rehbock 1979, 3). Sie erscheint unter verschiedenen Termini: „Gesprächsanalyse“ (seit Ungeheuer 1974; Henne/Rehbock 1979), „Konversationsanalyse“ (Kallmeyer/Schütze 1976), „Diskursanalyse“ (Wunderlich 1976a, 293ff.) oder „Linguistik des Dialogs“ (Steger 1976). Hinter diesen verschiedenen Termini verbirgt sich das gemeinsame Grundanliegen, im Gegensatz zur Vernachlässigung mündlicher Sprache in der herkömmlichen Linguistik (die bisher allenfalls in der Rhetorik und dort mehr normativ als deskriptiv behandelt worden ist) die *gesprochene Sprache des Dialogs* in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen. Ausgangspunkt war dabei die Auffassung, daß die Kommunikation ihrem Wesen nach dialogisch verläuft, daß die Grundeinheit sprachlicher Kommunikation (menschlicher Rede) das *Gespräch* (und nicht: das Wort, der Satz, der Text, auch nicht der Sprechakt) sei (vgl. Henne/Rehbock 1979, 12ff.). Da das Gespräch mindestens zwei Kommunikationspartner voraussetzt, die in der Sprecher- und Hörer-Rolle abwechseln, ist die *Wechselbeziehung* zwischen Sprecher und Hörer (bei Themeninitiierung und -akzentuierung) das hervorstechende Merkmal des Gesprächs, kommt also auch dem *Hörer* (im Unterschied zu den meisten anderen Richtungen der Linguistik) eine bedeutende Rolle zu (vgl. auch Henne 1979).

Die – vor allem in Deutschland verbreitete – *Gesprächsanalyse* geht auf drei Quellen zurück: (a) auf die ethnomethodologische „*conversational analysis*“ in den USA; (b) auf die Untersuchungen zur gesprochenen Sprache (= GS) in Deutschland; (c) auf die Sprechakttheorie. Die Konversationsanalyse in den USA war auf die Struktur von Gesprächsabläufen gerichtet, suchte nach den Ordnungen, die der menschlichen Interaktion zugrunde liegen und fragte nach dem methodischen Wissen, über das die Interaktionspartner für eine erfolgreiche Kooperation verfügen müssen. Dabei wurde bereits der Begriff des „*turns*“ (Gesprächsschritt, Gesprächsbeitrag) in den Mittelpunkt gestellt (vgl. Yngve 1970) und erkannt, daß der Sprecherwechsel innerhalb eines Gesprächs der offenkundigste Aspekt eines Gesprächs ist, der deshalb auch einer der wesentlichsten Anstöße amerikanischer Gesprächsanalyse gewesen ist (vgl. Henne/Rehbock 1979, 8f.). Die sprechakttheoretischen Ansätze (vgl. auch

Rehbein 1977) wirkten in dem Augenblick auf die Gesprächsanalyse ein, als sich die Linguistik generell auf die Eigenschaft der Sprache als Handlungsinstrument orientierte und nach einer Korrelierung von Einheiten der Äußerungsebene und der Handlungsebene (vgl. Henne/Rehbock 1979, 174ff.), von Redebeiträgen („turns“) und Sprechakten (vgl. Wunderlich 1976a, 199ff.) gesucht wurde.

Ehe sich in den 70er Jahren die Gesprächsanalyse in Deutschland als eigenständige Disziplin etablierte, wurde in den 60er Jahren die *gesprochene Sprache* (= GS) zu einem vorrangigen Gegenstand der Sprachwissenschaft. Diese „Vorstufe“ zur Gesprächsanalyse – im wesentlichen unabhängig von der amerikanischen Ethnomethodologie und anknüpfend an die traditionelle Syntax und Dialektologie – interessierte sich am Anfang vorwiegend für die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache und arbeitete zunächst mit statistischen Methoden, die der empirischen Sozialforschung entlehnt waren. Später stellte sie die sprachlichen Äußerungen – entsprechend den allgemeinen Einsichten der Linguistik – immer mehr in Handlungszusammenhänge (eine ähnliche Entwicklung, wie sie bei der Textlinguistik zu beobachten war). Neu war nicht nur die Verlagerung des Forschungsinteresses vom System auf die Verwendung und von der geschriebenen Sprache auf die gesprochene Sprache, sondern auch ein neues Verhältnis zur *Empirie*: Forschungsmethodisch wurde nicht mehr zurückgegriffen auf die Intuition und Kompetenz eines idealisierten Sprechers/Hörers (in einer als homogen vorausgesetzten Sprachgemeinschaft), sondern auf ein auf empirische Weise gewonnenes Textkorpus (vgl. ausführlicher Schank/Schoenthal 1976, 1ff., 5ff.; Schank/Schwitalla 1980, 313ff.). Daten wurden nicht mehr aus der Kompetenz in konstruierten Einzelbeispielen, sondern auf Grund empirischen Materials interpretativ gewonnen.

Nachdem anfangs die gesprochene Sprache insgesamt im Vordergrund des Interesses gestanden hatte (als frei formuliertes, spontanes Sprechen in natürlichen Kommunikationssituationen), wurde später deutlich, daß die Spezifika der GS hinsichtlich ihres Vorkommens in bestimmten Gesprächssituationen differenziert werden müssen. Auf diese Weise entstehen *Textsorten* (nach Merkmalen wie z.B. ein oder mehrere Sprecher, Öffentlichkeitsgrad, Grad der Vorbereitetheit, vorherige Themenfestlegung, Situationsverschränktheit, Bekanntheitsgrad der Sprecher u.a.) (vgl. vor allem Steger u.a. 1974, 39ff.; Schank/Schoenthal 1976, 40f.; Schank/Schwitalla 1980, 317f.). Textsorten wurden auf diese Weise nach dem Kriterium der Situation festgelegt (vgl. dazu auch 9.7): Sowohl Redekonstellationen als auch Textexemplare werden typisiert, wobei jedem Redekonstellationstyp eineindeutig eine bestimmte Textsorte zugeordnet wird.

Auf diese Weise wird in den Untersuchungen zur GS der Übergang vom System zur *Verwendung* sowie vom Satz zum *Text* vollzogen; in der Gesprächsanalyse erfolgt dann der Übergang vom Text zum *Dialog* (als Grundeinheit). Diese Entwicklung ist aus mehreren Gründen vielversprechend: Sie thematisiert die sprachliche Kommunikation in zunehmendem Maße als wechselseitigen Prozeß (in dem es nicht mehr um den isolierten Sprecher und – seltener – den isolierten Hörer geht). Sie läßt die Differenziertheit und Vielschichtigkeit des kommunikativen Handelns und der Interaktion deutlicher hervortreten. Sie verspricht schließlich auch weitere Einsichten in die Grundfragen der Textlinguistik (die sich zunächst vorrangig auf die Eigenschaften schriftlicher, monologischer Texte beschränkt hat) sowie in die Funktionen von Äußerungen (wie sie mit der Sprechakttheorie – allerdings unter bestimmten Abstraktionen – in das Blickfeld getreten sind) (vgl. Techtmeier 1982, 677ff.).

In jüngster Zeit erscheinen gesprächsanalytische Arbeiten manchmal auch unter dem Stichwort einer *interaktionalen Linguistik* (vgl. z.B. Auer 1999; Günthner 2000; Selting/Couper-Kuhlen 2001; Selting/Couper-Kuhlen im Druck): Mit diesem Forschungsprogramm wird angezeigt, daß – im Unterschied zur herkömmlichen (vornehmlich soziologisch und anthropologisch orientierten) Konversationsanalyse – eine stärkere *linguistische* Orientierung, d.h. eine Verbindung von linguistischen und konversationsanalytischen Methoden angestrebt und z.B. nach der spezifischen Rolle grammatischer und prosodischer Mittel für die Gesprächsorganisation gefragt wird. Die Beschreibung sprachlicher Phänomene steht dabei im Vordergrund. Als Verwendungskontext und Gegenstand der Untersuchung werden vor allem Alltagsgespräche, d.h. Strukturen der gesprochenen Sprache in natürlichen konversationellen Interaktionen angesehen.

11.2 Grundbegriffe

Zu den Grundfragen und Grundbegriffen der Gesprächsanalyse (vgl. dazu Henne/Rehbock 1979, 20ff.; Schank/Schwitalla 1980, 318ff.) gehören Fragen der Dialogorganisation, Fragen der Gesprächseröffnung und der Gesprächsbeendigung (z.B. Begrüßung, Anrede, Kontaktherstellung, Festlegung der Teilnehmer, Verständigung über Sprechintention, Kommunikationsschema und Handlungsplan), Probleme des Gesprächsschrittes bzw. Redebeitrags („turns“), des Sprecherwechsels im Gespräch („turn-taking“), der Gesprächssequenz, des dem Redebeitrag entsprechenden Sprechakts, der Gesprächssteuerung und der entsprechenden Gliederungssignale. Mit dem *Redebeitrag*, dem *Sprecherwechsel* und der *Gesprächssequenz* sind bestimmte Schwerpunkte für die Gesprächsanalyse gesetzt:

Der „Gesprächsschritt“ ist das, was *ein* Sprecher tut und sagt, während er „jeweils an der Reihe ist“, eine „Gesprächssequenz“ ist eine Zusammenfassung derjenigen Gesprächsschritte *mehrerer* Gesprächspartner, die „bedingt erwartet“ werden können (vgl. Henne/Rehbock 1979, 22ff.).

Nicht ganz einhellig beantwortet wird die Frage nach der Beziehung der *Gesprächsschritte* (Redebeiträge) zu den *Sprechakten*: Während Wunderlich (1976a, 299f.) Redebeitrag und Sprechakt als Grundbegriffe der Diskursanalyse ansieht und unter dem Sprechakt die kommunikative Funktion der Redebeiträge versteht, versuchen zwar Henne/Rehbock (1979, 25f., 174) auch eine Zuordnung von Gesprächsschritt (als Einheit der Äußerungsebene) und Sprechakt (als Einheit der Handlungsebene), betonen aber, daß die Gesprächsschritte mit den Sprechakten nicht notwendig zusammenfallen, weil Sprechakte „*Teile* von Gesprächsschritten oder mit diesen identisch“ sind. Vor allem erweitern sie ihren Blickkreis und nehmen – als Pendant zum Sprechakt – auf der Hörerseite einen gesonderten „Hörverstehensakt“ an (sie sprechen – als Parallelbildung zu „illokutiv“ – von einer entsprechenden „inauditiven Kraft“).

Unbestritten dürfte die sequentielle Natur sowohl der Gesprächsschritte als auch der Sprechakte sein. Auf diese Weise ergeben sich (durch die Stellung im Interaktionsablauf und den Platz im Gesprächsablauf) zwei große Klassen: *initiative* (sequenzeröffnende) und *reaktive* (eine Sequenz abschließende oder innerhalb der Sequenz vorkommende, aber jedenfalls nicht eine Sequenz eröffnende) Redebeiträge bzw. auch Sprechakte (vgl. Wunderlich 1976a, 300f.; vgl. auch Henne/Rehbock 1979, 210ff.). Zweigliedrige Sequenzen sind z.B.

- (1) Gruß – Erwiderung eines Grußes
- (2) Anrede – verbale Erwiderung
- (3) Frage – Antwort
- (4) Kompliment – Erwiderung des Kompliments
- (5) Aufforderung zu späterer Handlung – Versprechen
- (6) Angebot – Akzeptierung/Zurückweisung
- (7) Ratschlag – Erwägung
- (8) Vorwurf – Rechtfertigung
- (9) Beschuldigung – Entschuldigung

Mit den genannten Sequenzen ist im allgemeinen ein Sprecherwechsel verbunden: Ein Partner macht den *initiativen* Beitrag und gibt zugleich dem Adressaten die Gelegenheit zu einem *reaktiven* Beitrag. Neben den zweigliedrigen gibt es jedoch auch mehrgliedrige Sequenzen (z.B.: Beschuldigung – Entschuldigung – Honorierung; Informationsübermittlung – Bestätigung – Rückbestätigung).

In der gesprochenen Sprache und damit im Gespräch erscheinen bestimmte Mittel, die die sprachliche Kommunikation im Sinne des Sprechers steuern: Es handelt sich um „Gliederungssignale“ (Gülich 1970), vor allem um Partikeln, die „Gliederungspartikeln“ genannt werden und den Gesprächsschritt im Sinne des Sprechers gliedern, den Inhalt verstärken und einen Sprecherwechsel vorbereiten. Auf der Seite des Hörers entsprechen ihnen „Rückmeldungspartikeln“, die – als Rückkoppelungsverhalten („back-channel-behavior“) – Mittel des jeweiligen Hörers sind, das Gespräch zu stabilisieren und in seinem Sinne zu akzentuieren (vgl. Henne/Rehbock 1979, 26ff.). Mit diesen Partikeln kommen Erscheinungen in das Blickfeld und werden (den Gesprächsverlauf organisierende) Sprechakte beleuchtet, die in der „klassischen“ Sprechakttheorie kaum Beachtung fanden (vgl. ausführlicher 11.4). Zu den Verständigungsprozeduren über die Sprechakte im Gespräch gehören auch die mehrfach untersuchten „metakommunikativen Sprechakte“ (vgl. z.B. Schwitalla 1978; Meyer-Hermann 1978; Wiegand 1979; Techtmeier 1984, 122ff.).

Über diese Fragen der Gesprächsorganisation hinaus unternimmt die Gesprächsanalyse auch Versuche zur soziologischen und pragmatischen Situierung des Gesprächs (vgl. Henne/Rehbock 1979, 28ff.). Die gesellschaftliche Praxis bildet die Grundlage für die unterschiedliche Ausprägung von Gesprächen, die als „Gesprächsbereiche“ bezeichnet werden (z.B.: persönliche Unterhaltung, Verkaufsgespräche, Konferenzen, Interviews, Unterrichtsgespräche, Beratungsgespräche). Diese Gesprächsbereiche – oder in Anlehnung an Fishman (1975, 50) „Gesprächsdomänen“ – werden ihrerseits kommunikativ-pragmatisch fundiert durch Kategorien wie z.B. Spontaneität, Fiktionalität, Öffentlichkeitsgrad, soziales Verhältnis, Bekanntheitsgrad, Grad der Vorbereitetheit der Gesprächspartner, Themafixiertheit des Gesprächs: Auf diese Weise entstehen „Gesprächstypen“ als kommunikativ-pragmatische Veranschaulichung und Spezifizierung von Gesprächsbereichen. Damit wird der bei den Untersuchungen zur GS verwendete Begriff der Situation bzw. „Redekonstellation“ zum „Gesprächsbereich“, der dort verwendete Begriff der Textsorte zum „Gesprächstyp“ weiterentwickelt.

11.3 Wissenschaftsgeschichtliche Einordnung und Kritik

11.3.1 Gesprächsanalyse und Textlinguistik

Das Verhältnis der Gesprächsanalyse zur *Textlinguistik* ist dadurch charakterisiert, daß die Textlinguistik im Grunde die Gesprächsanalyse als eine Teildisziplin umfaßt, da sich die Gesprächsanalyse nur mit einer Teilmenge von Texten befaßt (mit gesprochenen Texten, die sich durch

Sprecherwechsel auszeichnen). Daß sich die Gesprächsanalyse zu einer (relativ selbständigen) Teildisziplin (und Teiltheorie) entwickelt hat, hängt mit den besonderen Eigenschaften von Gesprächen zusammen, durch die sie sich deutlich von anderen Textsorten abheben (vgl. auch Rosengren 1980, 275).

Dennoch ist die Eigenständigkeit der Gesprächsanalyse bzw. „Gesprächslinguistik“ (auch: Diskurs- oder Konversationsanalyse) gegenüber der Textlinguistik begrenzt. Ob Textlinguistik und Gesprächslinguistik als separate Wissenschaftsobjekte gesehen werden können, hängt vor allem vom Umfang des Textbegriffes ab (vgl. 9.3.2). Werden unter „Texten“ nur *schriftliche* Realisationsformen verstanden, wird man der Gesprächslinguistik einen eigenen Status zuerkennen müssen (*neben* der Textlinguistik). Werden aber unter „Texten“ *schriftliche und mündliche* Realisierungsformen verstanden, ist die Gesprächslinguistik nur ein *Teil* der Textlinguistik (derjenige Teil, der sich mit *mündlichen* Realisierungsformen befaßt). Da in der jüngeren Zeit die Tendenz zu beobachten ist, den Begriff „Text“ (erneut) auf die schriftlichen Realisierungsformen zu beschränken, andererseits aber bestimmte Gemeinsamkeiten und Überschneidungen von schriftlichen und mündlichen Realisierungsformen nicht zu übersehen sind, hat sich das (jüngste) Handbuch in der Reihe der „Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft“ zu einer Zusammenfügung unter dem Titel „Text- und Gesprächslinguistik“ entschlossen, den Spezifika aber dadurch Rechnung getragen, daß eine Gliederung in zwei Halbbände vorgenommen worden ist, von denen – in annähernd paralleler Weise – der 1. Halbband die „Textlinguistik“, der 2. Halbband die „Gesprächslinguistik“ („Conversation Linguistics“) behandelt (vgl. Brinker u.a. 2000, XVIIIf.).

11.3.2 *Gesprächsanalyse und Sprechakttheorie*

Noch schwieriger und umstrittener ist das Verhältnis der Gesprächsanalyse zur *Sprechakttheorie*. Im allgemeinsten Sinne ist von „interdependenten Theorien“ gesprochen worden (vgl. Rosengren 1980, 275), die sich gegenseitig voraussetzen. Von den Vertretern der Gesprächsanalyse selbst wird die Sprechakttheorie jedoch manchmal als „Fehlentwicklung“ angesehen, wird auf zwei entscheidende „Verkürzungen“ der Sprechakttheorie hingewiesen (einerseits auf die Isolierung *eines* Sprechers und *eines* Hörers, andererseits auf die alleinige Orientierung an der Perspektive des Sprechers), die (bei der Gesprächsanalyse) zu der Schlußfolgerung führen, daß die Grundeinheit sprachlicher Kommunikation *nicht* der Sprechakt, sondern das Gespräch sei, daß der Sprechakt nur „eine Analy-

sekategorie *innerhalb* einer gesprächstheoretisch fundierten pragmatischen Sprachwissenschaft“ sei (Henne/Rehbock 1979, 16ff.). Im Unterschied dazu sucht Wunderlich (1976a, 295ff.) eher nach einer Verbindung von Sprechakttheorie und Gesprächsanalyse, wenn er Redebeitrag und Sprechakt korreliert und von der Gesprächsanalyse als Materialbasis eine Weiterentwicklung der Sprechakttheorie erwartet.

Weydt (1981, 47ff.) sieht hinter dem Verhältnis zwischen Sprechakttheorie und Gesprächsanalyse – ähnlich wie hinter dem Verhältnis zwischen Strukturalismus und generativer Grammatik – ein Verhältnis zwischen Paradigmatik und Syntagmatik: Während die Sprechakttheorie zu meist einzelne Sprechakte paradigmatisch behandelt, untersucht die Gesprächsanalyse gerade Sequenzen aufeinander folgender Einheiten, d.h. Gesprächssequenzen (die z.T. auch Sprechaktsequenzen sind). Während sich der Strukturalismus und die generative Grammatik am Satz orientieren, die Sprechakttheorie am Sprechakt, orientiert sich die Gesprächsanalyse an der Sequenz von „turns“. Während das Objekt der Untersuchung im Strukturalismus und in der generativen Grammatik, zum großen Teil auch in der Sprechakttheorie ein abstraktes System ist, die Auswahl der (zum großen Teil selbst konstruierten) Beispiele durch die Intuition der Sprecher/Linguisten bestimmt wird, ist das Objekt der Gesprächsanalyse die konkrete Rede; man verzichtet auf die Postulierung und Entdeckung abstrakter Systeme und legt großen Wert auf empirisch gewonnene Ausgangsdaten (als Textkorpus) und auf die Authentizität des Sprachmaterials.

Mit der Entwicklung vom *Satz* zum *Text*, vom *Text* zum *Sprechakt* und vom *Sprechakt* zum *Gespräch* ist zugleich eine Entwicklung angedeutet, die sich in den 70er Jahren von der Systemlinguistik über die Textlinguistik zur Sprechakttheorie und schließlich zur Gesprächsanalyse vollzieht (vgl. Wunderlich 1976a, 295ff.). Diese Entwicklung kann einerseits als fortschreitende *Pragmatisierung* sprachwissenschaftlicher Probleme, andererseits aber auch als zunehmende *Empirisierung* der Gegenstandskonstitution angesehen werden (vgl. Henne/Rehbock 1979, 15, 158f.). In diesem wissenschaftsgeschichtlichen Ablauf ist eine Entwicklung erkennbar, die eine zunehmende Aufhebung von Abstraktionen und Idealisierungen bedeutet. Mit der Pragmatisierung und Empirisierung hängt es wohl auch zusammen, daß die Zugänge zum Text und zum Sprechakt (zumindest bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt) stärker theoretisiert und elaboriert sind als die zum Gespräch. Umstritten scheint die Frage des Verhältnisses einer möglichen *Gesprächstheorie* zur Linguistik insgesamt, wobei eine Reduzierung der Linguistik auf eine solche Gesprächstheorie sicher unzulässig ist, weil eine illegitime Pragmatisierung,

ein Verzicht auf den Systemcharakter der Sprache eine erneute Reduktion der Sprachwissenschaft bedeuten würde.

Unter diesem Aspekt sind auch kritische Einwände zu sehen, die gegen die Gesprächsanalyse erhoben werden. Wenn Wunderlich (1976b, 466ff., 475f.) die Frage nach der Leistungsfähigkeit der Diskursanalyse stellt, geht er den Weg vom Sprechakt zum Diskurs (nicht: vom Diskurs zum Sprechakt), weil die Rekonstruktion des vollständigen Kontextes (und damit des kommunikativen Sinns) nicht über den fixierten Diskurs, sondern aus dem „neutralen Kontext“ mit Hilfe praktischer Schlüsse erfolversprechender sei. Erst recht hat Hundsnurscher (1980) darauf hingewiesen, daß die Frage der Verkettung von Sprechakten nicht empirisch mit gesprächsanalytischen Methoden lösbar ist, und hat statt dessen (vgl. auch 1981) das Modell einer „Dialoggrammatik“ auf sprechakttheoretischer Grundlage (ausgehend von zugrunde liegenden Strukturen) vorgeschlagen.

11.4 Partikel-Forschung

Im Zusammenhang mit der Gesprächsanalyse (aber durchaus nicht notwendig in deren Rahmen) entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten eine umfangreiche *Partikel-Forschung*, manchmal sogar als „Partikel-Linguistik“ (Henne 1979, 132) oder als „Partikologie“ (Weydt 1981, 46) bezeichnet. Diese Entwicklung ist nicht zufällig, weil die gesprochene Sprache weit partikelreicher ist als die geschriebene Sprache (sie enthält zweibis dreimal so viele Partikeln wie die geschriebene Sprache), weil die Alltagssprache weit mehr Partikeln enthält als die Literatur- oder die Zeitungssprache, weil im Dialog (selbst innerhalb eines Romans) die Partikeln am häufigsten auftreten (vgl. Weydt 1969, 85ff., 98ff.). Deshalb ist es auch nicht gerechtfertigt, die Partikeln als bloße „Flickwörter“ (Reiners 1944, 282f.; vgl. auch Riesel 1969, 448) oder „farblose Redefüllsel“ (Lindqvist 1961, 24) abzuwerten, wie dies in der normativen Stilistik oft geschah. Auch im Rahmen der Systemlinguistik hatten sie auf Grund ihrer relativen „Bedeutungsarmut“ keinen rechten Platz. Trotz dieser Armut an denotativem Bedeutungsinhalt drücken sie viele – mitunter auch entscheidende – kommunikative Nuancen aus, die jedoch erst erschließbar werden von ihrer kommunikativ-pragmatischen Funktion her (vgl. Helbig 1994).

Weydt (1981, 45) nennt mehrere Gründe für das sich in jüngster Zeit verstärkende Interesse an den Partikeln: Da die Partikeln in ihrer Funktionsweise sehr vielfältig sind, werden sie zum Brennpunkt verschiedener Methoden, werden sie von verschiedenen Seiten und unterschiedlichen Aspekten her in größerem Rahmen untersucht (vgl. z.B. Weydt 1976; 1979; Weydt u.a. 1983). Es darf nicht überraschen, daß dabei unterschied-

liche Akzente – auch im Hinblick auf die Leistungen der Partikeln – gesetzt worden sind: Von der Sprechakttheorie her wurden die Partikeln in erster Linie als *illokutive Indikatoren* angesehen (vgl. Wunderlich 1972, 18f.; Helbig 1977, 30ff.; etwas modifiziert Wunderlich 1976a, 137). Auf Grund der Untersuchungen zur gesprochenen Sprache und der Gesprächsanalyse wurde vor allem die Rolle der Partikeln als *Gliederungssignale* und *Steuerungselemente* betont: So sprechen z.B. Henne/Rehbock (1979, 26f.) von „Gliederungspartikeln“ (auf Sprecher-Seite) und „Rückmeldungspartikeln“ (auf Hörer-Seite). Die Deutung der Partikeln in der Gesprächsanalyse führte dazu, daß ihre Rolle darin gesehen wird, „die Äußerung im konversationellen oder argumentativen Kontext zu verankern und auch der emotiven Seite des Beziehungsstandes zwischen den Interaktanten Ausdruck“ zu verleihen (Franck 1979, 4f.), den Sprechakt zu modifizieren und ihn im Vollzug mit ihrer Hilfe auf die Gegebenheiten der Interaktion zu beziehen (vgl. Sandig 1979, 89), „die Konversation im Sinne des Sprechers zu steuern, aber auch sie flexibel zu halten, so daß sie nicht ... vom Hörer abgebrochen wird“ (Trömel-Plötz 1979, 319), die Interaktion von Äußerungen und auch den Interpretations- und Beurteilungsprozeß des Hörers zu steuern (vgl. Bartsch 1979, 367).

Wenn (im Zusammenhang mit Gesprächsanalyse und -linguistik) von *Partikeln* die Rede ist, so sind damit nur die *Modal-* oder *Abtönungspartikeln* gemeint, nicht andere Subklassen der Partikeln (z.B. die Grad- bzw. Fokuspartikeln oder die Steigerungspartikeln). Diese Präzisierung ist insofern notwendig, als der Terminus „Partikeln“ in der Linguistik sehr uneinheitlich verwendet worden ist und z.T. auch noch wird: (a) im weitesten Sinne als Synonym für alle unflektierbaren Wörter (also unter Einschluß z.B. auch der Adverbien, Konjunktionen und Präpositionen); (b) in einem schon etwas engeren Sinne als Oberbegriff nur für die unflektierbaren Wortarten, die nicht die syntaktischen Funktionen von Adverbien, Konjunktionen, Präpositionen und Satzäquivalenten (also weder Satz- noch Satzgliedwert noch einen primären Fügewert) haben; (c) im engsten Sinne für die Subklasse der Abtönungs- oder Modalpartikeln (vgl. Helbig 1988, 19; Helbig/Buscha 2001, 419ff.). Dieser unterschiedliche Umfang des Partikel-Begriffs hängt mit der Forschungsgeschichte zusammen: Nachdem früher die Partikeln kaum als eigene Wortklasse galten (weil ihre Spezifika noch nicht erkannt waren), wurden sie in einem ersten Schritt (nach Einsicht in diese Spezifika) aus den Adverbien ausgesondert und als eigene Wortklasse etabliert. Nach Erkenntnissen über ihre Heterogenität war dann – in einem zweiten Schritt – eine Subklassifizierung notwendig. Als *eine* dieser Subklassen werden die Abtönungs- (oder Modal-)Partikeln angenommen – mit unterschiedlichen

Funktionen *kommunikativ-pragmatischer* Art (z.B. als Gliederungssignale im Gespräch, als Indikatoren bzw. Modifikatoren für Sprechakte, als Textkonnektoren) – im Unterschied zu anderen Subklassen mit *semantischen* Funktionen (vor allem: Grad- und Steigerungspartikeln).

11.5 Literatur

- Auer, Peter (1999): Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Tübingen
- Bartsch, Renate (1979): Die Unterscheidung zwischen Wahrheitsbedingungen und anderen Gebrauchsbedingungen in einer Bedeutungstheorie für Partikeln. In: H. Weydt (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin/New York, 365-377
- Brinker, Klaus, u.a. (2000): Text- und Gesprächslinguistik (HSK 16.1). Berlin/New York
- Fishman, J.A. (1975): Soziologie der Sprache. München
- Franck, Dorothea (1979): Abtönungspartikeln und Interaktionsmanagement. In: H. Weydt (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin/New York, 3-13
- Gülich, Elisabeth (1970): Makrosyntax der Gliederungssignale im gesprochenen Französisch. München
- Günthner, Susanne (2000): Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion: Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen. Tübingen.
- Helbig, Gerhard (1977): Partikeln als illokutive Indikatoren im Dialog. In: DaF 1, 30-44
- Helbig, Gerhard (³1994): Lexikon deutscher Partikeln. Leipzig/Berlin/München
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Neubearbeitung. Berlin/München
- Henne, Helmut (1977): Gesprächsanalyse – Aspekte einer pragmatischen Sprachwissenschaft. In: D. Wegner (Hg.): Gesprächsanalysen. Hamburg, 67ff.
- Henne, Helmut (1979): Die Rolle des Hörers im Gespräch. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 122-134
- Henne, Helmut/Rehbock, Helmut (1979): Einführung in die Gesprächsanalyse. Berlin/New York
- Hundsnurscher, Franz (1980): Konversationsanalyse versus Dialoggrammatik. In: H. Rupp/H.-G. Roloff (Hg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses. Teil 2. Basel, 89-95
- Hundsnurscher, Franz (1981): On insisting. In: H. Parret/M. Sbisà/J. Verschueren (Hg.): Possibilities and Limitations of Pragmatics. Proceedings of the Conference on Pragmatics (Urbino, Juli 1979). Amsterdam, 343-358
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, 1-28
- Kleine Enzyklopädie – Deutsche Sprache (1983). Hg. W. Fleischer/W. Hartung/J. Schildt/P. Suchsland. Leipzig
- Lindqvist, A. (1961): Satzwörter. Göteborg

- Meyer-Hermann, Reinhardt (1978): Aspekte der Analyse metakommunikativer Äußerungen. In: R. Meyer-Hermann (Hg.): Sprechen – Handeln – Interaktion. Tübingen, 103ff.
- Rehbein, Jochen (1977): Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache. Stuttgart
- Reiners, Ludwig (1944): Deutsche Stilkunst. München
- Riesel, Elise (1969): Stilistik der deutschen Sprache. Moskau
- Rosengren, Inger (1980): Texttheorie. In: H.P. Althaus/H. Henne/H.E. Wiegand (Hg.): LGL, Bd. II. Tübingen 275-286
- Sandig, Barbara (1979): Beschreibung des Gebrauchs von Abtönungspartikeln im Dialog. In: H. Weydt (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin/New York, 84-94
- Schank, G./Schoenthal, G. (1976): Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden. Tübingen
- Schank, G./Schwitalla, J. (1980): Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse. In: H.P. Althaus/H. Henne/H.E. Wiegand (Hg.): LGL. Bd. II. Tübingen, 313-323
- Schwitalla, Johannes (1978): Metakommunikation als Mittel der Dialogorganisation und der Beziehungsdefinition. In: J. Dittmann (Hg.): Arbeiten zur Konversationsanalyse. Tübingen, 111-143
- Selting, Margret/Couper-Kuhlen, Elizabeth (2001): Forschungsprogramm „Interaktionale Linguistik“. In: Linguistische Berichte 187, 258-287
- Selting, Margret/Couper-Kuhlen, Elizabeth (Hg.) (im Druck): Studies in Interactional Linguistics. Amsterdam
- Steger, Hugo (1976): Einleitung. In: F.-J. Berens u.a. (Hg.): Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbericht. München, 7-14
- Steger, Hugo, u.a. (1974): Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. In: Gesprochene Sprache. Jahrbuch des IDS. Düsseldorf, 39-97
- Techtmeier, Bärbel (1982): Gesprächsanalyse – neue Perspektiven in der Kommunikationsforschung. In: ZPSK 6, 677-684
- Techtmeier, Bärbel (1984): Das Gespräch. Funktionen, Normen und Strukturen. Berlin
- Trömel-Plötz, Senta (1979): „Männer sind eben so“: Eine linguistische Beschreibung von Modalpartikeln aufgezeigt an der Analyse von dt. *eben* und engl. *just*. In: H. Weydt (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin/New York, 318-334
- Ungeheuer, G. (1974): Was heißt ‚Verständigung durch Sprechen‘? In: Gesprochene Sprache. Jahrbuch des IDS 1972. Düsseldorf, 7-39
- Weydt, Harald (1969): Abtönungspartikel. Die deutschen Modalwörter und ihre Entsprechungen im Französischen. Bad Homburg/Berlin/Zürich
- Weydt, Harald (Hg.) (1976): Aspekte der Modalpartikeln. Tübingen
- Weydt, Harald (Hg.) (1979): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin/New York
- Weydt, Harald (Hg.) (1981): Partikeln und Deutschunterricht. Heidelberg

12. Funktionale Grammatik(en)

12.1 Uneinheitlichkeit der Konzepte

Hinter Schlagwörtern wie „funktionale Grammatik“ und „funktionale Sprachwissenschaft“ verbergen sich recht uneinheitliche Konzepte – so unterschiedlich, daß ihre Zusammenfassung unter *einem* Etikett nicht unbedenklich ist und zur Verwirrung führen kann. Diese Uneinheitlichkeit ist nicht verwunderlich, da der tragende Begriff der *Funktion* in der Linguistik in sehr divergierender Weise verwendet wird (vgl. dazu Helbig 1968; 1973, 10ff.). Teilweise wird der Begriff im (eher mathematischen) Sinne des „Abhängig-Seins“, teilweise aber auch im (eher physiologischen) Sinne des „Funktionierens“ verstanden. Vor allem aber wird er auf unterschiedliche Ebenen bezogen, so daß von einer phonologischen, morphologischen, syntaktischen, semantischen und kommunikativen oder pragmatischen Funktion gesprochen wird – z.T. in Anlehnung an den semiotischen Begriff der „Funktion“ –, wobei oft innersprachliche und außersprachliche Faktoren vermischt werden. Damit ist der Begriff „Funktion“ eine Art „Joker“ geworden, ein Schlagwort, das erst im jeweiligen Kontext erklärt werden muß und mindestens eines spezifizierenden Attributs bedarf. Zum anderen deuten die beiden unterschiedlichen Bezugswörter von „funktional“ (*Grammatik* und *Sprachwissenschaft*) darauf hin, daß die unter diesen Termini subsumierten Konzepte zugleich in zwei unterschiedlichen Zusammenhängen stehen: Einerseits sind es vorrangig *Grammatiktheorien* (wie 12.3 und 12.4), die relativ unabhängig sind von der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ in der Linguistik und deshalb ebenso gut (oder noch adäquater) im Zusammenhang mit anderen *Grammatiktheorien* (neben 4. bis 7.) behandelt werden könnten. Andererseits erheben sie z.T. (vor allem 12.2) den Anspruch auf eine *sprachwissenschaftliche* Theorie (dann gehören sie zu den Ausprägungsformen der „kommunikativ-pragmatischen Wende“). Schließlich ist der Terminus „Funktion“ so allgemein (und mehrdeutig) geworden, daß er in anderen (und an anderer Stelle behandelten) Konzepten als tragender Begriff (zur Abgrenzung von anderen zeitgleichen Richtungen) erscheint: So verstand sich z.B. die Prager Schule der strukturellen Linguistik zugleich als „funktionale Linguistik“, um sich von den anderen Richtungen der strukturellen Linguistik zu distanzieren (vgl. 3.2.1). So verstand z.B. Tesnière seine Dependenzgrammatik ausdrücklich als „funktionale Syntax“ (da es ihm nicht auf die morphologischen Formen ankommt; vgl. 5.), so versteht

sich z.B. das generative Konzept von Bresnan zugleich als „funktional“ (vgl. 12.3). Im Folgenden beschränken wir uns auf die Darstellung von drei unterschiedlichen Ansätzen, die in gleicher Weise das Attribut „funktional“ in zentraler Weise für sich in Anspruch nehmen.

12.2 Funktionale Grammatik und funktional-kommunikative Sprachbeschreibung der ehemaligen DDR

12.2.1 Funktionale Grammatik

Innerhalb der (ehemaligen) DDR weit verbreitet war die funktionale Grammatik (Potsdamer Provenienz), die vor allem in den pädagogischen Einrichtungen – namentlich im Rahmen des muttersprachlichen Unterrichts – zu einer Art (verbindlichem) Programm geworden war. Zu ihrem Wortführer hat sich vor allem W. Schmidt gemacht.

12.2.1.1 Die beiden Quellen

Diese funktionale Grammatik wurde im wesentlichen von zwei *Quellen* gespeist:

- 1) dem Funktionsbegriff der russischen bzw. sowjetischen Linguistik, vor allem Admoni;
- 2) dem Funktionsbegriff G.F. Meiers, der auf der dialektischen Form-Funktions-Korrelation beruht.

Für *Admoni* hat eine grammatische Form immer zwei Funktionen: Sie drückt einmal den „verallgemeinerten und abstrahierten Bedeutungsgehalt“ aus, der „die lexikale Semantik der Wörter überlagert“; zum anderen dient sie auch dem Zweck, „die Struktur irgendwelcher grammatischen Erscheinungen aufzubauen“. Der Funktionsbegriff hat für ihn einen doppelten Aspekt: Wenn wir von „Funktion der grammatischen Formen“ sprechen, meinen wir semantische Funktion (verallgemeinerter Bedeutungsgehalt oder Inhalt) *und* strukturelle (syntaktische) Funktion, „wobei der Ausdruck von Bedeutungen nur einen Teil, wenn auch den wichtigsten, bildet“ (Admoni 1960, 10).

An anderer Stelle weist Admoni (1962, 381) – neben den beiden bereits genannten Funktionen – auch auf die logische Funktion grammatischer Formen hin, wenn er den „logischen Gehalt des Satzes“ bestimmen und dabei feststellen will, „welche Urteile ..., welche logischen Zusammenhänge von der Sprache in ihrem Bau fixiert worden sind“. Das zielt offensichtlich zunächst auf die logische Funktion der syntaktischen Formmittel, auf eine Betrachtung des Satzes als Ausdrucksmittel für ein Urteil, des Wortes als Ausdrucksmittel für einen Begriff. In diesem „logi-

schen Gehalt“ des Satzes sieht Admoni (1962, 391f.) „den eigentlichen, den spezifischen Satzinhalt“, „den wahren Gegenstand der Aussage“, und zwar deshalb, weil „er den wahren Gehalt des menschlichen Denkens formuliert, die Widerspiegelung der objektiven Welt ausdrückt“.

Gerade darin zeigt sich aber, daß Admonis Begriff des „logischen Gehalts“ zweideutig ist: Einmal meint „logisch“ – im Sinne der Logik – soviel wie Betrachtung des sprachlichen Gebildes „Satz“ als Ausdruck des logischen Gebildes „Urteil“; zum anderen meint „logisch“ – mehr im umgangssprachlichen als im wissenschaftlichen Sinne – soviel wie „richtige Widerspiegelung der objektiven Welt“, soviel wie „den Sachverhalten der Wirklichkeit entsprechend“. Nur im ersten Falle können wir von einer eigentlich „logischen“ Funktion sprechen, im zweiten handelt es sich eher um eine ontologisch-sachliche, um eine denotative Funktion.

Daß Admoni in der Praxis eher die zweite Bedeutung im Auge hat, zeigt sich, wenn er etwa einen Ausdruck wie „logisches Subjekt“ gebraucht (vgl. 1960, 12), um den Urheber einer Tätigkeit (das „Agens“) zu bezeichnen. Diesen Begriff des Logischen benutzt Admoni (1960, 11f.) auch, wenn er an die Trennung Peškovskijs (1956, 89f.) in „objektive“ (d.h. sich unmittelbar aus der Wirklichkeit ergebende) und „subjektiv-objektive“ (d.h. sich nur vermittelt aus der Wirklichkeit ergebende und nur vom Standpunkt des Menschen aus zu verstehende) Kategorien anknüpft, ihnen die (schon genannten) strukturellen Funktionen hinzufügt und demnach 3 Arten von grammatischen Kategorien unterscheidet:

- (1) *logisch-grammatische* (oder objektive) Kategorien, die „in verallgemeinerter und abstrahierter Form die sich im menschlichen Bewußtsein widerspiegelnden Sachverhalte der objektiven Wirklichkeit zum Ausdruck“ bringen (z.B. die Kategorie der Zahl, die unabhängig vom redenden Subjekt ist);
- (2) *kommunikativ-grammatische* (oder subjektiv-objektive) Kategorien, deren Bedeutung „nur vom Standpunkt des redenden Subjekts aus“ verstanden werden kann (z.B. die grammatischen Kategorien der Person, der Zeit und des Modus);
- (3) *strukturell-grammatische* Kategorien, die „der formalen Organisation der Redeeinheiten dienen“ (z.B. die Rahmenkonstruktion des Deutschen, die keinerlei semantischen Wert hat).

G.F. Meier (1961, 13, 22) als ein Repräsentant der Linguistik und Kommunikationswissenschaft der (ehemaligen) DDR sieht als Zentralproblem der Linguistik „das Verhältnis von sprachlicher Form und kommunikativer Funktion“ an. *Form* ist für ihn die „wahrnehmbare Seite der Sprache“, sind alle – vor allem akustisch – wahrnehmbaren Elemente, die von

den Sinnesorganen des Hörenden (Lesenden) verstanden werden und vom Sprecher (Expedienten) erzeugbar sind, „unabhängig von der jeweiligen Relevanz“. Dieser physikalistische Formbegriff schließt den „Pseudobegriff“ der „inneren Form“ aus und läßt zunächst noch nichts über den kommunikativen Effekt erkennen. Meier hat den Begriff „Form“ deshalb gewählt, „weil die Gegenüberstellung (und zugleich dialektische Einheit) von Form und Inhalt (bzw. Funktion) in anderen Gebieten der Wissenschaft längst Usus ist und dem dialektischen Denken entspricht“. In dieser Übertragung der philosophischen Begriffe Form und Inhalt auf die Sprache stecken jedoch offensichtlich mehrere Schwierigkeiten: Einmal verhalten sich Form und Funktion in der Sprache anders als Form und Funktion in der Philosophie; zum anderen setzt Meier seinem physikalistisch geprägten Form- einen sehr weiten (und undifferenzierten) Funktionsbegriff gegenüber, den er bald mit „Inhalt“, bald mit „meaning“ identifiziert.

Meier (1961, 17) erkennt sehr deutlich, daß die Bestimmung des Begriffes *Funktion* „ungleich schwieriger“ ist als die der Form, „nicht nur weil der Terminus in noch vielfältigerer Weise von den verschiedenen Autoren verwendet wird, sondern auch weil eine Funktion nur in Korrelation zur Form definiert werden kann. Eine Funktion (oder auch ein *Inhalt*) existiert nicht als solche, sondern immer nur *von* irgendwelchen Formen ...“. Die Definition der Funktion ergibt sich für Meier (1961, 24ff.) aus der Wesensbestimmung der Sprache als „Mittel der Verständigung, Kommunikationsmittel“. Diese Kommunikation besteht darin,

mittels eines Mediums einen entsprechenden Kommunikationseffekt auszulösen. Das zu diesem Zweck verwendete Medium ist die *Form*, der von diesem Medium auszulösende Effekt ist die *Funktion* der verwendeten Form.

Meier erläutert im Grunde nur den Funktionsbegriff durch den auch noch nicht völlig geklärten Begriff des Kommunikationseffekts. Das wird deutlich, wenn Meier (1961, 32) den Bloomfieldschen Terminus „meaning“ etwa mit Kommunikationsabsicht und Kommunikationseffekt gleichsetzt und mit seinen Begriffen den Bloomfieldschen Terminus „überflüssig“ machen möchte. Meiers Bestimmung der Funktion (als kommunikative Leistung) gründet sich in der Tat auf den behavioristischen, extralinguistischen und undifferenzierten Meaning-Begriff; es handelt sich dabei letztlich um die Einbettung von meaning in das physikalistische Stimulus-Reaktions-Schema. Dabei bleibt offen, welche Rolle die strukturellen Beziehungen der Teile untereinander spielen: Sie können weder dem physikalistischen Formbegriff zugerechnet werden, noch sind sie außerlinguistisch (wie die Funktionen bei Meier).

Im Gegensatz zu de Saussure und Hjelmslev stehen sich bei Meier Form und Funktion nicht gegenüber, stehen auch nicht in einem 1:1-Verhältnis, sondern bilden „eine Einheit, wie etwa ein Werkzeug und dessen Verwendungsmöglichkeit“ (1961, 42, 48ff., 74ff.). Deshalb spricht er statt von der glossematischen Ausdruck-Inhalt-Beziehung von einer Mittel-Effekt-Beziehung, statt des de Saussureschen bilateralen Schemas von signifiant und signifié (die sich gegenüberstehen wie die zwei Seiten eines Blattes) von einer „dialektischen“ Beziehung von Effektor (Form, Mittel) und Effekt (Funktion, Inhalt, Zweck); dabei entspricht der Form der Terminus *Kommunikationsmittel*, dem Inhalt entspricht der *kommunikative Effekt*. Als dritter kommunikationstheoretischer Begriff erscheint bei Meier die *kommunikative Absicht*, die er als Gemeintes, als „Intentum“ (nach Koschmieder) im aktuellen kommunikativen Prozeß deutet. Der Sprecher wählt also im kommunikativen Akt entsprechend seiner kommunikativen Absicht (Intentum) einen Bestand an Kommunikationsmitteln (Form, Effektor) aus, um mit ihnen einen kommunikativen Effekt (Inhalt, Funktion) auszulösen (vgl. auch Zeichen und System der Sprache I 1961, 85, 105, 178, 187; II 1962, 241ff.).

12.2.1.2 Ausgangspunkt, Hauptbegriffe und Phasen der funktionalen Grammatik

Ausgangspunkt für die Ausarbeitung dieses Typs der funktionalen Grammatik war die Annahme, daß sich die Grammatikforschung und die praktische Grammatik seit Jahrzehnten in einem Zustand der Bewegung und der „Krise“ befänden. Dieser Zustand fände seinen Ausdruck in Formulierungen wie „das Ende der Grammatik“, „das Wagnis der Grammatik“ (Weisgerber 1960), „Grammatik im Kreuzfeuer“ (Weisgerber 1950/51) oder gar „Es kracht im Gebälk“ (Holz 1956). Diese angenommene Krise der Grammatik (vgl. W. Schmidt 1965, 11) sieht die funktionale Grammatik in doppelter Weise: Sie versteht sie einerseits als Unzulänglichkeit der *grammatischen Theorie*, andererseits aber auch als Unzulänglichkeit der Methoden des gegenwärtigen *Grammatikunterrichts*, aus der Erkenntnis heraus, daß die bisherigen Methoden des Grammatikunterrichts in der Schule nicht zu den gewünschten Ergebnissen geführt haben. Es handelt sich somit um eine theoretisch-wissenschaftliche und um eine praktisch-methodische Unzulänglichkeit, die die funktionale Grammatik überwinden möchte, aus der sich ihr doppelter Anspruch ableitet, sowohl praktische Schulgrammatik als auch wissenschaftliche Grammatik zu sein. W. Schmidt (1965, 33) betont nachdrücklich, „daß die funktionale Grammatik primär eine besondere Methode der wissenschaftli-

chen Erforschung und Darstellung sprachlicher Sachverhalte ist“, gesteht durchaus zwischen der funktionalen Grammatik als theoretischem Konzept und der funktionalen Grammatik als Unterrichtsmethode auch „qualitative und quantitative Unterschiede“ zu, weist aber darauf hin,

daß funktionale Grammatik nicht nur eine Sache der Unterrichtsmethode ist, sondern auch – und das in erster Linie – eine Sache der prinzipiellen theoretischen Einstellung gegenüber den grammatischen (und überhaupt den sprachlichen) Gegebenheiten.

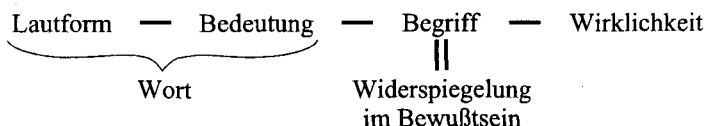
In der Entwicklung der funktionalen Grammatik müssen verschiedene *Phasen* unterschieden werden, entsprechend der unterschiedlichen Fassung der zentralen Begriffe, vor allem des Funktionsbegriffs. Grundsätzlich versucht die funktionale Grammatik – ähnlich wie auch G.F. Meier –, die dialektischen Kategorien von Inhalt und Form auf die Sprache anzuwenden (vgl. W. Schmidt 1965, 23ff.). Beide Komponenten

bedingen und bestimmen einander gegenseitig. Der Inhalt, die Bedeutung ist geformt und die Form, die Lautgestalt ist inhaltsvoll.

Wie Meier versteht auch Schmidt zunächst in einer *ersten Phase* (1963a, 12f.) als „Inhalt eines sprachlichen Mittels“ „seine Funktion“ und identifiziert damit Inhalt, Funktion und Bedeutung. Darüber hinaus hat er auch Bedeutung und Begriff weitgehend gleichgesetzt. So wurden die Morpheme bald als „die kleinsten sprachlichen Einheiten, die eine Bedeutung tragen“, bald als „Begriffsträger“ bestimmt (vgl. Schmidt 1959, 41ff.). Aus dieser Konzeption erwuchs auch die Definition der Bedeutung eines Wortes als dessen innere Seite, als

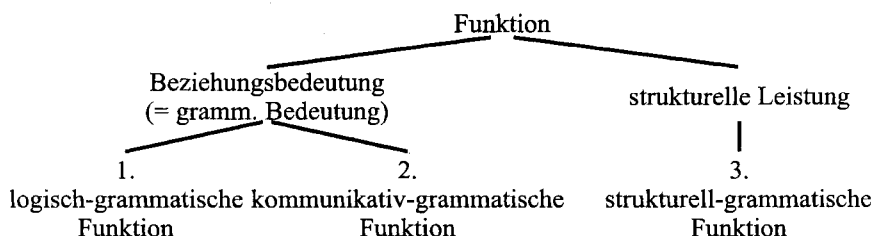
die mit einem Lautkomplex traditionell verbundene Widerspiegelung eines Gegenstandes oder einer Erscheinung der Wirklichkeit im Bewußtsein der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft.

Eine *zweite Phase* der funktionalen Grammatik ist gekennzeichnet durch eine deutlichere Trennung zwischen dem logischen (d.h. für alle Menschen gleichen) Begriff und der sprachlichen (d.h. einzelsprachlich verschiedenen) Bedeutung. Schmidt (1963a, 16ff.) hat seine Definition der Bedeutung entsprechend modifiziert und differenziert in dieser Phase im Grunde vier Ebenen:



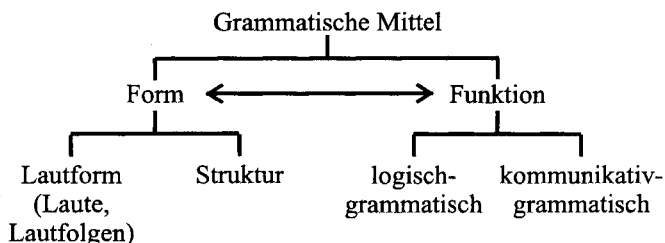
Überhaupt versucht man in dieser zweiten Phase, den vorher noch wenig geklärten Funktionsbegriff in der funktionalen Grammatik näher zu

bestimmen. Schmidt (1963b, 653f.) trennt jetzt – im Anschluß an Otto und Admoni – mit den Beziehungsbedeutungen (= grammatischen Bedeutungen) und den strukturellen Leistungen beim Aufbau der Rede „zwei grundsätzlich unterschiedliche Arten der Funktionen grammatischer Mittel“. Indem er Admonis logisch-grammatische, kommunikativ-grammatische und strukturell-grammatische Kategorien in seinen Funktionsbegriff einarbeitet, gelangt er zu folgender Schichtung:



Legt man diese Schichtung zugrunde, wird deutlich, daß die in den Schulen (der ehemaligen DDR und in der Lehrerbildung) weithin praktizierte funktionale Grammatik nicht inhaltbezogen, sondern sachbezogen war (vgl. auch Schmidt 1963b, 584; 1965, 18). Die Sachbezogenheit besteht darin, daß man untersucht, „wie bestimmte Gegenstände oder Bereiche der Wirklichkeit oder des Denkens von sprachlichen Formen bezeichnet werden“ (Neumann 1961, 132). Diese außersprachliche Sachbezogenheit steht jedoch im Widerspruch zu einer linguistischen Form-Funktions-Korrelation, bei der die Funktion als Bedeutung, also sprachintern gefaßt ist. Mit der Inadäquatheit einer rein sachbezogenen Betrachtung hängt es wohl auch zusammen, daß die in der Anfangsphase vielfach erhobene Forderung, man müsse grundsätzlich von der „Funktion“ ausgehen, aufgegeben oder zumindest relativiert wurde. Schmidt (1963b, 584f; 1965, 18) sieht das Wesen der „funktionalen Sprachbetrachtung“ nun darin, daß diese mit der Form und Funktion immer „beide Pole der Korrelation im Auge behält“. Dabei sei es durchaus möglich, von beiden Seiten auszugehen, „die Akzente in der Darstellung unterschiedlich zu setzen“. Wenn Schmidt (1965, 5, 19ff.) es allerdings als Aufgabe der funktionalen Sprachbetrachtung ansieht, „das Funktionieren der sprachlichen Mittel im Kommunikationsprozeß und ihre funktional bedingte Ordnung in der Gestalt des sprachlichen Systems“ zu untersuchen, so ist diese Forderung freilich so allgemein (wenn nicht trivial), daß sie im Grunde für die meisten linguistischen Konzepte zutrifft. Problematisch bleibt dabei immer noch, was unter „Funktion“ (als tragendem Begriff) verstanden wird.

Gerade in dieser Frage unterscheidet sich die *dritte Phase* der funktionalen Grammatik von ihrer zweiten Phase. Schmidt (1965, 24ff.) hat nämlich sein ursprüngliches Schema zum Funktionsbegriff insofern wesentlich modifiziert, als er nun die Struktur der Form zuordnet, keine „strukturellen Funktionen“ mehr annimmt und damit den Funktionsbegriff einseitig auf die semantische Ebene festlegt:



Dieses neue Schema lehnt sich nicht mehr an Admoni, sondern an G.F. Meier an. Schmidt begründet seine Modifizierung damit, daß die „strukturellen Funktionen“ nur Mittel seien, noch keine kommunikativen Leistungen, und daß vor allem die prinzipielle dialektische Unterscheidung von Form und Funktion nicht verwischt werden dürfe. Damit treten jedoch eine Reihe neuer Widersprüche auf: Der Formbegriff wird jetzt unscharf (deckt sich offenbar nicht mehr mit dem physikalistischen Formbegriff Meiers), und die Funktion wird auf die semantische Sicht reduziert – im Gegensatz auch zu Schmidts (1965, 19) eigener Erklärung der „funktionalen Sprachbetrachtung“, in der er vom „Funktionieren der sprachlichen Mittel“ und von einer „funktional bedingten Ordnung in der Gestalt des sprachlichen Systems“ spricht, den Funktionsbegriff also nicht nur semantisch versteht.

Ein weiterer Widerspruch in dieser Version der funktionalen Grammatik besteht darin, daß Schmidt (1965, 23ff.) einerseits – auch im Anschluß an Meier – die Funktion als Kommunikationseffekt (also außersprachlich) definiert, daß er andererseits aber von einem bilateralen sprachlichen Zeichen spricht (als Einheit von Form und Funktion) – im Unterschied zu Meiers unilateralem Zeichenbegriff. Auf diese Weise zeigt sich eine Vermengung von inner- und außersprachlichen Faktoren im Funktionsbegriff der funktionalen Grammatik (Potsdamer Prägung).

Gerade auf Grund dieser Defizite hat Schmidt (1969a; 1969b; 1969c) eine weitere Modifikation vorgeschlagen, mit der die funktionale Grammatik gleichsam in ihre *vierte Phase* eintrat. Schmidt gibt jetzt die – von Meier übernommene – „dialektische Einheit“ von Form und Funktion auf und spricht von einer Trias von Form – Bedeutung – Funktion, die sich weniger an Admoni oder Meier als vielmehr an G. Klaus orientiert. Was

er bisher „Funktion“ genannt hat, differenziert er in „Bedeutung“ (= sprachinterne Komponente des bilateralen Zeichens, abstrahierte invariante Widerspiegelung einer Beziehung oder Erscheinung der objektiven Realität, die mit der Lautform zum sprachlichen Zeichen verbunden ist; = Input) und „Funktion“ (= sprachexterner Kommunikationseffekt, Wirkung der Sprache auf den Empfänger; = Output). Es wird nach wie vor ein bilaterales Zeichen angenommen, das als Einheit von Form und Bedeutung begriffen wird; dabei umfaßt die Form nicht nur die Lautkomplexe, sondern auch die Abhängigkeitsverhältnisse und die Distribution (also die „Struktur“) sowie suprasegmentale Elemente. Damit wird das, was Klaus (1963, 36ff.; 1965, 12ff.) als syntaktische, semantische, sigmatische und pragmatische Beziehung unterschieden hat, von Schmidt übernommen, aber bilateral gedeutet: Das Zeichen besteht nicht nur aus dem Lautkomplex, sondern aus der Einheit von Lautkomplex und Bedeutung (= Abbild bei Klaus); erst diese Einheit hat eine sigmatische Beziehung zu den außersprachlichen Objekten (O) und eine pragmatische Beziehung zu den Menschen (M).

Auf diese Weise ist gewiß eine theoretische Hauptschwäche der funktionalen Grammatik – die Vermengung von inner- und außersprachlichen Komponenten – überwunden. Es ist dabei aber zugleich eingestanden, daß der Hauptbegriff der funktionalen Grammatik – der der „Funktion“ – extralinguistisch definiert wird. Das provoziert freilich die Frage, ob der Begriff der „funktionalen Grammatik“ (in diesem Sinne) überhaupt haltbar ist, wenn man davon ausgeht, daß es einer Grammatik doch primär um innersprachliche Gegebenheiten, um Zuordnungen von Lauten (Formen) und Bedeutungen (Inhalten) geht.

12.2.1.3 *Verhältnis zu anderen Forschungsrichtungen*

Das Verhältnis der funktionalen Grammatik zur *strukturellen Linguistik* ist von Anfang an mit einigen Vorbehalten belastet gewesen. Vor allem wird der strukturellen Linguistik vorgeworfen, daß sie ihren Untersuchungsgegenstand von seinen natürlichen Bedingungen und Entwicklungsfaktoren (vor allem vom Sprachträger, von der objektiven Realität und von der Sprachgeschichte) isoliere, die Grammatik zur reinen Formanalyse reduziere und die Bedeutung vernachlässige. Dieser Vorwurf traf nur für einige Richtungen des weitverzweigten Strukturalismus zu; er richtete sich überdies gegen Schwächen, die durch die Entwicklung der strukturellen Linguistik selbst weithin als überwunden gelten müssen.

Ähnlich wie von der inhaltbezogenen Grammatik (vgl. Weisgerber 1961), wird auch von der funktionalen Grammatik das pädagogische Ar-

gument als entscheidendes Motiv gegen eine exakte Beschreibung nur nach formalen Gesichtspunkten und gegen exakte Formalisierungen in der Sprachbeschreibung genannt (beides wird zudem oft in unzulässiger Weise vermischt). Die Notwendigkeit einer funktionalen Grammatik wird auf diese Weise nicht so sehr von der Seite der Theorie (bei der Schmidt ja zugesteht, daß es möglich, bisweilen sogar nötig ist, die Formen – um der Exaktheit willen – von den Funktionen zu isolieren) als vielmehr von der Seite der pädagogischen Praxis begründet.

Nicht übersehbar ist auch der Widerspruch, daß sich die funktionale Grammatik zwar einerseits gegen theoretische Konzepte der strukturellen Linguistik (und der generativen Grammatik) wendet – auch aus „ideologischen“ Gründen –, daß sie aber andererseits in zunehmendem Maße – sogar für den Unterricht – bestimmte operationelle Methoden (die im Rahmen der strukturellen Linguistik entwickelt worden sind – für das Deutsche vor allem von Glinz) für die funktionale Sprachbeschreibung übernimmt (vgl. Schmidt 1965, 69).

Während die funktionale Grammatik eine sehr kritische Position zur strukturellen Linguistik bezieht, ist sie mit der *inhaltbezogenen Grammatik* eher vergleichbar. Die Affinität beider Grammatikmodelle geht so weit, daß sie – mindestens von einzelnen Vertretern der funktionalen Grammatik – sogar gleichgesetzt worden sind. Eine solche Identifizierung ist so nicht gerechtfertigt, weil der Inhaltsbegriff der inhaltbezogenen Grammatik prinzipiell innersprachlich, der Funktionsbegriff der funktionalen Grammatik jedoch (potentiell oder *expressis verbis*) extralinguistisch ist. Deshalb betont Schmidt zu Recht, daß die funktionale Schulgrammatik in ihrem Wesen gar nicht inhaltbezogen, sondern sachbezogen (im Weisgerberschen Sinne) ist. Auf der anderen Seite steht jedoch die Einsicht, daß eine solche Sachbezogenheit für eine Sprachbeschreibung im vollen Sinne des Wortes nicht ausreicht (vgl. Schmidt 1965, 18).

Die funktionale Grammatik lehnt in entschiedener Weise die philosophischen und ideologischen Implikationen des Weisgerberschen Inhaltsbegriffes ab, vor allem die grundsätzlichen Hypothesen (1) von der Verselbständigung der Sprachinhalte zu einer sprachlichen Zwischenwelt; (2) von der weitgehenden Identifizierung von Sprache und Denken. Dennoch bleibt eine gewisse Zwitterstellung der funktionalen Grammatik im Verhältnis zur inhaltbezogenen Grammatik unverkennbar: Auf der einen Seite werden die genannten (grundsätzlichen) Thesen der inhaltbezogenen Grammatik abgelehnt, auf der anderen Seite jedoch werden zahlreiche sachliche Ergebnisse der inhaltbezogenen Grammatik übernommen und als „funktionale“ Einsichten interpretiert: So lehnt Schmidt (1965, 40f., 52f.) zwar die „Zwischenwelt“ Weisgerbers ab, übernimmt aber den Be-

griff der „inneren Sprachform“; so wird gegen die inhaltbezogene Konzeption der Wortarten polemisiert, zugleich aber eine Solidarisierung mit der Duden-Grammatik vorgenommen, nach der die Wörter einer Wortart „die Welt“ kennzeichnen, „die durch die Sprache in unser geistiges Bewußtsein gerückt wird“.

Insgesamt besteht ein Verdienst der funktionalen Grammatik darin, das Interesse der Sprachwissenschaft im Rahmen der Ausgangssituation der Linguistik in der (damaligen) DDR von der einseitig historischen Orientierung auf die Gegenwartssprache hingelenkt zu haben; dieses Verdienst wird jedoch erheblich eingeschränkt durch die Tatsache, daß sich die funktionale Grammatik – bedingt durch eine (vorwiegend ideologisch bedingte) „Abgrenzung“ – nur sehr zögernd mit den herrschenden Strömungen der internationalen Linguistik auseinandergesetzt hat und auf diese Weise in eine gewisse Isolierung und „Provinzialisierung“ geraten ist.

12.2.2 Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung (= FKS)

12.2.2.1 Anliegen und Ziele

Ebenso unabhängig von anderen Richtungen der internationalen Linguistik hat sich – als Weiterentwicklung der funktionalen Grammatik Potsdamer Prägung – die „funktional-kommunikative Sprachbeschreibung“ (= FKS) entwickelt und vornehmlich in der Lehrerbildung der (ehemaligen) DDR verbreitet (vgl. vor allem Schmidt u.a. 1977; Schmidt/Stock 1979; Schmidt u.a. 1981). Die FKS versteht sich – in Analogie zur funktionalen Grammatik – als

eine im Hinblick auf die Kommunikation funktionale Sprachbeschreibung, die das Zusammenwirken der sprachlichen Mittel der verschiedenen Ebenen des Sprachsystems und ihre wechselseitige Bedingtheit und Abhängigkeit unter dem Aspekt der intendierten kommunikativen Leistung erfaßt (Schmidt u.a. 1981, 11f.).

Eine solche Sprachbeschreibung soll es ermöglichen, eine wirkungsvollere Lehre des sprachlichen Gestaltens auszuarbeiten. Das will sie erreichen über eine „*integrale Sprachlehre*“, die zugleich funktional und operativ sein soll: Dabei meint das Attribut *funktional*, daß sie nicht von den einzelnen sprachlichen Mitteln ausgeht, sondern umgekehrt von der intendierten kommunikativen Wirkung (von der Funktion und Aufgabenstellung in der Kommunikation), das Attribut *operational* verweist auf die pädagogische Orientiertheit (d.h. in der Beschreibung der sprachlichen Mittel und der Vermittlung des sprachlichen Wissens unter dem Aspekt der Ausbildung sprachlichen Könnens, der Kommunikationsbefähigung) (vgl. auch Neumann u.a. 1976, 33ff.).

12.2.2.2 Ausgangspunkt und Grundbegriffe

Ausgangspunkt für die FKS sind vor allem die Ergebnisse der sowjetischen Psychologie und Psycholinguistik sowie die zentrale Bedeutung des Begriffes „Tätigkeit“ (diese „Tätigkeitsauffassung“ geht zurück auf Galperin, Leont'ev u.a.). Auf der Basis dieser Ausgangsposition werden die Grundbegriffe der FKS entwickelt, wird vor allem zwischen Kommunikationsaufgabe, Kommunikationsabsicht, Kommunikationsplan und Kommunikationsverfahren unterschieden (vgl. Schmidt/Harnisch 1974, 30ff.; Schmidt u.a. 1981, 18ff.).

Aus den gesellschaftlichen Verhältnissen und den entsprechenden sozialen Tätigkeiten erwachsen das jeweilige konkrete Kommunikationsbedürfnis, damit Motivation und Zielstellung für den einzelnen Kommunikationsvorgang, resultiert die jeweilige *Kommunikationsaufgabe*, d.h. die aus gesellschaftlichen bzw. individuellen Bedürfnissen entstehende Anforderung zum Vollzug einer Kommunikationshandlung, um einen bestimmten kommunikativen Effekt zu erreichen.

Die Lösung der Kommunikationsaufgabe dient folglich der Realisierung des Ziels einer übergeordneten Tätigkeit, in deren Rahmen sich die Kommunikationshandlung vollzieht und die die Kommunikationshandlung determiniert. Auf der Basis der Kommunikationsaufgabe entsteht beim Textproduzenten unter Berücksichtigung äußerer und innerer Bedingungen die *Kommunikationsabsicht*, d.h. die Intention, die im Rahmen gesellschaftlicher Tätigkeiten darauf gerichtet ist, das Bewußtsein von Kommunikationspartnern zu beeinflussen und ihr Verhalten zu lenken. Es werden 3 Grundarten von Kommunikationsabsichten unterschieden, die teilweise nach ihrer speziellen Erscheinungsform in offene Reihen untergliedert werden: das Informieren (sach- und erlebnisbetontes Informieren), das Aktivieren (zu differenzieren in Überzeugen, Mobilisieren, Normieren, Interessieren, emotionales Bewegen) und das Klären. *Kommunikationspläne* sind Konzeptionen zur optimalen Realisierung einer Kommunikationsabsicht; sie umfassen – entsprechend dem Thema und unter Berücksichtigung der objektiven und subjektiven Faktoren und Bedingungen des Kommunikationsvorgangs – die Stoffauswahl und den Einsatz verschiedener Kommunikationsverfahren bei der Stoffbearbeitung, bilden die Grundlage für die Wahl der Gestaltungsmittel und legen die inhaltliche und formale Struktur (Komposition und Architektonik) des Textes fest.

Kommunikationsverfahren (KV) sind Strukturelemente eines Kommunikationsplans, die die konkrete (kompositorische, architektonische und sprachliche) Gestaltung bestimmen. Sie werden als „geistig-sprachliche Operationen“ verstanden und als solche aus den Handlungen ausgegliedert: Das Attribut „geistig“ verweist darauf, daß sie Ausdruck „kom-

munikativen Denkens“ sind, das Attribut „sprachlich“ darauf, daß sie kommunikativ wirksam und faßbar sind immer nur in ihrer sprachlichen Exteriorisation und damit Objektivation (vgl. Schmidt u.a. 1981, 30). Die KV sind in kommunikative Handlungen eingeordnet und dienen der Erreichung eines Handlungsziels, sind „*Mittel zur Zielrealisierung*“, also „auf Grund ihrer Zweckbestimmtheit auf Ziele beziehbar, aber nicht mit Zielen zu identifizieren“ (Michel/Harnisch 1983, 88).

Unter funktional-kommunikativem Aspekt werden folgende KV unterschieden (vgl. Schmidt u.a. 1981, 35ff.):

- 1) Deskriptive KV (a) Mitteilen ... b) Berichten, Beschreiben ... c) Referieren, Zitieren ... d) Feststellen, Behaupten ... e) Erzählen, Schildern ...)
- 2) Inzitative KV (a) Anregen, Bitten, Aufrufen, Appellieren, Fordern, Anweisen, Befehlen ... b) Fragen ... c) Loben, Tadeln ... d) Erlauben, Verbieten ...)
- 3) Inventive KV (a) Vergleichen, Begründen, Schlußfolgern, Verallgemeinern ... b) Explizieren, Zusammenfassen ... c) Antworten, Zurückweisen ... d) Klassifizieren, Definieren ... e) Beweisen, Widerlegen ... f) Beurteilen, Entlarven ...).

Das Wesen der KV wird als durch *funktional-kommunikative Merkmale* (FKM) bestimmt aufgefaßt, die als invariante Merkmale die bevorzugte Verwendung sprachlicher Mittel in den jeweiligen KV regeln (vgl. Schippan 1979, 42ff.; Schmidt u.a. 1981, 32ff.). Solche FKM sind z.B. „deskriptiv“, „explikativ“, „voluntativ“, „inventativ“, „kausal“, „komparativ“, „falsifikativ“, „final“, „partnerorientiert“, „nachdrücklich“, „sachbetont“, „modifikativ“ u.a.

12.2.2.3 Probleme und Fragen

Ein erstes Problem hatte schon die funktionale Grammatik (Potsdamer Prägung) mit dem Funktionsbegriff, der – nachdem er in früheren Phasen bereits mehrfach modifiziert worden, teils auf verschiedene Ebenen der Sprache, teils nur auf die inhaltliche Seite der Sprache und schließlich auf den sprachexternen Kommunikationseffekt bezogen worden ist – später von Schmidt (1982, 9ff.) präzisiert und in die „Ziel-Mittel-Zweck“-Relation der marxistischen Tätigkeitsauffassung hineingestellt worden ist: Unter diesem Aspekt wird in der FKS mit „funktional“ die Zielgerichtetheit sprachlichen Handelns und die Zweckbestimmtheit der dafür eingesetzten Mittel gemeint. Damit ist zwar ein wesentlicher Aspekt von Sprache erfaßt, ist aber die Vielschichtigkeit, Verschiedenartigkeit und Hierarchie des in der Sprachwissenschaft mit dem Begriff „Funktion“ Bezeichneten nicht abgedeckt (vgl. z.B. Kaznelson 1974, 25f., 113ff.; Helbig 1968).

Weitere Probleme ergaben sich in der FSK im Zusammenhang mit dem Status der in ihr angenommenen Grundbegriffe, besonders mit dem

Status der KV und ihren Beziehungen einerseits zum Sprachsystem (da die Beziehungen der KV zu den grammatischen Mitteln gewiß nicht eindeutig sind, setzt eine Aufklärung dieser Beziehungen die Grammatik voraus) und andererseits zur sozialen Interaktion (die nicht auf die genannten Grundbegriffe reduziert werden kann) (vgl. auch Hartung 1974, 115f.). Was die Beziehungen der KV zur Interaktion betrifft, so werden die KV zunehmend als „Typen sprachlich-kommunikativen Handelns“ verstanden (vgl. Michel 1982, 686f.; Michel/Harnisch 1983, 82), so daß „KV“ und „Handlungstyp“ weitgehend synonym verwendet werden und auf diese Weise die vage frühere Festlegung als „geistig-sprachliche Operationen“ präzisiert wird (wobei freilich zu fragen wäre, ob der ursprünglich als zentral angesehene Begriff der KV nicht redundant würde). Aus diesen Unklarheiten hinsichtlich des Status der KV (und der FKM) resultiert auch der Umstand, daß das für die FKM entwickelte Inventar – als vermittelndes Glied zwischen dem Sprachsystem und der kommunikativen Tätigkeit gedacht (vgl. Schippan 1979, 42ff.) – recht heterogen ist (unterschiedlichen Ebenen entstammt) und die beschriebenen Beziehungen zwischen KV und FKM nicht frei von Tautologien sind (z.B. Begründen – „kausal“; Vergleichen – „komparativ“).

Bedenken ergeben sich schließlich aus der Zielstellung der FKS, eine praktisch unmittelbar nutzbare Grundlage bereitzustellen für den Sprachunterricht, für eine integrale, funktionale und operative Sprachlehre. Ein solcher Anspruch mißachtet die komplizierten Beziehungen zwischen Sprachwissenschaft und Sprachunterricht sowie die notwendige Umsetzung bzw. Adaption (als Vermittlung), die sprachwissenschaftliche Erkenntnisse zum Zwecke ihrer Anwendung im Sprachunterricht zu durchlaufen haben – diese Umsetzung wird bei der FKS in den Gegenstandsbereich der Grammatik (bzw. Sprachwissenschaft) selbst zurückprojiziert (vgl. ausführlicher Helbig 1981, 109ff., 115ff.).

Schließlich suggeriert die (der sowjetischen Tätigkeitsauffassung verpflichtete) Reihenfolge der Grundbegriffe (Kommunikationsaufgabe – Kommunikationsabsicht – Kommunikationsplan – KV – sprachliche Mittel) zugleich ein zeitliches *Nacheinander* (an dem – da es der Realität der Sprachproduktion nicht voll gerecht wird – oft Kritik geübt worden ist) und führt in der Praxis auch dazu, daß spezifisch linguistische Fragen (z.B. der Grammatik und des Lexikons) nur noch als „angehängt“ erscheinen, wenn nicht zum Appendix werden. Darauf weist zwar die Modifizierung des Bezugswortes hin (zuerst funktionale *Grammatik*, dann funktional-kommunikative *Sprachbeschreibung*), aber diese verdrängt die Grammatik (verstanden als Laut-Bedeutungs-Zuordnung) und das Sprachsystem an die

Peripherie des linguistischen Interesses (sie führte auch im Muttersprachunterricht zu einem Schattendasein der Grammatik).

12.2.2.4 FKS und Sprechakttheorie

Es ist nicht verwunderlich, daß in der späteren Phase der FKS Vergleiche zur *Sprechakttheorie* (vgl. 10.) angestellt worden sind (vgl. Michel 1982, 685ff.; Michel/Harnisch 1983, 82ff.); denn einerseits wiesen die für die Bezeichnung der KV verwendeten Termini auf ähnliche Termini, wie sie in den verschiedenen Klassifizierungen für Sprechakte auftauchen, und andererseits legt die spätere Deutung der KV als „Handlungstypen“ einen solchen Vergleich nahe. Da sowohl mit Sprechakten als auch mit KV „Typen sprachlichen Handelns“ gemeint sind, drängt sich in der Tat die Frage auf, ob die KV etwas substantiell anderes sind als Sprechakte, wodurch sich beide möglicherweise unterscheiden. Von seiten der FKS wurden vor allem folgende Unterschiede betont:

- (a) Die Sprechakte seien vorrangig *intentional* (d.h. durch die Art der Absicht des Sprechers/Schreibers), die KV vorrangig *operational* (d.h. durch die Art der Verarbeitung des Kommunikationsgegenstandes im Dienste einer übergeordneten Absicht bzw. Intention) bestimmt. In der FKS werden Kommunikationsabsicht und KV (als Zweck und Mittel) voneinander getrennt, während beiden zusammen in der Sprechakttheorie die illokutive Rolle entspricht (Intention und Handlungstyp fallen weitgehend zusammen).
- (b) Während die Sprechakttheorie „satzzentristisch“ sei (d.h. den *Satz* als primäre Größe für die Zuordnung von Handlungstypen versteht) und Texte – gleichsam sekundär – als Sequenzen von Handlungen bzw. Sprechakten ansieht, sei der Blick der FKS vorrangig auf den komplexen *Text* als Redeganzes (im Sinne eines eher „globalen“ Herangehens) gerichtet.
- (c) Die FKS sieht die Sprechakttheorie – in wiederum primär ideologisch motivierter „Abgrenzung“ – insgesamt als (neo-)positivistisch an.

12.3 Funktionale bzw. „realistische“ Grammatik

Im Unterschied zu der in 12.2 skizzierten Ausprägungsform meinen andere Autoren mit dem Etikett „funktionale Grammatik“ eine Beschreibung, die nicht nur grammatisch adäquat ist, sondern zugleich auch der psychologischen Realität (und damit dem Spracherwerb) weitgehend entspricht (vgl. Heringer 1984, 47), von Bresnan (1981) auch als „realistische Grammatik“ bezeichnet. Mit dieser Interpretation ist die Frage nach

der „psychologischen Realität“ einer Grammatik generell verbunden, d.h. die Frage danach, ob die *linguistischen* Modelle eine weitgehende Entsprechung in *psychischen* Prozessen haben, wie es in der Psycholinguistik (durch „Korrelationshypothese(n)“) oft angenommen worden ist. In der Beantwortung dieser Frage gibt es kontroverse Standpunkte: Auf der einen Seite (z.B. Bresnan, Heringer) wird die Forderung nach einer solchen psychologischen Realität der Grammatik erhoben (werden bisweilen auch psychologische Prozeßannahmen auf die sprachliche Strukturbildung übertragen); auf der anderen Seite wird die unmittelbare Verquickung von „linguistischer Grammatik“ und „psychologischer Grammatik“ als „psycholinguistischer Trugschluß“ bezeichnet (vgl. Chesterman 1980, 177ff.). Dieser Trugschluß besteht darin, daß Grammatiken einfach interpretiert werden (sollen) als psychologische Prozesse (als Teil von dem, was der *Sprecher* tatsächlich *tut*, wenn er Sprache verwendet), daß sie durch Verhaltensprozesse ersetzt oder auf die Verhaltensebene hinaufgehoben bzw. daß Verhaltensprozesse in sie „hineingeschmuggelt“ werden. Die Zurückweisung einer solchen direkten Korrespondenz bedeutet nun aber keineswegs (wie das bei den Verfechtern der Korrelationshypothese vielfach unterstellt wird), daß linguistische Struktureinsichten unter psychologischem Aspekt bloße Fiktionen seien. Im Gegenteil: Sie müssen – zwar nicht direkt, aber unter komplizierten Vermittlungen – in Prozeßmodelle des Sprachverhaltens inkorporiert werden (vgl. ausführlicher Bierwisch 1979a, 13, 16ff.; 1979b, 114; 1983, 15).

12.4 Die funktionale Grammatik Diks

Ein wieder anderer Typ von „funktionaler Grammatik“ liegt vor, wenn unter „funktional“ in erster Linie oder ausschließlich das Primat der funktionalen Begriffe über die kategorialen Begriffe gemeint ist – im Gegensatz etwa zur generativen Grammatik Chomskys, in der die funktionalen Begriffe (z.B. Subjekt-von) von kategorialen Begriffen (wie z.B. Nominalphrase) abgeleitet werden. Eine solche funktionale Grammatik liegt bei Dik vor, dessen Funktionsbegriff durchaus verschiedene Ebenen einschließt, vor allem *syntaktische* Funktionen (Subjekt, Objekt usw.), *semantische* Funktionen (Agens, Goal usw.) und *pragmatische* Funktionen (Thema-Rhema, Topik-Fokus usw.). „Funktion“ wird dabei also keineswegs „global“ verstanden wie in W. Schmidts Typ der funktionalen Grammatik. Dik (1987, 37ff.) verweist ausdrücklich auf die verschiedenen Interpretationen von „funktional“ und möchte sie in seiner Grammatik zusammenführen. Auch wenn er eine Autonomie der Syntax (gegenüber der Semantik) und des Sprachsystems (gegenüber der Pragmatik)

ablehnt, versteht er seine funktionale Grammatik *nicht* als pragmatische Theorie, sondern als Theorie der grammatischen Organisation, die allerdings fähig sein sollte, in eine komplexere Theorie der verbalen Interaktion eingebettet und zu psychologischen Modellen des Sprachverhaltens in Beziehung gesetzt zu werden. Er erkennt auch den Unterschied zwischen Kompetenz und Performanz an (wobei freilich die Kompetenz nicht isoliert werden dürfe, weil sie letztlich eine „competence-to-perform-in-communicative-situations“, d.h. eine kommunikative Kompetenz sei). Auch die Lexikoneinträge im konzeptuellen Rahmen der Valenz lassen die unterschiedlichen Ebenen (Argumentpositionen, semantische Funktionen, Selektionsbeschränkungen) durchaus erkennen – im Unterschied zu solchen funktionalen Ansätzen, die als global oder holistisch angesehen werden können und „funktional“ weitgehend mit „pragmatisch“ identifizieren. Im übrigen ist es ein Unterschied, ob sprachliche Systemeigenschaften in (übergreifende) kognitive und/oder kommunikative Systeme eingeordnet werden (können) oder ob sie direkt aus ihnen abgeleitet und erklärt werden (sollen).

Dik (1978, 4f.) hat seine funktionale Grammatik und das „functional paradigm“ schlechthin von dem entgegengesetzten „formal paradigm“ mit Hilfe mehrerer Kriterien deutlich abgegrenzt. Auch wenn diese Unterscheidung nur sehr grob ist (und deshalb nur als erste Orientierungshilfe angesehen werden kann), gilt als wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal die Einstellung zum Verhältnis zwischen Syntax und Semantik (die eine ähnlich wesentliche Rolle spielt für die Diskussionen zwischen generativer Grammatik und generativer Semantik/Kasustheorie – vgl. dazu 7.1 und 7.2): In *formalen* Syntaxmodellen wird in der Regel für eine Autonomie der Syntax plädiert, in *funktionalen* Modellen wird zumeist von der grundsätzlichen Möglichkeit ausgegangen, syntaktische Strukturen semantisch zu motivieren.

12.5 Funktionale vs. formale Grammatik, Inhaltsgrammatik vs. Ausdrucksgrammatik?

Die zuletzt genannte Unterscheidung von formalen und funktionalen Grammatiken ist Anlaß, noch einmal in resümierender und problematisierender Weise auf das Verhältnis beider Modelle zurückzukommen, die oft als Alternative bzw. als Gegensatz aufgefaßt werden – mit der Tendenz, für eine funktionale oder eine Inhaltsgrammatik zu argumentieren und sich von der älteren und als unzureichend empfundenen formalen oder Ausdrucksgrammatik zu distanzieren. Dies geschieht nicht nur in der Linguistik selbst, sondern auch – und vor allem – in Anwendungsfel-

dern der Linguistik, vor allem für den Muttersprach- und den Fremdsprachenunterricht (vgl. z.B. Freudenberg/Findeisen 1999), z.T. auch in offensichtlicher Unkenntnis bisheriger linguistischer Konzepte von funktionaler Grammatik. Mit der genannten Opposition *funktionale Grammatik* vs. *formale Grammatik* bzw. – oft synonym damit gebraucht – *Inhaltsgrammatik* vs. *Ausdrucksgrammatik* sind indes mindestens folgende Probleme verbunden (vgl. dazu Helbig 1999, 15ff.), die oft zu Mißverständnissen geführt haben (und führen):

- (1) Die Gegenüberstellung ist meist verbunden mit dem Anspruch auf Dominanz des Inhalts gegenüber dem Ausdruck, der Funktion gegenüber der Form (als postulierten Ausgangs- bzw. Zuordnungspunkt für die linguistische Beschreibung). Sie steht deshalb auch im Kontext der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ in der Linguistik, die generell zu einer *Erweiterung* des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft geführt hat, die ihrerseits jedoch manchmal als *Gegenstandsveränderung* (miß-)interpretiert, als *Ersatz* des alten Gegenstandes (Sprachsystem, Grammatik) durch einen neuen Gegenstand (Kommunikation, kommunikative Funktionen) (miß-)verstanden worden ist. Es entstand eine Polarisierung von „Grammatik“ und „Kommunikation“ (die geradezu zu Reizwörtern geworden sind), was manchmal zu einer unechten Alternative, bisweilen auch zu einer ungerechtfertigten Abkoppelung der Kommunikation von der Grammatik geführt hat (vgl. Helbig 1991; 1997). Diese Alternative ist deshalb unecht, weil eine kommunikative (oder funktionale) Orientierung die Grammatik (bzw. die genaue Kenntnis über sprachliche Mittel überhaupt) nicht aus-, sondern einschließt und voraussetzt (vgl. Helbig 1994, 94).
- (2) Einseitige Plädoyers für „Inhaltsgrammatiken“ oder „funktionale Grammatiken“ sind oft verbunden mit Vorwürfen gegenüber „Ausdrucksgrammatiken“, die vielfach als „rein formal“ hingestellt (oder denunziert) werden. Diese Vorwürfe sind zum großen Teil unberechtigt, enthalten doch auch die meisten herkömmlichen (an der Ausdrucksseite orientierten) Grammatiken nicht nur Formbeschreibungen, sondern auch Angaben zu den Funktionen und Bedeutungen der sprachlichen Mittel (wenn auch vielfach in unzureichender und vor allem in unsystematischer Weise). Dies wieder hängt vom Kenntnisstand über die Bedeutungsseite der Sprache ab, der erst in den letzten Jahrzehnten beträchtlich breiter und tiefer geworden ist. Dabei hat sich freilich gezeigt, wie kompliziert die Verhältnisse bei der Beschreibung der Bedeutungsseite sprachlicher Formen sind (und wie diffizile Beschreibungsapparate dafür notwendig sind).

- (3) Einseitige Plädoyers für „Inhaltsgrammatiken“ und „funktionale Grammatiken“ verkennen oft den Umstand, daß es sich bei „Ausdruck“ und „Inhalt“ (bzw. „Form/Laut“ und „Bedeutung“) um die beiden Seiten des bilateralen sprachlichen Zeichens handelt. Daraus resultiert die Schlußfolgerung, daß es bei der Grammatik (im weiteren Sinne) um die wechselseitige Zuordnung von Formen (Ausdruck) und Bedeutungen (Inhalt) geht, auch wenn sich die Grammatiker dessen nicht immer bewußt sind. Diese wechselseitige Zuordnung muß von der Grammatik (dem wissenschaftlichen Abbild) beschrieben, muß im Sprachunterricht (im Fremdsprachenunterricht unverzichtbar) vermittelt und vom Lerner erworben (interiorisiert) werden. Unbestritten dürfte heute auch sein, daß diese Zuordnungen vielfach nicht direkt, sondern indirekt und vermittelt sind (vgl. z.B. das Verhältnis von Tempusformen und Zeitbedeutungen, von Modus und Modalität, von *sich*-Verben und semantischer Reflexivität im Deutschen). Damit hängt die (umstrittene) Frage zusammen, ob man bei der linguistischen Beschreibung (oder auch bei der Vermittlung im Sprachunterricht) von den Formen („Ausdrucksgrammatik“) oder von den Bedeutungen („Inhaltsgrammatik“) als Bezugspunkt ausgehen solle. Beide Zugänge sind theoretisch möglich und entsprechen weitgehend den unterschiedlichen Benutzerkreisen von Grammatiken: „Produktionsgrammatiken“ gehen den Weg vom Inhalt zum Ausdruck, „Rezeptionsgrammatiken“ den umgekehrten Weg vom Ausdruck zum Inhalt. Theoretisch schließen sich beide Zugänge auch nicht aus, obwohl sich in der Praxis der Linguist in der Regel für den einen *oder* den anderen Zugang (alternativ) entscheidet (lediglich Zifonun u.a. [1997, Bd. 1, 7ff.]) machen die „Doppelperspektive“ zum Prinzip – allerdings mit der Folge, daß die Perspektive von Kapitel zu Kapitel wechselt). Beide Zugänge setzen voraus, daß die beiden Seiten (Formen und Bedeutungen) sehr differenziert beschrieben sind bzw. werden, damit sie überhaupt systematisch zugeordnet werden können.
- (4) Daß der Begriff *Funktion* sehr mehrdeutig ist, dürfte deutlich geworden sein. Oft wird er auch unreflektiert und in unscharfer Weise verwendet (vgl. 12.1 und 12.2), wird seine Vielschichtigkeit vernachlässigt, wird z.B. nicht zwischen syntaktischen, semantischen und kommunikativen „Funktionen“, auch nicht zwischen „sprachinternen“ und „sprachexternen“ Funktionen unterschieden. Daraus folgt, daß auch der Terminus „funktionale Grammatik“ mehrdeutig ist.
- (5) *Wenn* der Begriff „Funktion“ außersprachlich (im Sinne des Kommunikationseffekts, der Wirkung) verstanden wird, ergibt sich die

(zusätzliche) – in der Linguistik kontrovers diskutierte – Frage, ob es dann eine „kommunikative“ (oder „funktionale“) Grammatik überhaupt geben könne. Auf der einen Seite wird eine solche „kommunikative Grammatik“ (als notwendige Konsequenz aus der kommunikativen Orientierung der Sprachwissenschaft) gefordert, auf der anderen Seite wird vor einer solchen direkten „Verquickung“ von Grammatik und Kommunikation gerade gewarnt. Admoni (1979) hat in einer Arbeit mit dem provozierenden Titel „Grammatik bleibt Grammatik“ – u.E. zu Recht – darauf hingewiesen, daß mit der kommunikativen Orientierung der Sprachwissenschaft (und den mit ihr verbundenen neuen Teildisziplinen wie z.B. Sprechakttheorie, Textlinguistik, Gesprächsanalyse) nicht notwendig auch eine neue Grammatik entsteht, weil die kommunikativen Faktoren (wie sie von den genannten Teildisziplinen abgebildet werden) sich zwar – als „Projektionen“ – auf die Grammatik auswirken, aber selbst nicht grammatischer Natur sind. Die neuen Wissenschaftszweige seien keine Abarten der Grammatik, ebenso wie die Grammatik keine Abart dieser Wissenschaftszweige sei. In der Tat ist in der Grammatik durchaus nicht alles kommunikativ-pragmatisch motiviert oder auch nur markiert, und umgekehrt haben auch nicht alle kommunikativ-pragmatischen Faktoren einen Reflex in der Grammatik (vgl. Helbig 1979). Mit einer Einbeziehung aller kommunikativer Faktoren wäre die Grammatik überfordert: Ihr Gegenstandsbereich ist die wechselseitige Zuordnung von Formen und Bedeutungen, von Ausdrucks- und Inhaltsseite, also nur dieser (semiotische) Aspekt, aber durchaus nicht *alle* Aspekte des (regelgeleiteten) sprachlichen Handelns.

- (6) Wie der Begriff „Funktion“ (und „funktionale Grammatik“), so ist auch der Begriff *Inhalt* (und „Inhaltsgrammatik“) mehrdeutig, wenn auch in einem nicht so vielfältigem Sinne. „Inhalt“ bezieht sich entweder (a) auf die gesamte „inhaltliche“ Seite der Sprache, *sowohl* auf die (sprachinterne) Bedeutung *als auch* auf die (sprachexterne) Funktion (= Intention, Sprechhandlung), d.h. auf das, was der Sprecher beabsichtigt und intendiert, wenn er spricht (vgl. Heidolph u.a. 1981, 108f.) oder (b) ausschließlich auf die (sprachinterne) Bedeutung (unter Ausschluß der kommunikativen Funktion). Die bei (a) zusammengefaßten Sachverhalte dürfen nicht verwechselt und identifiziert werden: das, was die sprachliche *Form* (der „Ausdruck“) *bedeutet* (= semantische Funktion), und das, was der *Sprecher* mit der Äußerung des Satzes *meint* bzw. *intendiert* (= kommunikative Funktion). Nur bei (b) handelt es sich bei „Ausdruck“ und „Inhalt“ um die

beiden Seiten des bilateralen sprachlichen Zeichens (gleichsam als Synonyme zu Form und Bedeutung).

12.6 Literatur

- Admoni, Vladimir G. (1960): Der deutsche Sprachbau. Leningrad
- Admoni, Vladimir G. (1962): Die Struktur des Satzes. In: H. Moser (Hg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 381-398
- Admoni, Vladimir G. (1979): Grammatik bleibt Grammatik. In: LS/ZISW/A/63. Berlin, 2-16
- Bierwisch, Manfred (1979a): Strukturen und Prozesse im Sprachverhalten. In: M. Bierwisch (Hg.): Psychologische Effekte sprachlicher Strukturkomponenten. Berlin, 1-28
- Bierwisch, Manfred (1979b): Sprache und Gedächtnis: Ergebnisse und Probleme. In: M. Bierwisch (Hg.): Psychologische Effekte sprachlicher Strukturkomponenten. Berlin, 29-130
- Bresnan, Joan (1981): A Realistic Transformational Grammar. In: M. Halle/J. Bresnan/G.A. Miller (Hg.): Linguistic Theory and Psycholinguistic Reality. Cambridge (Mass.)/London, 1-59
- Chesterman, Andrew (1980): Contrastive generative grammar and the psycholinguistic fallacy. In: Papers and Studies in Contrastive Linguistics XI. Poznań, 17-24
- Dik, Simon C. (1978): Functional Grammar. Amsterdam/New York/Oxford
- Dik, Simon C. (1987): Some Principles of Functional Grammar. In: R. Dirven/G. Radden (Hg.): Concepts of Case. Tübingen, 37-53
- Freudenberg-Findeisen, Renate (Hg.) (1999): Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. Linguistische und didaktische Aspekte der Grammatik. München
- Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang u.a. (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin
- Helbig, Gerhard (1968): Zum Funktionsbegriff in der modernen Linguistik. In: DaF 5, 274-287
- Helbig, Gerhard (1973): Die Funktionen der substantivischen Kasus in der deutschen Gegenwartssprache. Halle (Saale)
- Helbig, Gerhard (1979): Grammatik aus kommunikativ-pragmatischer Sicht? In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Malmö, 1-41
- Helbig, Gerhard (1981): Sprachwissenschaft – Konfrontation – Fremdsprachenunterricht. Leipzig
- Helbig, Gerhard (1991): Grammatik und kommunikativer Fremdsprachenunterricht. In: Fremdsprachen lehren und lernen 20, 7-24
- Helbig, Gerhard (1994): Das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Fremdsprachenunterricht im Wandel der Zeiten. In: U. Hirschfeld/J. Fechner/H.-J. Krumm (Hg.): X. Internationale Deutschlehrerkonferenz (2.-7.8.1993): Deutsch in einer sich wandelnden Welt. Tagungsbericht. München, 83-95

- Helbig, Gerhard (1997): Grammatik und Kommunikation. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik LXIV/3, 257-271
- Helbig, Gerhard (1999): Linguistische vs. didaktische Grammatik? – Ausdrucks- vs. Inhaltsgrammatik? In: R. Freudenberg-Findeisen (Hg.): Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. München, 11-21
- Heringer, Hans-Jürgen (1994): Neues von der Verbszene. In: G. Stickel (Hg.): Pragmatik in der Grammatik (= Sprache der Gegenwart 60). Düsseldorf, 34-64
- Holz, Guido (1956): Es kracht im Gebälk. In: Muttersprache 7/8, 269ff.
- Kaznelson, S. (1974): Sprachtypologie und Sprachdenken. Berlin
- Klaus, Georg (1963): Semiotik und Erkenntnistheorie. Berlin
- Klaus, Georg (1965): Die Macht des Wortes. Ein erkenntnistheoretisch-pragmatisches Traktat. Berlin
- Meier, Georg F. (1961): Das Zéro-Problem in der Linguistik. Berlin
- Michel, Georg (1982): Zum Verhältnis von Sprechakt und Kommunikationsverfahren. Handlungstheoretische Positionen in der Linguistik der DDR. In: ZPSK 6, 685-692
- Michel, Georg/Harnisch, Hanna (1983): Zum Verhältnis von funktional-kommunikativer Sprachbeschreibung und Sprechakttheorie. In: LS/ZISW/A/113/I. Berlin, 82-93
- Neumann, Werner (1961; 1962): Wege und Irrwege der Inhaltbezogenen Grammatik. Teil I. In: Weimarer Beiträge I/1961, 126-256; Teil II. In: Weimarer Beiträge I/1962, 140-167
- Neumann, Werner u.a. (1976): Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft. Berlin
- Peškovskij, A.M. (1956): Russkij sintaksis v naučnom osveščenii. Moskva
- Schippan, Thea (1979): Zum Status der funktional-kommunikativen Merkmale (FKM) von Kommunikationsverfahren (KV). In: LS/ZISW/A/62/III. Berlin, 42-49
- Schmidt, Wilhelm (1959): Deutsche Sprachkunde. Berlin
- Schmidt, Wilhelm (1963a): Lexikalische und aktuelle Bedeutung. Berlin
- Schmidt, Wilhelm (1963b): Grundlagen und Prinzipien des funktionalen Grammatikunterrichts. In: DU 11, 578-590; 12, 650-660
- Schmidt, Wilhelm (1965): Grundfragen der deutschen Grammatik. Berlin
- Schmidt, Wilhelm (1969a): Zur Präzisierung der Begriffe Form, Bedeutung und Funktion in der funktionalen Sprachwissenschaft. In: WZ der Humboldt-Universität Berlin. GSR 2, 269-274
- Schmidt, Wilhelm (1969b): Zur Theorie der funktionalen Grammatik. In: ZPSK 2, 135-151
- Schmidt, Wilhelm (1969c): Zum gegenwärtigen Stand der funktionalen Grammatik. In: DU 4, 227-238
- Schmidt, Wilhelm u.a. (1977): Sprache – Bildung und Erziehung. Leipzig
- Schmidt, Wilhelm u.a. (1981): Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung. Theoretisch-methodische Grundlegung. Leipzig

- Schmidt, Wilhelm (1982): Zum Funktionsbegriff in der neueren Linguistik, insbesondere in der funktional-kommunikativen Sprachbeschreibung. In: ZPSK 35, 9-18
- Schmidt, Wilhelm/Stock, Eberhard (Hg.) (1979): Rede – Gespräch – Diskussion. Leipzig
- Siehr, Karl-Heinz/Ehrhardt, Horst/Berner, Elisabeth (Hg.) (1997): Funktionale Sprachbeschreibung in der DDR zwischen 1960 und 1990. Beiträge zur Bilanz und Kritik der „Potsdamer Richtung“. Frankfurt/M.
- Weisgerber, Leo (1950/51): Grammatik im Kreuzfeuer. In: WW I/3, 129-139; auch in: WW, Sammelband I: Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1962, 195-205; auch in: H. Moser (Hg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt 1962, 4-20
- Weisgerber, Leo (1960): Das Wagnis der Grammatik. In: WW 6, 321-334; auch in WW, Sammelband I: Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1962, 329-342
- Weisgerber, Leo (1961): Zur Entmythologisierung der Sprachforschung. In: WW. 3. Sonderheft.
- Zeichen und System der Sprache (1961/62). Veröffentlichungen des 1. Internationalen Symposions „Zeichen und System der Sprache“ vom 28.9.-2.10.1959 in Erfurt. Bd. I und II. Berlin
- Zifonun, Gisela/Hoffman, Ludger/Strecker, Bruno u.a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache (= Schriften des IDS 7.1). Berlin/New York

13. Kognitive Linguistik

13.1 Allgemeines: Sprache als kognitives System

In den letzten zwei Jahrzehnten ist zunehmend die kognitive Linguistik in das Zentrum des Interesses getreten, so daß vielfach – nach der kommunikativ-pragmatischen Wende – auch von einer „kognitiven Wende“ der Linguistik gesprochen wird. Allerdings vollzieht sich diese „Wende“ durchaus nicht einheitlich, ist die kognitive Linguistik „kein einheitlich definierter Forschungsbereich“ (Schwarz 1997, 19f.). Nicht nur sind die ihr zugrunde liegenden Konzepte recht heterogen, sondern darüber hinaus verdunkelt der nahezu inflationäre Gebrauch des Etiketts „kognitiv“ oft auch ihr wesentliches Anliegen.

In *einem* (noch relativ *engen*) Verständnis von kognitiver Linguistik bettet man zwar die Sprache in die Gesamtheit der kognitiven Systeme ein, ist aber noch sehr stark an die linguistische Modellbildung (der generativen Grammatik) gebunden. In dieser Sicht (vgl. Bierwisch 1987, 645ff.; vgl. auch Chomsky 1986; Bierwisch 1982) grenzt die kognitive Linguistik keinen bestimmten Gegenstandsbereich der Linguistik ein bzw. aus, stellt sie auch kein besonderes Teilgebiet der Linguistik oder eine neue Teildisziplin der Linguistik dar, sondern ist ein „bestimmtes *Verständnis* von Charakter und Zielstellung der Wissenschaft von der natürlichen Sprache“. Grundlegend für dieses Verständnis ist die Auffassung, daß die Sprache, ihre Aneignung und ihr Gebrauch *mentale* Phänomene, d.h. charakteristische Leistungen des menschlichen Geistes sind. Gegenstand der kognitiven Linguistik ist deshalb die *Sprachkenntnis*, die dem sprachlichen Verhalten zugrunde liegt, sind also nicht (nur) die sprachlichen Äußerungen selbst (als „externe Sprache“ oder „E-Sprache“), sondern ist das Kenntnissystem, das die sprachlichen Äußerungen organisiert (die dem Sprecher interiorisierte „innere Sprache“ oder „I-Sprache“). Damit ist – gegenüber der traditionellen und auch der strukturalistischen Sprachwissenschaft – ein deutlicher „Gegenstandswechsel“ vollzogen. Auf diese Weise steht die Sprachwissenschaft im Zusammenhang mit anderen kognitiven Wissenschaften, die ebenfalls nach Gesetzmäßigkeiten mentaler Strukturen und Prozesse suchen (z.B. des Wahrnehmungs-, des Denk- und des Handlungsvermögens). Es sollen also Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt werden, denen die Sprachkenntnis unterliegt, die das sprachliche Verhalten determinieren. Daraus ergibt sich auch der Anspruch der kognitiven Linguistik auf den Charakter nicht nur als *beschreibende*, sondern auch als *erklären-*

de Wissenschaft (vergleichbar mit den Naturwissenschaften). Es handelt sich dabei um Fragestellungen, die heute generell von der kognitiven Psychologie formuliert werden. Danach ergeben sich für die kognitive Linguistik 3 Hauptfragen; sie hat zu untersuchen,

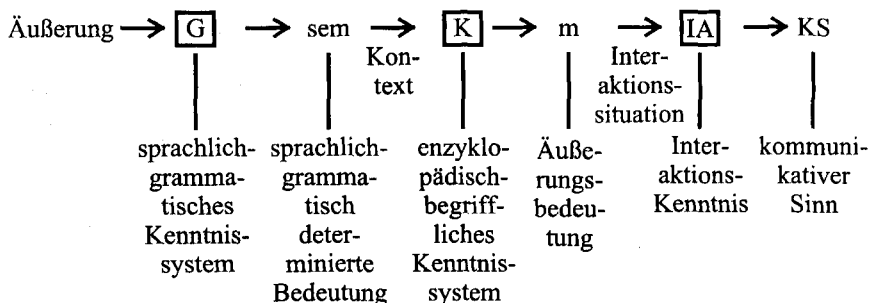
- (a) was Sprachkenntnis ist (theoretische Linguistik),
- (b) wie Sprachkenntnis erworben wird (Spracherwerbsforschung),
- (c) wie Sprachkenntnis in der Sprachverwendung beim Sprachverstehen und bei der Sprachproduktion wirksam wird (Sprachverstehens- und Sprachproduktionsforschung).

Zwischen diesen Fragen wird ein hierarchischer Zusammenhang angenommen, weil Antworten auf (b) und (c) wesentlich von Erkenntnissen über (a) abhängen: Von der Struktur der Sprachkenntnis ist bedingt, wie Sprachkenntnis erworben und wie sie in der Sprachverwendung wirksam wird. Anders ausgedrückt: Erwerb und Verwendung von Sprache können nur erfolgreich studiert werden, wenn man weiß, *was* erworben und verwendet wird. Im Gegensatz zu behavioristischen Ansätzen (in denen die mentalen Prozesse auf bedingte Reflexe zurückgeführt worden sind, Spracherwerb – wie Lernen überhaupt – als bloße Konditionierung aufgefaßt worden ist) werden Verhaltensabläufe (wie Erwerben und Lernen von Sprache) durch mentale Repräsentationen bestimmt, die bestimmten Regeln unterliegen.

Zur Erfassung kognitiver Systeme wird der aus der Computer-Wissenschaft stammende Begriff der *Modularität* verwendet: Danach sind Struktur und Funktion von Kenntnissystemen durch relativ autonome, aber interagierende Teilsysteme (Module) bestimmt, die ihrerseits wieder Subsysteme (Submodule) enthalten können. Grundsätzlich hat jedes System (oder Subsystem) einen spezifischen Aufbau und eine spezifische Funktion bei der Interaktion mit anderen autonomen Systemen. Es sind verschiedene Bereiche des menschlichen Verhaltens zu unterscheiden, die durch verschiedene kognitive Systeme strukturiert sind. So gibt es ein Modul für die Wahrnehmung, eines für das begriffliche Denken, eines für die soziale Interaktion, eines für die Sprache, die ihrerseits wieder modular strukturiert sind, d.h. in entsprechende Subsysteme gegliedert sind (beim Modul Sprache z.B. in ein phonetisches, syntaktisches und semantisches Subsystem). Es wird nicht nur eine hierarchische Staffelung der Modularität angenommen, sondern es bestehen auch charakteristische Wechselwirkungen zwischen den Komponenten der modularen Struktur: Einerseits kann *ein* Kenntnissystem auf einem *anderen* aufbauen (das der Wahrnehmung auf dem der Handlungsorganisation), andererseits sind konkrete Verhaltensabläufe in der Regel nicht von einem *einzigen*

Kenntnissystem allein, sondern von *mehreren* Kenntnissystemen determiniert (vgl. Bierwisch 1987, 653ff.).

Dieser Umstand ist von wesentlicher Bedeutung für die Sprachkenntnis, für die Einbettung der Sprachkenntnis in die Gesamtheit mentaler Kenntnissysteme. Er führt zu der Einsicht, daß die Sprachkenntnis nicht nur durch Kenntnis des Sprachsystems allein bestimmt, sondern auch durch die Kenntnis anderer mentaler Systeme mitbestimmt ist. Das ist z.B. von Bierwisch (1979, 69ff.) frühzeitig für die lexikalische Seite gezeigt worden (vgl. 7.1.4): Aus dem Sprachsystem (mit seinen verschiedenen Komponenten) ergibt sich zunächst eine „wörtliche Bedeutung“ (vergleichbar mit dem Null-Kontext eines anonymen Briefes), die durch den Kontext zu einer „Äußerungsbedeutung“ und schließlich durch Bezug auf die soziale Interaktion zu einem „kommunikativen Sinn“ umgeprägt wird. Im Sinne einer modularen Interpretation heißt das: Am Anfang steht die sprachliche Interpretation einer Äußerung (mit Repräsentationen und Regeln phonetischer, morphosyntaktischer und semantischer Art, d.h. auf der Grundlage von Kenntnissen des Sprachsystems). In einem zweiten Schritt wird diese sprachliche Repräsentation konzeptuell interpretiert, d.h. auf das konzeptuelle System des begrifflichen Wissens, der begrifflich strukturierten Umwelterfahrung bezogen: Die rein sprachliche Interpretation erhält durch den konzeptuellen Kontext eine oder mehrere Interpretationen (als „Äußerungsbedeutungen“). In einem dritten Schritt werden diese konzeptuellen Interpretationen auf Interaktionssituationen bezogen: Daraus ergibt sich der „kommunikative Sinn“ (oder Interaktionssinn) einer Äußerung, der durch Kenntnisse über die soziale Interaktion bestimmt ist. In allen Fällen handelt es sich (entsprechend dem Ziel der kognitiven Linguistik) um mentale Aspekte, um *Kenntnissysteme*, nicht um externe Gegebenheiten (vgl. auch Motsch 1986, 264f., 268ff.):



Um es an einem Beispiel von Bierwisch (1987, 654f.) zu illustrieren: Ein Satz wie *Hier ist der Berliner Rundfunk* hätte – unabhängig vom enzyklopädisch-begrifflichen Kontext und unabhängig von der Interaktionssi-

tuation – *eine* und *nur eine* wörtliche (sprachlich-grammatisch determinierte) Bedeutung. Diese wörtliche Bedeutung kann jedoch – entsprechend der Einbettung in den enzyklopädisch-begrifflichen Kontext – mindestens 3 verschiedene Äußerungsbedeutungen haben:

- (1) Der Sprecher zeigt auf ein Gebäude.
- (2) Der Sprecher zeigt auf eine Stelle im Stadtplan.
- (3) Der Sprecher spricht im Mikrofon des Berliner Rundfunks.

Aus der Äußerungsbedeutung (1) können sich – abhängig von der Interaktionssituation – mehrere Varianten eines kommunikativen Sinns ergeben:

- (1a) Der Sprecher äußert sich zu einem Adressaten auf einem Spaziergang. (→ Orientierung)
- (1b) Der Sprecher (ein Taxifahrer) gibt mit der Äußerung dem Fahrgast (als Hörer) das erreichte Ziel der Fahrt an. (→ Aufforderung zum Zahlen)
- (1c) Der Sprecher verabschiedet sich mit der Äußerung von seinem Begleiter. (→ Begründung der Verabschiedung)

Es ist offenkundig, daß bei diesem Verständnis der kognitiven Linguistik der Eindruck suggeriert wird, daß die generative Grammatik in einer sehr engen Verbindung mit der kognitiven Linguistik steht, wenn nicht mit ihr identifiziert, so doch gleichsam als Prototyp einer kognitiven Linguistik verstanden wird. Die generative Grammatik erscheint als eine Art „Vorläufer“ der kognitiven Linguistik, die kognitive Linguistik ihrerseits als (notwendige) Folge der generativen Grammatik. In der Tat war in der generativen Grammatik der „Boden“ für die kognitive Linguistik vorbereitet, seitdem Chomsky (1965, 3ff.) die grundlegende Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz vorgenommen, unter Kompetenz das implizite Wissen des idealisierten Sprechers/Hörers von seiner Sprache verstanden und es als Aufgabe der Grammatik angesehen hatte, dieses implizite Wissen (als mentale Realität, die dem aktuellen sprachlichen Verhalten zugrunde liegt) zu beschreiben. Damit war bereits der Weg angedeutet (vgl. Chomsky 1979, 43ff.), der schließlich die Linguistik zu einem Teil der kognitiven Psychologie machen sollte, wenn auch (bei Chomsky) als ein System, das relativ leicht auch innerhalb der anderen mentalen Fähigkeiten zu isolieren sei. Allerdings geht das bisher vorgestellte engere Konzept der kognitiven Linguistik über die älteren Versionen Chomskys insofern hinaus, als außer den eigentlichen Sprachsystem-Kenntnissen noch Elemente aus anderen Kenntnissystemen als notwendig für das sprachliche Verhalten angesehen werden, der Kompetenzbegriff also erweitert wird und dem Wissen über das Sprachsystem weniger „zugemutet“ wird. Aber noch immer bleibt das Sprachsystem die zentrale Komponente für das Verstehen und Produzieren von Sätzen und Texten.

13.2 Kognitive Linguistik und „Superparadigma“ Kognitions- wissenschaft

13.2.1 Erweiterung zur Kognitionswissenschaft

Genau diese Beschränkung wird aufgehoben in einem *weiteren* Konzept von kognitiver Linguistik, nach dem diese stärker in die Kognitionswissenschaften eingebunden wird und als eigenständiger, „nach anfänglichen Verflechtungen von der Generativen Grammatiktheorie emanzipierter und unabhängiger Forschungsansatz“ angesehen wird (vgl. Schwarz 1997, 22). Die kognitive Linguistik in diesem Sinne versteht sich als

derjenige Bereich innerhalb der allgemeinen Kognitionswissenschaft ..., der sich mit der Sprache als Subsystem der Kognition, d.h. einem mentalen Kenntnissystem beschäftigt ... Die Kognitionswissenschaft, ein Verbund von so unterschiedlichen Disziplinen wie Kognitionspsychologie, Philosophie, Linguistik und Künstliche Intelligenz hat sich das Ziel gesetzt, die Organisation und Funktionsweise der menschlichen Kognition zu beschreiben und zu erklären. (Schwarz 1994, 10)

Die kognitive Linguistik als Teil der Kognitionswissenschaft betrachtet die Sprache als spezifische kognitive Fähigkeit der Menschen und interessiert sich nicht so sehr für konkrete sprachliche Äußerungen, sondern vielmehr für die mentalen Dispositionen, die es dem Menschen ermöglichen, sprachliche Äußerungen zu produzieren und zu rezipieren. Zu ihrem Gegenstandsbereich gehört nicht nur die Frage, wie unsere Sprachkenntnis strukturiert und repräsentiert ist, sondern gehören auch die Fragen, wie wir unsere Sprachkenntnis *anwenden* und wie wir sie *erwerben*, gehört sogar die Frage, wie unsere Sprachkenntnis im Gehirn repräsentiert ist (vgl. Schwarz 1997, 24). Damit ist eine deutliche Erweiterung der Fragestellungen (im Verhältnis zum „engen“ Verständnis der kognitiven Linguistik) verbunden: Nicht nur *Strukturen*, sondern auch *Prozesse* geraten in das Blickfeld, ebenso Fragen nach der neurologischen Verankerung der Sprachfähigkeit und empirische Testverfahren. Es handelt sich um ein interdisziplinäres „Superparadigma“, in dem die Aspekte von unterschiedlichen Disziplinen (theoretische Linguistik, Psycholinguistik, Neurolinguistik u.a.) aufeinander bezogen werden sollen.

Auch in anderen Konzepten wird ein weiteres Verständnis der kognitiven Linguistik angenommen, das nicht auf eine Gleichsetzung von generativer Grammatik und kognitiver Linguistik, sondern eher auf ein Teil-von-Verhältnis, auf ein Inklusionsverhältnis von Sprachwissenschaft und kognitiver Linguistik hinausläuft. So sehen z.B. Habel u.a. (1996, 7f.) in der kognitiven Linguistik

eine Abkehr von der rein strukturbezogenen Betrachtung der Sprache und eine Hinwendung zur Erforschung der Prozesse, die beim Sprachbenutzer eine Rolle spielen, wenn er sprachliche Äußerungen produzieren oder verstehen will.

Es geht darum, „die Zusammenhänge zwischen der Sprachfähigkeit des Menschen und seiner Kognition aufzudecken und zu klären, wie sprachliches Wissen mental repräsentiert ist und kognitiv verarbeitet wird“, wozu sowohl empirische Forschung als auch theoretische Modelle zur „kognitiven Realität“ von Sprache erforderlich sind. Dies könne nur im Rahmen eines *interdisziplinären* Forschungsansatzes geleistet werden:

Insofern ist die kognitive Linguistik in erster Linie als *Teildisziplin* einer *übergreifenden Kognitionswissenschaft* zu sehen, die sich aus den verschiedenen, bereits etablierten Disziplinen, wie z.B. der Linguistik, der Psychologie, der KI, der Philosophie und den Neurowissenschaften, zusammensetzt und somit eine Art Multi-Disziplin darstellt.

Welche Folgen dieses Konzept für Gegenstand und Status der kognitiven Linguistik hat, haben Habel u.a. (1996, 15ff.) – als Resultat eines langjährigen Forschungsprogramms – in stichwortartigen „Thesen zur Kognitiven Linguistik“ programmatisch zusammengefaßt: Die kognitive Linguistik (als spezialisierte Kognitionswissenschaft) verfolge „Ziele, die nicht Ziele der Linguistik sind; die Ziele der kognitiven Linguistik sind zugleich Subziele der Kognitionswissenschaft“. Konstitutiv ist – für die kognitive Linguistik ebenso wie für die Kognitionswissenschaft generell – das Paradigma der informationsverarbeitenden Systeme. In diesem Sinne ist kognitive Linguistik „nicht eine mit anderen Mitteln betriebene Sprachwissenschaft“, sie ist zwar auch, aber

zugleich stets *mehr* als nur Sprachwissenschaft. Sie ist immer auch *Sprecher-Hörer-Wissenschaft*. Kognitive Linguistik ist, kurz gesagt, Sprachwissenschaft plus Sprecher/Hörer-Wissenschaft.

Das bedeutet, daß die kognitive Linguistik sprachverarbeitende Prozesse (des Sprachbenutzers) beschreibt, daß sie auch nach den neuro(bio)logischen Korrelaten sprachbearbeitender Prozesse sowie nach der Situiertheit des sprachlichen Handelns und den Systemen außersprachlichen Wissens zu fragen hat, die dieses Handeln ermöglichen und strukturieren (weil sprachliches Handeln stets situiertes Handeln ist). Damit ist ein sehr weiter Rahmen abgesteckt, der die Sprachwissenschaft über die kognitive Linguistik in die noch umfassendere Kognitionswissenschaft (und Psychologie) einbindet und der auf dieser „Straße in den Geist“ (Schwarz 1997) – als die man eine kognitive Linguistik generell ansehen kann – auch einen Wechsel der Leitkonzepte erkennen läßt (von der Linguistik zur Psychologie als „dominanter“ Bezugsdisziplin).

13.2.2 *Generative Grammatik und kognitive Linguistik*

Die unterschiedlichen (auch: unterschiedlich „weiten“) Auffassungen von kognitiver Linguistik reflektieren sich folgerichtig auch in unterschiedlichen Auffassungen zum Verhältnis zwischen *generativer Grammatik* und *kognitiver Linguistik*. Dabei sind drei Standpunkte erkennbar (vgl. auch Kertész 1997, 198f.):

- (a) Die generative Grammatik erscheint als Prototyp der kognitiven Linguistik, wird mit ihr nahezu gleichgesetzt (bei linguistischer Dominanz) – vgl. dazu 13.1.
- (b) Die generative Grammatik wird nicht mit der kognitiven Linguistik gleichgesetzt, erscheint vielmehr eher als Variante oder Teil der kognitiven Linguistik, die ihrerseits in eine interdisziplinäre Kognitionswissenschaft eingeordnet wird (bei weitgehend psychologischer Dominanz) – vgl. dazu 13.2.1.
- (c) Die generative Grammatik wird *nicht* als kognitive Linguistik verstanden, wird ihr eher entgegengesetzt oder mit ihr für unverträglich gehalten – vgl. dazu 13.2.3.

Natürlich sind bestimmte *Gemeinsamkeiten* von generativer Grammatik und kognitiver Linguistik unbestreitbar: Beiden geht es nicht so sehr um konkrete sprachliche Äußerungen, sondern vielmehr um mentale Dispositionen, die es dem Menschen ermöglichen, sprachliche Äußerungen zu produzieren und zu rezipieren. Die geistigen Fähigkeiten sind zwar neuronal in den strukturellen und funktionalen Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Gehirns verankert, lassen sich aber auf einer abstrakten, von der physiologischen Basis im Gehirn abgehobenen Ebene als mentale Phänomene mit eigenständigen Gesetzmäßigkeiten beschreiben. Im Rahmen dieser mentalistischen Grundposition sind neuronale Zustände zwar notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen für diese Gesetzmäßigkeiten, ist Kognition mehr und qualitativ anderes als neuronale Aktivität (vgl. Schwarz 1997, 20f.).

Dennoch werden – seit dem Übergang von der oben genannten Auffassung (a) zur Auffassung (b) – mehrere wesentliche *Unterschiede* zwischen generativer Grammatik und kognitiver Linguistik hervorgehoben (vgl. z.B. Schwarz 1992, 44; 1994, 113f.; 1997, 22ff.):

- (1) Die kognitive Linguistik versteht sich nicht als *Grammatik*-, sondern als *Sprachtheorie*. D.h.: Sie beschränkt sich nicht auf die formale Komponente der Sprachfähigkeit (auf die Explikation der syntaktischen Kompetenz), sondern schließt auch die inhaltliche Komponente ein und will auf diese Weise das *gesamte* mentale Phänomen

Sprache umfassen. Das bedeutet eine „integrative Sprachtheorie“, die eine Beschränkung auf eine formale Syntaxtheorie ohne Rückgriff auf inhaltliche Strukturen ablehnt, bedeutet aber nicht automatisch eine völlige Verwerfung der „Autonomie-Hypothese“ der generativen Grammatik (vgl. Fanselow/Felix 1993).

- (2) In der kognitiven Linguistik werden die *prozeduralen* und *prozessualen* Aspekte der Sprachfähigkeit nicht als sekundär angesehen. Die prozedurale Kompetenz (d.h. die Menge der Realisierungsmechanismen) wird als wesentlicher Bestandteil der Sprachfähigkeit aufgefaßt, weil die Fähigkeit, Sprache zu verstehen und zu produzieren, in bestimmte Aktivierungs- und Realisierungsmechanismen eingebunden ist. Die Sprachfähigkeit des Menschen setzt nicht nur die Kenntnis der Komponenten des Sprachsystems, sondern auch prozedurale Fähigkeiten der Aktivierung und Verarbeitung voraus (das haben nicht zuletzt Beobachtungen an sprachpathologischen Ausfallserscheinungen gezeigt).
- (3) Daraus ergibt sich für die kognitive Linguistik – gegenüber der generativen Grammatik – ein *erweiterter* und zugleich *dynamischer Kompetenzbegriff*: Unter Kompetenz wird nicht mehr nur das (eher statische) Kenntnissystem verstanden, sondern werden auch die Mechanismen mitgemeint, die dieses Kenntnissystem *realisieren*. Die Sprachfähigkeit des Menschen wird damit sowohl strukturell (als mentales Kenntnissystem) als auch prozedural (als Verarbeitungsprozessor) definiert.
- (4) In der kognitiven Linguistik wird die (oftmals vorgenommene) strikte Trennung zwischen „Sprache als *kognitives System*“ und „Sprache als *soziale Interaktion*“ weitgehend aufgehoben (vgl. auch Kertész 1995). Die Verankerung der Sprache im kognitiven Apparat des Menschen schließt ihre Einbettung in soziale Interaktionszusammenhänge keineswegs aus (auch wenn das Primat der kognitiven Linguistik deutlich bei der kognitiven Verankerung und Organisation der Sprachfähigkeit liegt).
- (5) Die generative Grammatik setzt zumeist auf *Einsicht* und Introspektion als Hauptinstrumente zur Evaluierung (Verifizierung bzw. Falsifizierung) von Hypothesen, die kognitive Linguistik vorrangig auf Ergebnisse *experimentell-empirischer* Forschungen und Tests (als eine Art „erweiterter Methodik“). Indem empirisch-experimentell gewonnene Daten zu wichtigen Prüfinstanzen für Hypothesen werden, wird der traditionelle Datenbereich der Linguistik (im wesentlichen: Beispielanalyse, Introspektion, Informantenbefragung) deutlich erweitert.

13.2.3 *Heterogenität und Grenzen der kognitiven Linguistik*

Schon aus dem bisher Gesagten läßt sich erkennen, daß die kognitive Linguistik – bei aller „Modernität“ – recht heterogen ist, daß es auch keine homogene „kognitive Wende“ gibt – vgl. Kertész (1997, 10f.), der von „mehreren Wenden“, eigentlich einer „Familie von Wenden“ spricht –, daß sie folglich auch nur eingeschränkt als „neues Paradigma“ begriffen werden kann. Gewiß gibt es gemeinsame zentrale Fragestellungen (vgl. auch Glück 2000, 351), etwa: Welche kognitiven Mechanismen konstituieren die Sprachfähigkeit? Wie wird die Sprachkenntnis erworben? Welche kognitiven Prozesse determinieren die Sprachverwendung? Welche Interaktionen bestehen zwischen dem Sprachsystem und anderen kognitiven Systemen? Welche neuronalen Strukturen und Prozesse liegen der Sprache als System, ihrem Erwerb und ihrer Verwendung zugrunde? Es ist sicher auch nicht zu bestreiten, daß es sich dabei um Fragestellungen handelt, die sich z.T. nur interdisziplinär beantworten lassen, daß sowohl der erweiterte Kompetenzbegriff (als mentales Kenntnis- und Verarbeitungssystem), die Zusammenhänge zwischen mentalen und neuronalen Ebenen als auch die neuen Methoden (mit Einbeziehung sprachexterner Daten zur Überprüfung der neuropsychologischen und psychobiologischen Realität linguistischer Modelle) neue wichtige Möglichkeiten und Perspektiven der Forschung eröffnet haben.

Allerdings ist dabei nicht zu übersehen, daß sich die Entwicklungen in vielen Bereichen noch im Anfangsstadium befinden und daß die theoretischen Konzepte der kognitiven Linguistik recht heterogen sind. Diese Heterogenität ergibt sich schon aus den unterschiedlichen (Teil-)Disziplinen, die als „Bezugswissenschaften“ in sie eingehen, auch aus der unterschiedlichen Dominanz der jeweils einbezogenen Disziplinen sowie aus dem Umstand, daß auch die einzelnen durch die kognitive Linguistik „zusammengeführten“ Disziplinen jeweils durch unterschiedliche Konzepte gekennzeichnet sind. Sie zeigt sich – im gegenwärtigen Erkenntnisstand – darin, daß die kognitive Linguistik keine Einhelligkeit hinsichtlich ihres Gegenstandsbereichs erkennen läßt (entweder „enger“ oder „weiter“ verstanden wird). Das reflektiert sich besonders in unterschiedlichen Annahmen über das Verhältnis von generativer Grammatik und kognitiver Linguistik (vgl. 13.2.2). Innerhalb der kognitiven Linguistik scheiden sich die Geister darüber hinaus auch hinsichtlich des Ausgangs von einem modularen oder einem globalen (holistischen) Ansatz (vgl. dazu auch Schwarz 1994, 11ff.) – auch wenn in beiden Fällen die Sprache im Gesamtsystem der Kognition verankert wird. Das bedeutet jedoch noch nicht, daß sich die Sprache vollständig durch allgemeine, in allen kognitiven Subsystemen anzutreffende Prinzipien beschreiben und erklären läßt. Vielmehr wird die

entscheidende Frage, wie das sprachliche System mit den anderen mentalen Systemen interagiert, noch kontrovers diskutiert: In einem *modularen* Ansatz erscheint das sprachliche Kenntnissystem als weitgehend autonomes (von anderen Subsystemen unterschiedenes) spezifisches Subsystem der Kognition. Eigentlicher Untersuchungsgegenstand sind dann spezifisch sprachliche Prinzipien und Regeln (die von den Einheiten des sprachunabhängigen konzeptuellen Systems abgegrenzt werden). Dabei wird zwischen einer semantischen und einer konzeptuellen Repräsentationsebene (als zwei Modulen) unterschieden – wie z.B. in der „Zwei-Ebenen-Semantik“ bei Bierwisch und Lang (vgl. Bierwisch/Lang 1987; Lang 1994) –, ebenso zwischen Sprachwissen und Weltwissen, zwischen „word knowledge“ und „world knowledge“. Unsere Kognition besteht danach aus verschiedenen Subsystemen (Modulen), die jeweils eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen, relativ autonom sind, aber in vielfältigen (wenn auch noch unzureichend erforschten) Beziehungen zueinander stehen und bei komplexen kognitiven Tätigkeiten interagieren.

Demgegenüber sind in einem *holistischen (globalen)* Ansatz Sprachfähigkeit und allgemeine kognitive Fähigkeiten untrennbar miteinander verbunden. Die Sprachkenntnis wird nicht als autonomes Subsystem, sondern eher als Epiphänomen der Kognition aufgefaßt – in der Annahme, daß allgemeine Kognitionsprinzipien das sprachliche Kenntnissystem (weitgehend oder vollständig) erklären würden. Semantische und konzeptuelle Struktur, Sprache und Weltwissen, semantisches und pragmatisches Wissen werden dabei nicht strikt getrennt. Eine spezifische sprachliche Bedeutungsebene wird aufgegeben, die Bedeutungen fallen mit konzeptuellen Einheiten zusammen (vgl. Jackendoff 1990; Lakoff 1987). Verallgemeinert gesagt: Die Alternative besteht in der Frage, ob die Sprache ein relativ eigenständiges Modul der kognitiven Leistungsfähigkeit des Menschen ist, das mit anderen Modulen interagiert (modularer Ansatz), oder ob Sprache auf andere (generellere) kognitive Dispositionen des Menschen zurückgeführt werden kann oder muß (globaler Ansatz) (vgl. auch Suchsland 1992, 3). Einerseits verspricht der globale Ansatz eine weitere Perspektive und eine größere Erklärungskraft, andererseits scheinen vor allem bei Aphasien konstatierte selektive Ausfälle und Dissoziationen kognitiver Funktionen ein empirischer Beleg für eine eher modular organisierte Kognition zu sein. Auf jeden Fall werden in der kognitiven Linguistik beide Ansätze vertreten, ist also die kognitive Linguistik nicht untrennbar *nur* mit dem modularen Ansatz verbunden (wie dies vor allem bei einem „engen“ Verständnis oft suggeriert wird; vgl. dazu 13.1).

Noch weiter (im Grad der Verallgemeinerung) als das bisher skizzierte weitere Konzept von der kognitiven Linguistik reichen Vorstellungen,

wie sie z.B. Ágel (1997, 57ff.) unter dem provozierenden Thema „Ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache?“ artikuliert hat. Er schließt an jüngere kontroverse Diskussionen um das Erkenntnisobjekt der Linguistik an (funktions- oder strukturorientiert? Kultur- oder Natur-objekt?) und fühlt sich – im Unterschied zu beiden Richtungen – einem „radikalen Konstruktivismus“ verpflichtet:

Das, was Wissenschaftler zu beschreiben glauben, gibt es nicht. Es gibt nicht das zu Beschreibende, die Vorlage da und die Beschreibung hier. Wir schaffen keine Fotos von der Realität, sondern wir schaffen Realität. (1997, 62)

Die eigentliche Frage ist für ihn, ob der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Langue/Kompetenz oder das konkrete Sprechen ist. Für ihn gibt es die bisherigen Gegenstände der Linguistik (Langue/Kompetenz) überhaupt nicht; folglich habe die generative Grammatik „keinen linguistischen Gegenstand“ und sei „mit dem modernen kognitionswissenschaftlichen Paradigma nicht vereinbar“ (1997, 76). Gegenstand der Linguistik sei vielmehr das konkrete Sprechen als Tätigkeit (im Anschluß an Coseriu, in Übereinstimmung auch mit Paul, im Gegensatz zu Chomsky, aber auch zu de Saussure). Eine solche „radikal konstruktivistische“ Linguistik des Sprechens will „synthetisch“ sein, unter „romantischer“ (d.h. ganzheitlich-funktionaler) Flagge die „systematische“ Linguistik integrieren, allerdings mit dem Ziel, „nicht aus Geisteswissenschaften Naturwissenschaften zu machen, sondern umgekehrt die Naturwissenschaften in die Geisteswissenschaften einzubinden“ (1997, 91). Damit ist ein extremer Gegenpol zu der engen Auffassung der kognitiven Linguistik und zur generativen Grammatik erreicht. Es verwundert deshalb nicht, daß im Unterschied zu (a) und (b) unter 13.2.2 der Standpunkt (c) postuliert wird, d.h. die generative Grammatik und die kognitive Linguistik für unverträglich angesehen werden und die generative Grammatik aus der kognitiven Linguistik ausgeklammert wird.

Aber selbst wenn wir von diesem extremen Gegenpol einmal absehen – der mit der Rückbesinnung auf die „Geisteswissenschaften“, die Romantik und die Hermeneutik die Frage provoziert, ob dies eine „progressive“ oder eine „regressive Wende“ in der Geschichte der Linguistik bedeuten würde (vgl. Kertész 1997, 10) –, sollten bei der kognitiven Linguistik generell (mindestens in ihrem weiten Verständnis und vor allem in ihrer holistischen Version) Grenzen und auch Gefahren nicht übersehen werden, was den Erkenntnisfortschritt *für die Linguistik selbst* betrifft. Die zunehmende Einbindung der Linguistik in eine allgemeine Kognitionswissenschaft hat zu der Frage geführt „Ist die Grammatiktheorie noch zu retten?“ (Suchsland 1992), die Ausdruck eines deutlichen Unbe-

hagens ist und auf der Befürchtung basiert, es könne „zu einer Art Selbstauflösung der Grammatiktheorie“ kommen, die Autonomie der Grammatik (die lange Zeit mit Erfolg gegen kommunikativ-funktionale Orientierungen von außen verteidigt worden ist) laufe nun „von innen her“ Gefahr, in globalen Bereichen der kognitiven Psychologie zu „versinken“ oder zu „verschwinden“. Zugespitzt formuliert Suchsland (1992, 386):

Was können wir noch zur Analyse der Struktur natürlicher Sprachen ... beitragen, wenn wir nur nach globalen Bedingungen suchen, die für alle möglichen Bereiche kognitiven menschlichen Verhaltens gelten sollen?

Auf der einen Seite versteht es sich, daß im Rahmen einer interdisziplinären Kognitionswissenschaft insgesamt eine größere Erklärungskraft angestrebt wird, ihre Aussagen ein größeres Ganzes als Untersuchungsgegenstand betreffen und deshalb notwendig auch allgemeiner (weniger spezifisch) sind. Eben deshalb wird aber auf der anderen Seite auch befürchtet, die kognitive Linguistik könne eher einen Rückschritt im spezifisch *linguistischen* Erkenntnisstand mit sich bringen – mindestens dann, wenn die Suche nach linguistischen Gesetzmäßigkeiten zugunsten der Suche nach allgemeinen kognitiven Gesetzmäßigkeiten zurückgedrängt oder gar aufgegeben wird (vgl. auch Sucharowski 1996, 155f.). Eine solche Gefahr besteht weniger in modular(istisch)en, eher in holistischen Konzepten – immer dann, wenn eine einseitige Abkehr von linguistischen Erkenntniszielen erfolgt (zugunsten allgemeinerer Betrachtungen über den menschlichen Geist), wenn sich in dieser (legitimen) Erweiterung zur kognitiven Linguistik kein explizites Erklärungspotential für die spezifische Sprachkenntnis wiederfinden läßt oder wenn bereits vorhandene linguistische Erkenntnisse ausgeblendet werden (vgl. auch Helbig 2000). Da es sich bei der kognitiven Linguistik generell um die Frage nach dem handelt, was beim Umgang mit Sprache „in unserem Kopf vorgeht“, um „eine *Straße* in den *Geist*“ (Schwarz 1997, 17), sollte diese fruchtbare Erweiterung der Sprachwissenschaft und ihr Einbau in das „Superparadigma“ Kognitionswissenschaft doch nicht zu einer „*Flucht* in den *Kopf*“ (Harras 1995, 1f.) werden, sollte es zu keiner Konfundierung von *Sprache* und *Sprecher* führen. Solche Bedenken liegen nahe, sobald spezifische Feststellungen und Erkenntnisse der Linguistik (zur Sprache) nicht integriert, sondern negiert werden. Dazu tendieren holistische Konzepte, übrigens nicht nur im Rahmen der hier thematisierten „kognitiven Wende“, sondern – in auffälliger wissenschaftsgeschichtlicher Parallelität – auch schon im Rahmen der (zeitlich vorangegangenen) „kommunikativ-pragmatischen Wende“ der Sprachwissenschaft, als unter dem (funktionalen) Aspekt der Sprache als Kommunikationsmittel und als Handlungs-

instrument spezifisch sprachliche und grammatische Fragen oft an die Peripherie des Interesses gedrückt worden sind (vgl. Helbig 1991). Hier wie dort sollte der Wechsel in der Dominanz der Aspekte (von der Sprache als System zur Kommunikation bzw. zur Kognition, von der Sprache zum Sprecher) als legitime und notwendige Gegenstandserweiterung, nicht aber als einfache Gegenstandsveränderung (als Substitution eines „alten“ durch einen anderen „neuen“ Gegenstand) verstanden werden.

13.3 Prototypentheorie

13.3.1 Ausgangspunkt und wissenschaftsgeschichtlicher Ort

Als eine besondere Spielart oder Variante der kognitiven Linguistik kann die *Prototypentheorie* angesehen werden, die in den 70er Jahren im Rahmen der *Kognitionspsychologie* in den USA entstanden ist und seit Ende der 80er Jahre in die Linguistik (vor allem in die Semantik) Eingang gefunden hat (vgl. Kleiber 1993). Der Einfluß der Prototypentheorie (als holistischer Variante der kognitiven Linguistik), die von ihr ausgehende „Faszination“ war so groß, daß mancherorts von einer „Prototypen-Revolution“ oder einem „Prototypenboom“ gesprochen worden ist und in ihr vielfach eine Art „Allheilmittel“ für linguistische Probleme unterschiedlicher Art gesehen worden ist (vgl. Mangasser-Wahl 2000, 7f.). Freilich haben sich inzwischen auch viele kritische Stimmen vor allem zur *linguistischen* Relevanz dieser Theorie zu Wort gemeldet. Es handelt sich dabei um solche generelle „Streitfragen“, ob sich der Prototypenansatz aus der Kognitionspsychologie einfach auf die Linguistik übertragen läßt (oder ob dabei Vereinfachungen und Entstellungen unterlaufen sind), ob es sich dabei tatsächlich um eine *Theorie*, um eine *Methodik* und/oder um *Empirie* handelt, ob (in der linguistischen Adaption) neben der Prototypensemantik auch eine Prototypenmorphologie, -phonologie usw. zu etablieren ist, ob es folglich eine Art „Prototypenlinguistik“ geben wird, ob der Prototypenansatz andere Ansätze *ablösen* oder eher *ergänzen* kann.

13.3.2 Entwicklung der kognitionspsychologischen Prototypentheorie bei Rosch

Die Prototypentheorie wurde in den 70er Jahren vor allem von E. Rosch entwickelt und erreichte Ende der 80er Jahre ihren (vorläufigen) Endpunkt. Allerdings lassen sich bei Rosch selbst drei verschiedene Entwicklungsphasen erkennen (vgl. Mangasser-Wahl 2000, 15ff.): Die *1. Phase* war charakterisiert durch psychologische und anthropologische Vorarbeiten mit vorrangigem Interesse an universalen Kategorisierungsphänome-

nen (z.B. an Farben) (1971-1973). Untersuchungsgegenstand waren vor allem perzeptuelle Kategorien und die damit verbundene vorsprachliche Kategorisierung, benutzt wurden vorwiegend psychologische Testvariablen (vgl. z.B. Rosch 1973a). In der 2. Phase (1973-1976) wandte sich Rosch dann – über die Erweiterung des Begriffes „natürlicher Prototyp“ – semantischen Kategorien zu, die ebenfalls nach dem kognitiven Prototypenprinzip strukturiert sein sollen. Diese Ausdehnung wird begleitet von einem zunehmenden linguistischen Interesse Roschs, das zu folgenreichen Einsichten auch für die Sprachwissenschaft führt: Es wird erkannt, daß auch semantische Kategorien – ähnlich wie perzeptuelle Kategorien – Prototypenstrukturen aufweisen, daß sich z.B. „bessere“ und „schlechtere“ Kategorienvertreter unterscheiden lassen, daß es kein festes Set an notwendigen und hinreichenden Merkmalen für die Kategorien gibt und daß ihre Grenzen z.T. unscharf sind, daß sich das (bereits von Wittgenstein betonte) Konzept der „Familienähnlichkeit“ (Prototypen werden dabei als Zentrum der Kategorienorganisation aufgefaßt) als Alternative zum klassischen Konzept der Merkmalssemantik anbietet, daß also Merkmale einerseits untereinander gewichtet und andererseits intern graduiert werden (vgl. z.B. Rosch 1973b; 1975). In ihrer 3. Phase (ab 1977) kommt Rosch erneut auf die Suche nach universalen Prinzipien zurück und liefert Zusammenfassungen ihrer Hypothesen, Experimente und Ergebnisse, die in die Auffassung der Prototypikalität als allgemeines kognitives Prinzip einmünden (vgl. z.B. Rosch 1977; Rosch/Mervis 1981).

An diese chronologische Gliederung knüpft Mangasser-Wahl (2000, 15ff.) den Hinweis, daß diese Theorie in der Linguistik unzureichend und verkürzt rezipiert worden ist: Teils seien die Erkenntnisse aus den genannten 3 Phasen einfach „vermischt“ worden, teils sei die Adaption auf die 2. Phase beschränkt worden (so daß die früheren psychologischen und anthropologischen Arbeiten und die abschließende Erweiterung zu einem allgemeinen kognitiven Prinzip kaum beachtet worden seien). Dennoch möchte sie daran festhalten, daß es sich durchaus um eine neue „Theorie“, nicht bloß um „Ideen“ oder Methoden handelt. Diese Bewertung ist durchaus nicht unumstritten, andere Autoren werten sie eher als Zusammenführung von mehreren Ideen und Methoden. Bei Schmid (2000, 33) heißt es z.B.:

Die Prototypentheorie an sich existiert gar nicht. Der Eindruck, daß dieser Terminus etwas klar Begrenztes und Monolithisches beschreibt, ist vielmehr das Ergebnis einer Hypostasierung.

Eher erweise sich „die Prototypentheorie als ein *Konglomerat von Ideen* einer Vielzahl von Psychologen und Linguisten“, von denen die „Facet-

ten“ der Prototypikalität, der Typikalität (mit gradueller Abstufung) und der Unschärfe (der Grenzen) als zentral angesehen werden.

13.3.3 *Merkmale des Prototypenansatzes*

Trotz dieser noch kontrovers erörterten Frage, ob es sich beim Prototypenansatz um eine konsistente Theorie oder (nur) um ein Konglomerat von heterogenen Ideen und Methoden handelt, lassen sich einige Merkmale angeben, die – mehr oder weniger – für alle Varianten des (für die Linguistik relevanten) Prototypenansatzes gelten und als dessen „Kern“ angesehen werden können (vgl. auch Mangasser-Wahl 1996, 83; 2000, 15; Sandig 2000, 93f.; Glück 2000, 556f.):

- (a) Kategorien können nicht immer durch die Verbindung von notwendigen und hinreichenden Merkmalen definiert werden.
- (b) Merkmale sind nicht grundsätzlich binär, d.h., sie treffen nicht immer „entweder-oder“ zu, sondern manchmal auch „mehr-oder-weniger“.
- (c) Kategorien verfügen nicht immer über klar definierte Grenzen.
- (d) Kategorien haben zwar Merkmale und sind über diese beschreibbar; aber diese Merkmale müssen nicht immer alle vorhanden sein.
- (e) Die Merkmale sind nicht gleichwertig, sondern untereinander „gewichtet“, d.h. mehr oder weniger wichtig oder zentral.
- (f) Die Merkmale sind außerdem „gradiert“, indem sie auf Kategorienmitglieder mehr oder weniger zutreffen können.
- (g) Nicht alle Mitglieder einer Kategorie verfügen über den gleichen Stellenwert. Es gibt vielmehr „bessere“ und „schlechtere“ Vertreter einer Kategorie. Die besten Vertreter sind die Prototypen.
- (h) Prototypische Vertreter einer Kategorie weisen Merkmalsbündel auf. Sie haben mit anderen Mitgliedern dieser Kategorie die meisten Merkmale gemeinsam und möglichst wenige gemeinsame Merkmale mit den Mitgliedern anderer Kategorien. Auf Grund übereinstimmender, aber auch verschiedener Merkmale besteht „Familienähnlichkeit“ zwischen den Vertretern einer Kategorie.
- (i) Es gibt eine herausgehobene Abstraktionsebene bei der Kategorisierung: die Basisebene. Kategorien der Basisebene bilden informationsreiche Merkmalsbündel (*Glosse* und *Bericht* sind z.B. informations- und merkmalsreicher als *Text*).

13.3.4 *Probleme des Prototypenansatzes*

Ein erstes Problem ergibt sich daraus, daß der Prototypenansatz vielfach als einfacher „Ersatz“ für die klassische semantische Merkmalanalyse (in der Nachfolge von Katz u.a.), gleichsam als Alternative zu ihr angesehen wird. Es kann gewiß nicht in Frage gestellt werden, daß der Prototypenansatz für bestimmte *praktische* Zwecke (z.B. den Fremdsprachenunterricht) durchaus nützlich(er) ist, da Fremdsprachen möglicherweise unter

bestimmten Bedingungen effektiver über Prototypen als über semantische Merkmale erworben werden (weil diese „pragmatischer“ und „textnäher“ sind), daß man die Sprache eher über prototypische Beispiele der Verwendung (als Instanzen einer allgemeinen Regel) als über die explizite Formulierung der Regeln lernt (vgl. Helbig 1992, 67ff.). Aber abgesehen davon, daß dies auch nur für den „Normalfall“ ausreichend ist, daß dagegen bei schwierigen Entscheidungs- und Unterscheidungsoperationen (meistens intuitiv) semantische Merkmale aktualisiert werden (müssen), ist erst recht in *theoretischer* Hinsicht der Prototypenansatz kein einfacher *Ersatz* für die semantische Komponentenanalyse (und die mit ihr verbundene Annahme von der Analysierbarkeit der Bedeutung in Merkmalen). Diese Annahme ist nicht nur durch die Begriffsbildung begründet und hat sich auch längst über den Sprachvergleich empirisch nachweisen lassen. Insofern setzt der Prototypenansatz die Annahme von semantischen Merkmalen voraus und setzt die Merkmalanalyse nicht schlechthin außer kraft. Was sie außer kraft setzt, sind nur bestimmte Eigenschaften der klassischen Merkmalanalyse, die sich in der Folgezeit weder von linguistischen Untersuchungen noch von Untersuchungen der kognitiven Psychologie haben bestätigen lassen, vor allem (a) das Postulat einer *rest-freien* Zerlegung der Wortbedeutung in semantische Merkmale, (b) die Annahme von einer absolut *hierarchischen* Organisation dieser Merkmale und (c) die Auffassung, daß diese Merkmale generell als *universal* verstanden werden müssen (vgl. auch Viehweger 1986/87, 215ff.).

Diese Einschränkungen haben die Übernahme der Prototypenansatzes in die Linguistik stimuliert: Das führte z.B. zu der neuen Einsicht, daß prototypische Merkmale per definitionem nicht notwendig sind (so bleibt z.B. ein Vogel auch ein Vogel, wenn er keine Federn hat, auch wenn er dann schwerer als solcher zu erkennen ist), daß die distinktiven Merkmale der strukturellen Semantik (mit scharfen Rändern) ergänzt werden müssen durch enzyklopädische Merkmale mit hoher Unterscheidungskraft sowie durch „Merkmalsbündel“, die als „Gestalt“ eher ganzheitlich wahrgenommen werden (vgl. auch Glück 2000, 557). Diese Einschränkungen bedeuten aber nicht automatisch, daß der Prototypenansatz als globale Alternative zur Merkmalanalyse verstanden werden kann (vgl. auch Viehweger 1987, 37ff.). Vor allem im Hinblick auf die Lexikographie wird (mit Recht) dafür argumentiert, daß eine merkmalanalytische Methode durch prototypische Verfahren sinnvoll bereichert und ergänzt (aber nicht einfach „ersetzt“) werden kann (vgl. z.B. Knipf-Komlósi 2000).

Noch genereller ist der Einwand, der sich gegen die Adaption des Prototypenansatzes in der Linguistik richtet auf Grund der Art der Bedeutungskonzeption und -repräsentation sowie auf Grund der Anfechtbarkeit

von Akzeptanzkriterien über Prototypikalität (d.h. auch von objektivierbaren Kriterien für Prototypikalität). In diesem Sinne haben z.B. Haras/Grabowski (2000, 89) Skepsis angemeldet und statt dessen für eine „Arbeitsteilung“ zwischen Kognitionspsychologie und kognitiver Semantik plädiert, weil es nötig sei, „Bedeutungseigenschaften sprachlicher Ausdrücke ... nicht mit Eigenschaften sprachverwendender Systeme zu konfundieren“. Mit dieser Warnung vor einer Vermischung von Sprache und Sprecher, von linguistischer Semantik und kognitionspsychologischer Prototypentheorie wird von dieser Seite her der Wert des (holistischen) Prototypenansatzes erheblich eingeschränkt.

Schließlich ist nicht zu übersehen, daß das kognitionspsychologische Prototypenkonzept viele Ähnlichkeiten hat mit dem (unabhängig von der Psychologie) schon viel früher in der Linguistik (vor allem der Prager Schule) entwickelten Konzept von „Zentrum“ und „Peripherie“ in der Sprache. Deshalb wird mancherorts vor einer Überschätzung des (nur auf den ersten Blick „revolutionär“ anmutenden) Prototypenkonzepts gewarnt, wird in ihm weniger eine konsistente neue Theorie, sondern eher ein methodisches Arsenal gesehen, gleichsam eine „Notationsvariante“ oder eine „Neuentdeckung“ des bekannten Zentrum-Peripherie-Modells (vgl. z.B. Brdar-Szabó/Brdar 2000). In der Tat läßt sich zeigen, daß manche Erkenntnisse, die dem Prototypenansatz zugeschrieben werden, analog auch auf Grund des Zentrum-Peripherie-Modells gewonnen worden sind oder werden können (vgl. Helbig 1992, 68f.). So hat z.B. Welke (1988, 194ff.) zeigen wollen, zu welchen neuen Erkenntnissen der Prototypenansatz (als „einer der produktivsten Neuansätze in der linguistischen Semantik der letzten Zeit“) für die semantischen Kasus bedeutet. So gebe es z.B. ein „prototypisches Agens“, das 4 Merkmale hätte: [belebt bzw. menschlich], [intentional], [einen Vorgang durch Aktivität ursächlich auslösend], [einen Effekt im Gegenstand hervorbringend, ihn schaffend oder verändernd]. Von diesen Merkmalen könnten jedoch einige fehlen (dann handele es sich um ein weniger typisches Agens), ohne daß die Ähnlichkeit zum Prototyp dadurch verlöre. Am Ende ergibt sich für Welke eine Skala von verschiedenen Arten von Agens, die einer Gliederung (und Graduierung) gleichkommt, in deren Zentrum das prototypische Agens mit dem Vorhandensein aller 4 Merkmale steht und deren Peripherie sich aus dem Nicht-Vorhandensein eines Merkmals (dem Zentrum nahe Schicht) oder mehrerer Merkmale (äußere, vom Zentrum weiter entfernte Schichten) bildet:

- (1) *Emil tötet den Löwen.* (alle Merkmale vorhanden)
- (2) *Emil hat Paul angestoßen.* (nicht intentional, aber belebt und Eigenaktivität)
- (3) *Der Wind öffnete die Tür.* (nicht intentional, nicht belebt, aber Eigenaktivität)

- (4) *Emil hat die Figur (nur) berührt.* (belebt, keine Einwirkung auf Gegenstand, aber materieller Kontakt)
- (5) *Emil hat das Flugzeug beobachtet.* (belebt, keine Einwirkung auf Gegenstand, kein materieller, aber ideeller Kontakt)
- (6) *Emil schwimmt gern.* (belebt, kein äußerer materieller Effekt, aber Eigenaktivität)
- (7) *Die Stufe knarrt.* (nicht belebt, kein äußerer materieller Effekt, aber Eigenaktivität)

Solche Versuche einer „Graduierung“ des Agens sind schon früher vorgelegt worden, damals unabhängig vom Konzept der Prototypen und z.T. sogar weitgehend unabhängig vom Zentrum-Peripherie-Modell (vgl. z.B. Helbig 1977, 73ff.). Auf alle Fälle lassen sich solche Graduierungen ähnlich auch über das Zentrum-Peripherie-Modell beschreiben. Mit Hilfe eines Zentrum-Peripherie-Modells hat man Graduierungen von grammatischen Kategorien vorgenommen, längst bevor das Prototypenkonzept aus der Kognitionspsychologie in die Linguistik übernommen worden ist. So hat man z.B. – bei den Wortarten – Adjektive mit der vollen Zahl der Merkmale (z.B.: attributiv und prädikativ verwendbar, flektier- und komparierbar) unterschieden von anderen, denen ein Merkmal, zwei Merkmale oder drei Merkmale fehlen – je nach dem Abstand vom Zentrum (vgl. z.B. Stepanova/Helbig 1978, 100f.). Damit soll keineswegs die Leistung sowohl des Zentrum-Peripherie-Modells als auch des Prototypenansatzes generell geleugnet oder auch nur eingeschränkt werden. Ganz im Gegenteil: Gerade bei „Übergangszonen“ mit schwer zu ziehenden Grenzen (z.B. bei den Wortarten oder den semantischen Kasus), bei „Grenzgängern“ zwischen den Kategorien (von denen es viele gibt) bieten diese Modelle gute Hilfen für eine Erklärung (vgl. auch Helbig 1997). Damit können die (für die natürliche Sprache charakteristischen) unscharfen Ränder der Kategorien besser erfaßt werden, ohne daß die Abgrenzungen von Kategorien (und die Abgrenzungskriterien) aufgegeben werden (müssen).

13.4 Kognitive vs. kommunikative Orientierung – ein Gegensatz? (zugleich als eine Art „Ausblick“)

Zum Abschluß soll noch auf die Frage eingegangen werden, wie sich die kommunikative und die kognitive Orientierung der Linguistik zueinander verhalten, ob zwischen der „kommunikativen Wende“ und der sich anschließenden, sie gleichsam „ablösenden“ „kognitiven Wende“ tatsächlich ein Gegensatz besteht (wie es manchmal suggeriert wird). Das bisher Gesagte dürfte bereits deutlich gemacht haben, daß ein solcher Gegensatz nicht notwendig besteht, daß sich beide Orientierungen nicht ausschließen *müssen*, weil beide – über die Annahme verschiedener Kenntnissy-

steme und das Modularitätsprinzip – miteinander verbindbar und z.T. auch miteinander verbunden sind (vgl. Helbig 1991, 18f.). Das aus der kognitiven Psychologie in die kognitive Linguistik übernommene Modularitätsprinzip ist durchaus kompatibel mit einem modularen, nicht aber mit einem globalen (holistischen) Konzept einer kommunikativ orientierten Linguistik. Deshalb deckt sich der Unterschied zwischen kommunikativer und kognitiver Linguistik nicht mit dem Unterschied zwischen globalem und modularem Ansatz (es gibt sowohl in der kommunikativ als auch in der kognitiv orientierten Linguistik beide Ansätze) und auch nicht mit dem Unterschied zwischen „funktionaler“ Linguistik und Systemlinguistik. Vielmehr kann eine kommunikativ orientierte Linguistik durchaus zugleich kognitiv sein (wenn sie auf verschiedene Kenntnissysteme ausgerichtet ist, die relativ autonom sind und miteinander interagieren). Ebenso darf der kognitiven Linguistik nicht unterstellt werden (wie es bisweilen geschieht), sie vernachlässige oder negiere den kommunikativen Aspekt oder sei gar „nicht-kommunikativ“. Sie vernachlässigt den kommunikativen und den Handlungsaspekt der Sprache durchaus nicht, sondern begreift ihn vielmehr als Resultat des Zusammenwirkens verschiedener Teilsysteme der Kenntnis (von denen *eines* das von der Linguistik zu erfassende Sprachsystem ist) (vgl. Bierwisch 1987, 655f.). Eine andere Frage ist es, welche Rolle die Sprachkenntnis im Ensemble der Kenntnissysteme spielt, ob sie als zentral oder als weniger zentral (oder gar peripher) angesehen wird. Eben dies macht jedoch den Unterschied zwischen dem modularen und dem holistischen Ansatz aus: Folgt die kognitive Linguistik einem modularen Ansatz, versucht sie, den kommunikativen und interaktionalen Aspekt der Verwendung von Sprache durch das Zusammenwirken relativ autonomer, aber interagierender Teilsysteme zu beschreiben. Unter diesen Modulen ist folglich das Modul der Sprachkenntnis zentral – schon weil die Frage nach der Verwendung und dem Erwerb von Sprachkenntnis eine Antwort auf die Frage voraussetzt, was Sprachkenntnis ist und wie sie strukturiert ist. Aber dieses Modul darf nicht verabsolutiert und auch nicht zuungunsten anderer Module überbewertet werden, weder in der kommunikativen noch in der kognitiven Linguistik. Das war mindestens in der Standardtheorie der generativen Grammatik Chomskys der Fall (in der die anderen Module noch kaum eine Rolle spielen). Damit hängt eine weitere Gemeinsamkeit von kommunikativer und kognitiver Linguistik zusammen: In beiden Fällen wird die Sprache (als System) eingebettet in größere Erklärungszusammenhänge – mit der potentiellen Gefahr, daß Erklärungsansätze von außerhalb der Sprachwissenschaft die spezifischen Fragestellungen der Linguistik dominieren oder gar verdrängen können. Was allerdings den

größeren Erklärungsrahmen anlangt – hier Kommunikation und Interaktion, dort menschliche Kognition –, ist vom Wesen her verschieden und legitimiert die (notwendige) Unterscheidung zwischen kommunikativer und kognitiver Linguistik.

13.5 Literatur

- Ágel, Vilmos (1997): Ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache? In: A. Kertész (Hg.) (1997), 57-97
- Bierwisch, Manfred (1979): Wörtliche Bedeutung – eine pragmatische Gretchenfrage. In: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund, 63-85; auch enthalten in: G. Grewendorf (Hg.) (1979): Sprechakththeorie und Semantik. Frankfurt/M.
- Bierwisch, Manfred (1982): Sprache als kognitives System – Thesen zur theoretischen Linguistik. In: DaF 3, 139-144
- Bierwisch, Manfred (1987): Linguistik als kognitive Wissenschaft – Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm. In: ZfG 6, 645-667
- Bierwisch, Manfred (1992): Probleme der biologischen Erklärung natürlicher Sprache. In: P. Suchsland (Hg.), 7-45
- Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hg.) (1987): Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven (= SG XXVI/XXVII). Berlin
- Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario (2000): Grammaticalization and the lexicon: Core-and-periphery model vs. prototype approach. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.), 139-159
- Chomsky, Noam (1965): Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge (Mass.)
- Chomsky, Noam (1979): Language and Responsibility. New York
- Chomsky, Noam (1986): Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use. New York
- Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha W. (1993): Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik. Bd. 1. Tübingen
- Felix, Sascha W./Kanngießer, Siegfried/Rickheit, Gert (Hg.) (1990): Sprache und Wissen. Studien zur Kognitiven Linguistik. Opladen
- Felix, Sascha W./Habel, Christopher/Rickheit, Gert (Hg.) (1994): Kognitive Linguistik. Repräsentation und Prozesse. Opladen
- Glück, Helmut (Hg.) (²2000): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart/Weimar
- Habel, Christopher/Kanngießer, Siegfried/Rickheit, Gert (Hg.) (1996): Perspektiven der Kognitiven Linguistik. Modelle und Methoden. Opladen
- Habel, Christopher/Kanngießer, Siegfried/Rickheit, Gert (1996): Thesen zur Kognitiven Linguistik. In: Ch. Habel/S. Kanngießer/G. Rickheit (Hg.), 15-23
- Harras, Gisela (Hg.) (1995): Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen (= IDS, Jahrbuch 1993). Berlin/New York
- Harras, Gisela/Grabowski, Joachim (2000): Zur Polysemie lokaler Präpositionen. Die Fragwürdigkeit von kategorialen Akzeptanzurteilen als Grundlage für bedeutungsbeschreibende Prototypenstrukturen. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.), 73-91

- Helbig, Gerhard (1977): Zur semantischen Charakteristik der Argumente des Prädikats. In: G. Helbig (Hg.): Probleme der Bedeutung und Kombinierbarkeit im Deutschen. Leipzig, 40-92
- Helbig, Gerhard (1991): Aspekte der kommunikativen und der kognitiven Orientierung in der DDR-Linguistik. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 10. Tübingen, 5-20
- Helbig, Gerhard (1992): Probleme der Valenz- und Kasustheorie. Tübingen
- Helbig, Gerhard (1997): „Grenzgänger“ und „Einzelgänger“ in der Grammatik. In: I. Barz/M. Schröder (Hg.): Nominationsforschung im Deutschen. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 75. Geburtstag. Frankfurt/M. u.a., 325-334
- Helbig, Gerhard (2000): Quo vadis, Grammatik? Zum Status der einzelsprachlichen Grammatik. In: J. Bayer/Ch. Römer (Hg.): Von der Philologie zur Grammatiktheorie. Peter Suchsland zum 60. Geburtstag. Tübingen, 2-13
- Jackendoff, Ray (1983): Semantics and Cognition. Cambridge (Mass.)
- Kertész, András (Hg.) (1995): Sprache als Kognition – Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis. (= Metalinguistica, Debrecener Arbeiten zur Linguistik, 1). Frankfurt/M.
- Kertész, András (Hg.) (1997): Metalinguistik im Wandel. Die ‚kognitive Wende‘ in Wissenschaftstheorie und Linguistik (= Metalinguistica, Debrecener Arbeiten zur Linguistik, 4). Frankfurt/M.
- Kleiber, Georges (1993): Prototypensemantik. Eine Einführung. Tübingen
- Knipf-Komlósi, Elisabeth (2000): Prototypenbasierte Möglichkeiten in der zweisprachigen Lexikographie. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.), 113-128
- Lakoff, George (1987): Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories reveal about the Mind. Chicago
- Lang, Ewald (1994): Semantische vs. konzeptuelle Struktur: Unterscheidung und Überschneidung. In: M. Schwarz (Hg.), 25-40
- Mangasser-Wahl, Martina (1996): Eine Chronologie der Entstehung und Entwicklung der Prototypentheorie. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 83-100
- Mangasser-Wahl, Martina (Hg.) (2000): Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven. Tübingen
- Mangasser-Wahl, Martina (2000): Roschs Prototypentheorie – Eine Entwicklung in drei Phasen. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.), 15-31
- Motsch, Wolfgang (1986): Anforderungen an eine handlungsorientierte Textanalyse. In: ZfG 7/3, 261-282
- Rosch (Heider), Eleonor (1973a): Natural Categories. In: Cognitive Psychology 4, 328-350
- Rosch (Heider), Eleonor (1973b): On the internal structure of perceptual and semantic categories. In: T. Moore (Hg.): Cognitive development and the acquisition of language. New York/London, 111-144
- Rosch, Eleonor (1975): Cognitive representations of semantic categories. In: Journal of Experimental Psychology 104, 192-233
- Rosch, Eleonor (1977): Human Categorization. In: N. Warren (Hg.): Studies in Cross-Cultural Psychology. Bd. 1. New York/London/San Francisco, 1-49

- Rosch, Eleanor/Mervis, Carolyne B. (1981): Categorization of Natural Objects. In: Annual Review of Psychology 32, 89-115
- Sandig, Barbara (2000): Text als prototypisches Konzept. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.), 93-112
- Schmid, Hans-Jörg (2000): Methodik der Prototypentheorie. In: M. Mangasser-Wahl (Hg.), 33-53
- Schwarz, Monika (¹1992; ²1996): Einführung in die kognitive Linguistik (= UTB 1636). Tübingen
- Schwarz, Monika (Hg.) (1994): Kognitive Semantik/Cognitive Semantics. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. Tübingen
- Schwarz, Monika (1994): Kognitive Semantik – State of the Art and Quo vadis? In: M. Schwarz (Hg.), 9-21
- Schwarz, Monika (1997): Kognitive Linguistik? Eine Straße in den Geist! In: A. Kertész (Hg.), 19-29
- Stepanova, Maria D./Helbig, Gerhard (1978): Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig/Moskau
- Sucharowski, Wolfgang (1996): Sprache und Kognition. Neuere Perspektiven in der Sprachwissenschaft (= WV studium 167). Opladen
- Suchsland, Peter (Hg.) (1992): Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereichs Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena (17.-19.10.1989) (= LA 280). Tübingen
- Suchsland, Peter (1992): Ist die Grammatiktheorie noch zu retten? In: P. Suchsland (Hg.), 385-389
- Viehweger, Dieter (1986/87): Wortschatzdarstellung im semantischen Wörterbuch. In: brücken. Germanistisches Jahrbuch DDR-CSSR. Prag, 209-222
- Viehweger, Dieter (1987): Semantiktheorie und praktische Lexikographie. Ein Plädoyer für die Revision semantiktheoretischer Grundlagen der einsprachigen Lexikographie. In: LS/ZISW/A/160. Berlin, 29-45
- Welke, Klaus (1988): Einführung in die Valenz- und Kasustheorie. Leipzig

Sachregister

- Abhängigkeit 65, 124f., 235
Abhängigkeitsgrammatik (vgl. Dependenzgrammatik) 119ff., 124ff., 133
Abhängigkeitsstammbaum (D-Tree) 119ff.
Abtönungspartikel (vgl. Modalpartikel) 337f.
Abweichung 60, 176
Abstraktion 78f., 82, 180, 252, 262, 324, 335
Actant (Aktant) 121, 128, 135f., 146ff.
Adäquatheit 178f.
Adjektiv 57, 162f.
Adjektivtransformation 156
Äquivalenz 207, 263, 269, 274
„äußere“ Sprachwissenschaft 36f.
Äußerungsakt 305f.
Äußerungsbedeutung (vgl. kontextuelle Äußerungsbedeutung) 200f., 366f.
Äußerungsstruktur 322ff.
Äußerungstyp (Äußerungsform) 311ff.
Agens 209, 380f.
„Akkusativierung“ (des Menschen) 113ff.
Akzeptabilität 158, 182
Akzeptieren von Sprechakten 313f.
Algebra der Sprache 67
Algebra der Transformationen 157, 161
Allophon 52
Ambiguität (ambiger Satz) 184
amerikanischer Strukturalismus 68ff.
Analogie 20f.
Angabe (freie Angabe) 146ff., 221f.
angeborener Spracherwerbsmechanismus 186f.
Antihumanismus 68, 82
Antimentalismus 169
Apriori 20
Arbitrarität (des Zeichens) 39f.
Argument 137f., 139ff., 147, 195f.
ästhetisch 26
Atomismus 21
Ausdruck 61f., 65f.
Ausdrucksgrammatik 357ff.
Ausdrucksvalenz 136f.
Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze 20f., 28
Auxiliartransformation 161
Bedeutung 40, 70ff., 98ff., 104f., 139ff., 200ff., 307ff., 315, 318ff., 346ff.
Bedeutungsfeindlichkeit 70ff.
Bedeutungsfeld 111
Behaviorismus 69ff., 79f.
Beobachtungsadäquatheit 178f.
Beschreibungsadäquatheit (deskriptive Adäquatheit) 179, 240f.
Bezeichnendes 39ff.
Bezeichnetes 39ff.
Beziehungsbedeutung 347
Bildungsgeschichte 23, 27f.
Binarität 54f.
Bindungstheorie 235
britischer Strukturalismus 83f.
„Cartesianismus“ (cartesianische Linguistik) 181, 187
case features (vgl. Kasusmerkmale) 212
Circumstant 121, 128, 135f.
C-Matrix (C-Paradigma) 255f.
Deduktion 67, 168
Dependenzgrammatik 119ff.
Deskriptivismus 68ff.
Diachronie 37f., 58
Dialektgeographie (Dialektologie) 28f.
Dialog 329ff.
Dialoggrammatik 336
Dichtersprache 60f.
diskontinuierliche Konstituenten 124
Diskurs 266f.
Diskursanalyse (vgl. Gesprächsanalyse) 329ff.
Distinguisher 189
distinktive Merkmale 53ff., 86
distinktive Phonologie 53
Distribution 74ff.
Distributionalismus 74ff., 241
distributionelle Phonologie 53

Dominanzverhältnisse (vor allem: zwischen Linguistik und Psychologie) 368ff., 372ff.
 Ebene 61ff., 133ff., 136ff.
 Einfachheit 67, 164
 Einleitungstransformation 156
 Einsicht 183, 244, 371
 Eliminierungstransformation 156
 Empirie 330, 335
 Empirismus 186f.
 Energeia 18, 95f.
 energetische Sprachwissenschaft 102f.
 „Enthumanisierung“ (der Sprachwissenschaft) 68, 79
 Entzweiung der Sprachwissenschaft 38, 82
 Erfolgreich-Sein von Sprechakten 313f.
 Ergänzung (vgl. auch Actant) 131, 146ff., 221f.
 Ergon 18, 95f.
 erklärende Kraft 164f.
 Erklärungsadäquatheit (explanative Adäquatheit) 179, 185, 240f.
 Ersetzungsregeln (rewriting rules) 160, 177f.
 Erweiterte Standardtheorie (der generativen Grammatik) (EST) 226ff.
 E-Sprache (externe Sprache) 244, 364
 Ethnomethodologie 329f.
 explizit performative Äußerung 302
 explizit performative Formel (EPF) 302
 Feld 57, 111ff.
 Filter 176, 237
 Form 20f., 41, 61f., 65f., 71ff., 343ff.
 formale Grammatik 95, 102, 357ff.
 Formalisierung 255, 349f.
 Formalismus 68
 Formbezogenheit 101ff.
 Formklasse 71, 122
 Fügungspotenz 129
 französischer Strukturalismus 84ff.
 Funktion (Funktionsbegriff) 48ff., 64ff., 71f., 83f., 98ff., 104f., 123f., 133, 172, 341ff., 353, 359f.
 funktional 48ff., 210, 341f.
 funktionale Grammatik 341ff., 355ff.
 funktionale Linguistik 48ff., 63

funktionale Satzperspektive 55ff., 260, 275
 funktional-kommunikatives Merkmal 353f.
 funktional-kommunikative Sprachbeschreibung (FKS) 351ff.
 Funktionswort 122
 Funktiv 65
 Funktor 147, 195f.
 Gegenstand der Sprachwissenschaft 79ff., 243f., 252f., 374
 Gegenstandserweiterung der Sprachwissenschaft 107, 252f., 257, 358, 376
 Gegenstandsveränderung (-wechsel) der Sprachwissenschaft 243f., 257, 358, 364, 376
 Geistesgeschichte 23, 25ff., 110
 Geisteswissenschaft 374
 Gelingen von Sprechakten 313f.
 Geltung 104f.
 gemeinsame Einordnungsinstanz (Integrationsinstanz) 269f.
 Gemeintes 345
 General Semantics 74, 110
 Generative Grammatik 155ff., 158ff., 239ff., 318ff., 367, 370f.
 Generative Semantik 193ff., 197f.
 Genfer Schule 43
 Genitiv 165, 179, 203
 Geographie 29f.
 Gesamtbedeutung (der Kasus) 114f., 206f.
 Geschehenstyp 223f.
 Geschichte 22, 29f., 31f.
 Gesellschaft 256f.
 Gesellschaftstheorie 257
 Gesetz 20, 162
 „Gesetz der Sprache“ 98, 108
 Gespräch 266f., 329, 334f.
 Gesprächsanalyse 329ff., 333ff.
 Gesprächsbereich 333
 Gesprächslinguistik 267, 334
 Gesprächsschritt (Gesprächsbeitrag) 332
 Gesprächssequenz 332
 Gesprächssteuerung 331, 333
 Gesprächstheorie 335f.
 Gesprächstyp 333

gesprochene Sprache 329f.
 gestaltbezogene Sprachwissenschaft 103ff.
 Gliederungssignal 333, 337
 globale Ansatz (vgl. holistischer Ansatz) 149, 372f., 382
 Glossematik 61ff.
 Glücken von Sprechakten (vgl. Gelingen) 313f.
 Grammatik 26, 61f., 102ff., 130f., 158, 177f., 349, 358ff.
 Grade der Grammatikalität 159, 176f.
 Grammatikalität 158f., 168, 181f.
 Grammatiktheorie 243, 262, 299, 341, 370f., 375ff.
 grammatische Bedeutung (vgl. wörtliche Bedeutung)
 grammatische Kompetenz 300f.
 grammatische Konventionalität 311f.
 grammatische Relation 172f.
 grammatische Transformation 228
 Handlung 256, 261f., 277f., 298f., 310ff., 322
 Handlungsbedeutung 200
 Handlungsinstrument 257, 298f.
 Handlungsstruktur 314, 323f.
 Handlungstheorie 256, 262, 299, 315
 Handlungstyp 302f., 322, 353f.
 Head (Kopf) 232, 235
 Historismus 21f.
 historisch-vergleichende Methode (Sprachwissenschaft) 17
 holistischer Ansatz (vgl. globaler Ansatz) 372f., 382
 Homonymie 160, 164f.
 Hypersatz (vgl. performativer Hypersatz)
 Hypothese/hypothetisch-deduktive Methode 67
 IC-Grammatik (IC-Analyse) 157, 159f.
 idealer Sprecher/Hörer 197, 321
 Idealisierung 335
 Idealismus in der Sprachwissenschaft 25ff.
 Idealistische Neuphilologie 23, 26ff.
 Illokution 298, 322
 illokutionäre Kompetenz 320f.
 Illokutionspotential 261
 Illokutionsstruktur 272, 275, 323f.

Illokutionstyp 316f.
 illokutiver (illokutionärer) Akt 198f., 303ff.
 illokutiver Indikator 306, 312, 337
 illokutive Rolle 198f.
 Immanenz 63ff.
 Immediate Constituents (= IC) 157, 159f.
 Implikatur 308f.
 indirekter Sprechakt 316ff.
 Individualpsychologie 25
 Induktion 186f.
 Informant 181
 Inhalt 61f., 65f., 96ff., 114f., 360f.
 inhaltbezogene Grammatik 93ff., 103ff., 350
 Inhaltsgrammatik 357ff., 360f.
 Inhaltsvalenz 136f.
 initial phrase marker 228ff.
 initiativer Sprechakt 332
 innere Sprachform 18, 20f., 24, 95ff.
 innere Sprache (vgl. I-Sprache)
 „innere“ Sprachwissenschaft 36f.
 Instrumental 141, 209
 integrale Sprachlehre 351
 integrative Textdefinition 265, 287f.
 Intention 272, 308f., 314
 intentionalistischer Bedeutungsbegriff 308f.
 Intentionalität von Sprechhandlungen 304, 308f.
 Intention 345
 Interaktion 197f., 252f., 310ff.
 interaktionale Linguistik 331
 Interaktionsanalyse 315f.
 Interpretation 106
 interpretative Semantik 197f.
 Intransitivität (von Verben) 127
 Intuition 168, 182f., 244
 intuitiver Bedeutungsbegriff 202f.
 Isolierung 21
 Isotopie 269, 274
 I-Sprache (innere Sprache) 244, 364
 Junggrammatiker 19ff.
 Junktiv 122
 Kasusliste 210f.
 Kasusmerkmal 212
 Kasusrahmen 204ff., 219ff.
 Kasusrolle 203ff.

Kasustheorie (-grammatik) 203ff., 235f.
 kategoriale Komponente 228f.
 Kategorie 125, 172, 210, 215ff.
 Kern(-satz) 157, 161f., 171f.
 Klassifizierung 74
 klassischer Strukturalismus 46ff.
 Kognition 364, 368ff.
 Kognitionswissenschaft 368ff., 374f.
 kognitive (mentale) Dispositionen 370,
 373
 kognitive (konzeptuelle) Kasus 144ff.
 kognitive Linguistik 239ff., 364ff.,
 370ff.
 kognitive Psychologie 367, 376ff.
 kognitive Textauffassung 279
 kognitive Valenz 144f.
 kognitive Wende 218, 257, 364, 372,
 381ff.
 Kohärenz 263ff., 268ff.
 Kohäsion 270, 272
 Kollokation 83
 Kommunikation 252f., 261f., 311, 314,
 319f., 344ff., 358ff.
 Kommunikationsabsicht (= kommunika-
 tive Absicht) 345, 352
 Kommunikationsaufgabe 352
 Kommunikationseffekt (= kommunika-
 tiver Effekt) 344f.
 Kommunikationsintention (vgl. Kom-
 munikationsabsicht)
 Kommunikationsmittel 261, 345
 Kommunikationsplan 352
 Kommunikationsverfahren (KV) 281,
 352ff.
 kommunikative Funktion 312
 kommunikative Grammatik 359f.
 kommunikative Kompetenz 300f.
 kommunikative Konventionalität
 311ff.
 kommunikative Perspektivierung 56f.
 kommunikativer Sinn 200f., 366f.
 kommunikative Textauffassung 277ff.
 kommunikativ-grammatische Katego-
 rie 343
 kommunikativ-pragmatische Wende
 252ff., 256ff., 381ff.
 Kommutation 62
 Kompetenz 180ff., 244, 299ff., 319ff.,
 357

Komponente 177f., 188ff., 232ff.
 Konjunktionstransformation 160f.
 Konnex 263, 269, 274
 Konnexion 119ff.
 konstativer Satz (konstative Äußerung)
 301ff.
 Konstituente 135
 Konstituentenstruktur(-Modell) 124f.,
 133, 161
 konstutive Regeln 307
 Konstruktivismus 374
 Kontext 83f.
 Kontextualismus 83f.
 kontextuelle Äußerungsbedeutung
 (kontextuelle Bedeutung) 64, 200f.
 Kontrolltheorie 236
 Konvention 307ff.
 Konventionalität von Sprechakten
 304f., 208, 311ff.
 konventionelle Implikatur 308f.
 Konversationsanalyse (vgl. Gesprächs-
 analyse) 329ff.
 Konversationsimplikatur 308f.
 Konversationsmaxime 308f.
 konzeptuelle Struktur 201f., 223f.
 Kookkurrenz 75, 155ff.
 Kopenhagener Schule 61ff.
 Korrelationshypothese 356
 Kreativität (kreativer Aspekt) des
 Sprachgebrauchs 181, 187
 Kulturdynamik 31
 Kulturgeographie 31
 Kulturgeschichte 30
 Kulturmorphologie 30ff.
 Kultursoziologie 31
 Kulturgeschichte 26
 langage 36ff.
 langue 36ff., 58, 61f., 67, 180f.
 Laut 20f., 51ff., 99f.
 Lautbezogenheit 99ff.
 Lautgesetz 20, 28f.
 Leerstelle 127, 137f., 147
 Leistung 102ff.
 leistungsbegogene Sprachwissenschaft
 103ff.
 Lerntheorie 187f.
 Lexem 86f.
 lexikalische Bedeutung 64
 lexikalische Transformation 228

Lexikalismus (lexikalistische Hypothese) 237f.
 Lexikon 130f., 175, 177f., 188f., 228f., 237f.
 Linguistik 64
 linguistische Grammatik 357
 Literaturgeschichte (-wissenschaft) 110
 Literatursprache 59f.
 Logik 24, 137f., 195f.
 logische Form 229, 233
 logische Funktion 343
 logische Sprachtheorie 66
 logische Valenz 137ff.
 logisch-grammatische Kategorie 343
 lokutiver (lokutionärer) Akt 303f.
 Makrolinguistik (makrolinguistische Orientierung) 252f.
 Marker 189f.
 Meaning 70ff., 83f., 165, 308f.
 Mehrdimensionalität der Sprache 225, 232f., 271ff.
 „Menschheitsgesetz“ der Sprache 98
 Mentalismus 70, 169, 181f.
 metakommunikativer Sprechakt 333
 Metalinguistik 74, 110
 Metaprinzip 243
 Methoden 79ff.
 Mikrolinguistik (mikrolinguistische Orientierung) 252f.
 Minimalismus-Programm 238f.
 Mitspieler 128
 Modalpartikel (vgl. Abtönungspartikel) 337f.
 Modularisierung (Modularität) 233ff., 365f.
 modularer Ansatz 372f., 382
 Morphophonemik 160f.
 Mundartenkunde (Mundartenforschung) 28ff.
 Muttersprache 98
 natürliche Logik 195f.
 Negation der Negation 80, 82
 Negationstransformation 162
 Neohumboldtianismus 95f.
 Neopositivismus 78f., 355
 Netzwerk 276
 Neuromantiker 93ff.
 nicht-direkter Sprechakt (vgl. indirekter Sprechakt)

Nominalisierungstransformation 156, 162
 Norm 59
 Nukleus 119
 Null-Kontext 200, 321
 Numerustransformation 161
 Oberflächenkasus 203f., 206f.
 Oberflächensatzglied 206f.
 Oberflächenstruktur 171ff., 177f., 184f., 227ff.
 Objekt 121, 134f., 172
 Objektivität(skriterium) 183, 244
 Onomasiologie 100, 112
 Opposition 54f.
 Organon(-Modell) 55, 107
 Paradigma 253ff.
 Paradigmawechsel 253ff.
 Paramter 234f., 242f.
 parole 36ff., 58, 180f.
 Partikel 333, 336ff.
 Partikel-Forschung 336ff.
 Passivtransformation 156, 161, 163
 Performanz 180ff., 319ff., 357
 Performanztheorie 183
 performative Hypersatz 198f.
 performativer Satz (performative Äußerung) 198f., 301ff.
 performatives Verb 302f., 312f.
 Performativformel 199, 302f.
 Performativitätshypothese 198f.
 perlokutiver (perlokutionärer) Akt 303ff.
 Perspektive 145f., 214f., 218ff.
 Philologie 64
 Philosophie 81f., 318f.
 Phonem 51ff.
 Phonemmerkmal 54f.
 Phonetik/Phonologie 50ff., 61f., 84f.
 Phrasenstruktur-Grammatik (PS-Grammatik) 75f., 124f., 159f., 175
 Physikalismus 70, 169, 181f.
 P-Marker (Phrasen-Marker) 171ff.
 P-Matrix (P-Paradigma) 255f.
 Port-Royal-Grammatik 184f.
 Position 71f.
 Positivismus 22ff.
 Prädikat 137f., 139ff., 195f., 209f., 274
 Prädikatenlogik 195f.
 Prager Linguistenkreis/Schule 47ff., 63

Pragmatik 253, 315, 318ff.
 pragmatische Valenz 143ff., 218
 Pragmem 316
 Praxeogramm 316
 primär (primitiv) performative Äußerung 302
 Prinzip(ien) 234ff., 242f.
 Prinzipien- und Parameter-Grammatik (PP) 231ff., 242f.
 Produktionsgrammatik 359
 Proform (Prowort) 269
 Projektionsregel 188ff.
 Projektionsprinzip 236
 Pronominalisierungstransformation 156
 Proposition 195f., 204
 propositionale Textauffassung 277ff.
 propositionaler Akt 305f.
 propositionaler Gehalt 306
 propositionaler Indikator 306
 Propositionalstruktur 272, 274f.
 Prototyp 376ff.
 Prototypentheorie (-ansatz) 376ff.
 prototypischer Textbegriff 268, 273, 288f.
 prozedurale Kompetenz 371
 prozedurales Textmodell 279
 Psycholinguistik 257, 352, 355f.
 Psychologie 24f., 202, 223ff., 257
 psychologische (psycholinguistische) Grammatik 241, 356
 psych(olog)ische Realität der Grammatik 355f.
 Quasi-Transformation 156
 Rationalismus 186f.
 Reaktion 69ff.
 reaktiver Sprechakt 332
 „realistische“ Grammatik 355f.
 Redebeitrag (vgl. turn) 331f.
 Redekonstellation 285, 330
 Reduktionismus 213, 253, 313
 referentielle Bedeutung (Referenzsemantik) 202
 Referenzidentität 263, 269
 Regel 168, 185, 234, 242f., 307
 regelgeleitetes Verhalten 307
 Regelsystem 185
 regulative Regeln 307
 Rektion 114f., 127f., 132, 235

Rektions- und Bindungstheorie (GB) 231ff.
 Relation 41f., 63f., 66ff., 125, 214ff.
 Relationssystem 41f., 63f.
 Relevanz(-prinzip) 84f.
 Revidierte Erweiterte Standardtheorie (der generativen Grammatik) (REST) 231ff.
 Rezeptionsgrammatik 359
 Rhema 55
 Rhetorik 260
 romantische Sprachphilosophie 17ff., 107
 Rückmeldungspartikel 333
 Sachbezogenheit 101f., 347, 350
 Sachgruppe 112
 Sachverhalt 137f., 343
 Sapir-Whorf-Hypothese 110
 Satz 195ff., 259
 Satzglied 133ff., 203f., 206ff.
 Satz-Meaning 317
 Satzmodell (Satztyp) 205ff.
 Segmentierung 74f.
 Selektion 147
 Selektionsbeschränkung 175f., 189f.
 Selektionsregel 175ff.
 Sem 86f.
 Semantik 61f., 133ff., 165ff., 188ff., 315, 318ff.
 semantische Kompetenz 319ff.
 semantische Komponentenanalyse (Merkmalanalyse) 188ff.
 semantische Kasus (vgl. Kasusrolle) 140ff., 206ff.
 semantisches Merkmal 188f., 378f.
 semantisches Prädikat 140ff., 209f.
 semantisches Satzmodell 207
 semantische Valenz 138ff., 205, 207
 Semasiologie 100, 112
 Semem 87
 Semiotik 253, 299
 Signifiant (Signifikant) 39ff.
 Signifié (Signifikat) 39ff.
 Simplicity (vgl. Einfachheit) 164, 169
 Situationstyp (vgl. auch Geschehens-
 typ) 223f., 281, 285f.
 Soziolinguistik 256f.
 Soziologie 257
 Sprachaneignung 186f.

Sprachatlas 28
 Sprachenkonflikte 108
 Spracherwerb 186f., 365
 Sprachgemeinschaft 97f.
 Sprachgeschichte 17ff., 106
 Sprachidealismus 94, 106f.
 Sprachhandlung (vgl. auch Sprechakt)
 311
 Sprachhandlungssequenz 322f.
 Sprachhandlungstheorie 315
 Sprachkultur 59f.
 sprachliches Feld 111ff.
 Sprachphilosophie 17ff., 22, 106f., 299
 Sprachpolitik 106ff.
 Sprachrealismus 94, 107
 Sprachunterricht 354
 Sprachvergleich(ung) 17f.
 Sprachsystem 276ff., 366f.
 Sprachtheorie 78ff., 341, 370f.
 Sprachverhalten 244, 255ff., 364
 Sprechakt 70, 298, 307ff., 332
 Sprechaktklassifikation 309f.
 Sprechakttheorie (Sprechhandlungs-,
 Sprachhandlungstheorie) 256,
 261f., 298ff., 310ff., 318ff., 343f.,
 355
 Sprechakttypen 309f.
 Sprecher 143, 146, 218, 224
 Sprecher-Hörer-Wissenschaft 369
 Sprecherintention (-absicht) 281, 298
 Sprecher-Meaning 309, 317
 Sprecherwechsel 329, 331f.
 Sprechhandlungskonvention 299
 Sprechhandlungstheorie (vgl. Sprech-
 akttheorie, Sprachhandlungstheorie)
 Sprechhandlungstyp (vgl. Sprechakt-
 typ) 281, 322
 Sprechttätigkeit 23
 Spuretheorie (der generativen Gram-
 matik) 228ff.
 Standardtheorie (der generativen
 Grammatik) 171ff.
 Stammbaum 22
 Stelligkeit 140
 Stilistik 26, 260
 Stimulus 69ff.
 Stimulus-Reaktions-Schema 69ff.
 Starta 61ff.
 Struktur 41, 46ff.

Strukturalismus (strukturelle Lingui-
 stik) 46ff., 62ff., 77ff., 349f.
 structural meaning (strukturelle Bedeu-
 tung) 166f.
 strukturelle Methoden 80ff.
 strukturelle Semantik 86f.
 strukturell-grammatische Kategorie 343
 Subjekt 121, 128, 134f., 172, 271f.
 Subjekt-Objekt-Grammatik 204, 207f.
 Subkategorisierung 131
 Subkategorisierungsregel 175ff.
 Subklassenspezifika 131, 147
 Substanz 41, 61f., 65f.
 Substitution 75
 Synchronie 37f., 58
 syntaktische Satzmodelle 205, 207
 syntaktische Valenz 138ff., 146f.
 Syntax 132ff., 165ff., 177f.
 System 32, 35ff., 58, 79f., 168f.
 Systemlinguistik 252f., 255f., 261f.
 Szene 144ff., 214f., 218ff.
 Tätigkeit 252f., 260, 277f., 352
 Tätigkeitsauffassung der Kommunika-
 tion 352ff.
 taxonomische Grammatik 75f.
 Terminologie 77, 102
 Testtransformation 170
 Text 259ff., 266f., 271ff., 276ff.
 Textanalyse 273ff.
 Textart 279ff.
 Textdefinition 263ff.
 Textebene 268ff., 271ff.
 Textem 263
 Textfunktion 284, 286f.
 Textgrammatik 260, 290ff.
 Textkohärenz (vgl. Kohärenz)
 Textkohäsion (vgl. Kohäsion)
 Textkonstitution 273ff.
 Textlinguistik 257, 259ff., 276f., 333f.
 Textmuster 288f.
 Textphonetik 260
 Textpragmatik 260
 Textsemantik 260
 Textsinn 266, 270f.
 Textsorte 144, 279ff., 282ff., 288ff.,
 330
 Textsyntax 260
 Texttheorie 262, 268, 276ff.
 Texttyp 279ff.

Texttypologie 279ff., 290
 Textualität 263, 268, 270, 272f.
 Textwissenschaft 260
 Thema 55, 263f.
 Thema-Rhema-Gliederung 55ff., 275
 thematische Progression 275
 Theorie (und Methoden) 79ff.
 Theorie der Kommunikation 277ff.
 Theorie des Spracherwerbs 186ff.
 Theta-Theorie 235
 Tiefenstruktur 171ff., 177f., 184f.,
 194ff., 203f., 207f., 227ff.
 Tiefen(struktur)kasus (vgl. Kasusrolle)
 208
 T-Marker (Transformation-Marker) 173
 Topik(kette) 56, 274
 Trace-Theory (vgl. Spurentheorie)
 traditionelle Grammatik/Sprachwissen-
 schaft 172, 179, 185
 Transformation 155ff., 162ff., 169ff.,
 177f., 228ff., 236f.
 Transformationalismus (transformatio-
 nalistische Hypothese) 232f.
 Transformationsgeschichte 174
 Transformationsgrammatik 161f., 169f.
 Transitivität (von Verben) 127
 Translativ 122
 transphrastische Linguistik 262
 turn (vgl. Gesprächsschritt, Gesprächs-
 beitrag) 329f.
 Umgebung 74f.
 Universalgrammatik (= UG) 234f.,
 240ff.
 Universalien 185ff.
 Valenz 123, 125ff., 136ff.
 Valenzebenen 136ff., 150f.
 Valenzlexikon/Valenzlexikographie
 130ff.
 Valenztheorie 125ff., 204f.
 valeur (vgl. Wert) 40f., 67
 Verdinglichung des Zeichensystems
 315
 Verhalten 244, 365
 Verschiebeprobe 170

Verstehen von Sprechakten 313f.
 Vertextungsmittel 273ff.
 Verweisfunktion (des sprachlichen
 Ausdrucks) 202f.
 Verwendung 261f., 300, 331, 365
 Verzweigungsregel 175, 178
 Völkerpsychologie 25
 Volkskunde 29
 Volksseele 29, 31
 Vollständigkeit 67
 Wahrheit (Wahrheitsbedingungen,
 -kriterium, -wert) 202f., 318f.
 Weglaßprobe 170
 „Weltansicht“ („Weltbild“) der Spra-
 che 18f., 96f.
 Wert (vgl. valeur) 40f.
 Wertigkeit 129, 140
 Wesen der Sprache 72, 94
 Widerspruchsfreiheit 67
 Willkürlichkeit des Zeichens (vgl. Ar-
 bitrarität) 39f.
 wirkende Kraft 95f., 107
 Wirkung 102ff.
 wirkungsbezogene Sprachwissenschaft
 103ff.
 wissenschaftliche Revolution 254
 Wörter und Sachen 30
 wörtliche Bedeutung 200f., 366f.
 Worten der Welt 104f.
 Wortfeld (vgl. Feld, Bedeutungsfeld,
 sprachliches Feld)
 Wortklassen(-Einteilung) 122, 134,
 232
 Wortstellungstransformation 156
 X-bar-Theorie 231f.
 Yale-Schule 68
 Zeichen 38ff., 65, 359
 Zeichensystem 79f.
 Zentrum (und Peripherie) 57, 380f.
 Zugriff 104f.
 Zuordnung (von Lauten und Bedeu-
 tungen) 208, 255, 349, 359
 Zwei-Ebenen-Semantik 223, 273
 Zwischenwelt 96ff.